438.6
G 77d

Turner-Schulbücher. III.

# Drittes Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben

durch den

Vorort des Nordamerikanischen Turnerbundes

unter Begutachtung einer Commission von Schulmännern.

Verfaßt

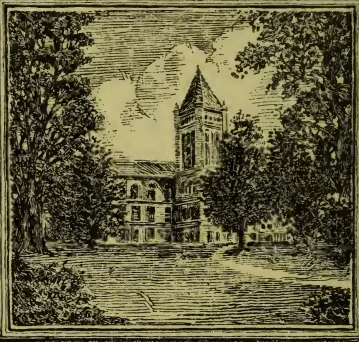
von

W. Grauert.

„Für die Kinder ist das Beste eben gut genug."
Göthe.

New York.
Verlag von E. Steiger.

THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS



PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

4386
C77d

**CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS**

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

**Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.**

**TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400**

**UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN**

JAN 02 1996

DEC 20 1995

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Turner-Schulbücher. III.

# Drittes Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben

durch den

**Vorort des Nordamerikanischen Turnerbundes**

unter Begutachtung einer Commission von Schulmännern.

Verfaßt

von

**W. Grauert,** A. M.

„Für die Kinder ist das Beste eben gut genug."
Göthe.

New York.
Verlag von E. Steiger.
1872.

ENTERED, according to Act of Congress, in the year 1868, by
Henry Merz, Henry Metzner and S. Spitzer,
in trust for the Executive Committee of the North American Turnerbund,
in the Clerk's Office of the District Court of the U. S. for the
Southern District of New York.

Satz und Electrotypie von
C. Steiger in New York.

438.6
G77d
Rattermann

# Vorwort.

Das dritte Lesebuch schließt sich in Form und Inhalt dem zweiten an. Nachdem in letzterm den Schülern die ihnen zunächstliegenden Erfahrungsgebiete des Thier- und Pflanzenreichs in zugänglicher Form geboten worden, beginnt das dritte Lesebuch mit Lesestücken aus dem Mineralreich. An diese schließt sich das Gebiet der Naturerscheinungen an, welche dann zur Be-
en und mit dem
abschließen.
jedem Stücke für
und ästhetische
en war natürlich
ses Lesebuch den
ten und Wissen-
er Schüler, nach
und Indivi-
nd ins Allge-
soll.

☞ **Die neue Orthographie der deutschen Sprache** wird wahrscheinlich bald wieder verändert werden, und ist daher in diesem Buche noch nicht zur Anwendung gebracht worden; wir verweisen aber Diejenigen, welche sich damit vertraut machen wollen, auf den **Anhang.**

Dieses Lesebuch soll nicht nur dem Alter von 10—11 Jahren, sondern auch, gleich allen andern, der Bildungsstufe der Schüler angemessen sein; da es aber in diesem Lande an einem einheitlichen Schul- und Bildungssystem fehlt, so mußte der Verfasser (nicht ohne Mißtrauen) sich von seinen subjektiven Grundsätzen und Erfahrungen leiten lassen.



30574

Entered,
He
in trust for the E
in the Cl

Satz und Electrotypie von
E. Steiger in New York.

438.6
G77d
Rattermann

# Vorwort.

Das dritte Lesebuch schließt sich in Form und Inhalt dem zweiten an. Nachdem in letzterm den Schülern die ihnen zunächstliegenden Erfahrungsgebiete des Thier- und Pflanzenreichs in zugänglicher Form geboten worden, beginnt das dritte Lesebuch mit Lesestücken aus dem Mineralreich. An diese schließt sich das Gebiet der Naturerscheinungen an, welche dann zur Betrachtung allgemeiner Naturkräfte führen und mit dem Einblick in die Totalität der Natur, ins Weltall, abschließen.

Wie im zweiten Lesebuche, folgt auch im dritten jedem Stücke für die geistige Bildung je eines für die ethische und ästhetische Bildung in Erzählungen und Gedichten.

Bei der fortschreitenden Belehrung im Sachlichen war natürlich auch eine allmälig strengere Form geboten, so daß dieses Lesebuch den Uebergang vom rein Anschaulichen zum Erkannten und Wissenschaftlichen im vierten Lesebuche darstellt, in welchem der Schüler, nach dem vorausgegangenen Blick ins Gegenwärtige und Individuelle, in die Vergangenheit (Geschichte) und ins Allgemeine (Länder- und Völkerkunde) eingeführt werden soll.

Dieses Lesebuch soll nicht nur dem Alter von 10—11 Jahren, sondern auch, gleich allen andern, der Bildungsstufe der Schüler angemessen sein; da es aber in diesem Lande an einem einheitlichen Schul- und Bildungssystem fehlt, so mußte der Verfasser (nicht ohne Mißtrauen) sich von seinen subjektiven Grundsätzen und Erfahrungen leiten lassen.



36.574

Eine Berücksichtigung des Geschlechts bei der Auswahl der Stücke erscheint dem Verfasser in diesem Lesebuche noch nicht zweckmäßig.

Je weiter der Schüler schreitet, um so mehr muß bei der Auswahl seiner Lesestücke auf einen correcten und schönen Stil gesehen werden. Der Verfasser bemühte sich daher von der zweiten Hälfte dieses Lesebuches an, charaktervollern Inhalt und Form im Auge zu halten; aber erst vom vierten Lesebuche an wird er den Schüler reif genug finden, ihm eine Auswahl in gediegenen Inhalt und klassischer Form bieten zu können. Der Verfasser stimmt hierin mit dem bewährten Pädagogen Mager überein, wenn er (in seinem Werk: „Die genetische Methode" 2c.) sagt: „Wie hoch auch die Form, namentlich bei Dichtern, zu stellen ist, für die Schule dürfte Reichthum an Gedanken und Sachen das Wesentlichere sein." Das Gelesene soll vor Allem sich dem Wissen des Schülers ansetzen; er soll die Sache in sich aufnehmen. Die Gedichte bieten ohnehin Nahrung genug für die Entwicklung des Geschmackes an schöner Form.

Auch in diesem Lesebuche wurde die seichte Sentimentalität und alberne Hohlheit der amerikanischen Lesebücher gewissenhaft vermieden. Wohl ist die ethische Bildung der Endzweck der Schule; sie muß aber ebenso sorgsam die nüchterne, gezwungene Richtung der Amerikaner, wie die überschwänglich geschwungene mancher Deutschen zu vermeiden suchen.

Hudson City, N. J., im März 1868.

**Wm. Grauert.**

## 1.

# Der Frühling.

Nun ist er wiedergekommen, der schöne Frühling mit seinen Freuden! Die helle Sonne scheint wärmer auf die verjüngte Erde. Der Himmel prangt im blauen Kleide. Die Bäume legen ihr grünes Gewand an und geben uns einen wohlthuenden Schatten. Das Gras sproßt auf der Wiese. Das Veilchen erschließt sich und verbreitet seinen wohlriechenden Duft. Die Vöglein im Walde und in den Gärten singen ihr munteres Liedchen und bauen ihre niedlichen Nester. Das Lamm hüpft munter auf der Aue, auf dem Berge und im Thal, und der Hirt bläst sein frohes Lied. Der Landmann bestellt seinen Acker und bestreut ihn mit Samen. Ist auch die Arbeit schwer, ist auch die Mühe groß, so fühlt er sich doch von der Hoffnung gestärkt, daß ihn die Ernte reichlich lohnen werde. Die Kinder verlassen die Stuben und spielen im Schatten der Bäume und auf blumigen Wiesen. Sie pflücken die Blumen, die der Frühling gibt, und winden einen Strauß.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglöckchen blüh'n
Und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

Die Lerche singt in luft'ger Höh',
Der Schwan taucht in den blauen See
Sein schneeiges Gefieder.
Die Freude hallt
Durch Busch und Wald,
Und Alles hallt sie wieder.

Drum komme, wem der Lenz gefällt,
Und freue sich der schönen Welt.

Aufgabe: Gib die Vergangenheit aller Zeitwörter dieses Stückes an.

## 2.

## Heinrich ladet einen Freund aus der Stadt zum Besuche ein.

Theurer Freund!

Schon vor einem halben Jahre hast Du mir einen Besuch versprochen. Du kannst keine angenehmere Zeit hierzu auswählen, als diese schönen Frühlingstage, und ich denke, es soll Dir nicht wenig Vergnügen machen, wenn Du unser Dörfchen ganz in einem blühenden Obstbaumwald versteckt findest. So Etwas siehst Du in Eurer düstern Stadt nicht; denn die Bäume, die Eure Spaziergänge beschatten, sind wohl hübsch, aber sie bringen weder Blüthen noch Früchte. Die Sonne beleuchtet schon am frühesten Morgen unser freundliches Dörfchen, während sie erst am hohen Mittage auf ein paar Stunden in Eure engen Gassen hineinblickt. Von den schönen Aussichten, die man auf unsern Bergen genießt, will ich lieber gar nichts sagen, da ich doch nicht im Stande bin, sie Dir zu beschreiben. Kurz, ich bin zum Voraus überzeugt, daß Dir der Genuß unsrer ländlichen Natur viele Freuden gewähren werde; deßhalb komme recht bald zu

Deinem Freunde

Heinrich.

Aufgabe: Gib das Mittelwort (Particip) der Zeitwörter dieses Stückes an.

## 3.

## Gewöhne dich, früh aufzustehen.

Viele Kinder und erwachsene Leute klagen darüber, daß sie kaum je mit ihren Arbeiten fertig werden können, Andere darüber, daß sie sich Morgens müde fühlen und unlustig zur Arbeit sind. Der Grund davon liegt sehr oft darin, daß sie des Morgens zu lange schlafen, oder wachend im Bette verweilen; denn früh arbeitet sich's am besten, und frühes Aufstehen ist auch dem Körper dienlich, während langes Schlafen schwächlich macht.

Als Friedrich der Große, König von Preußen, zur Regierung kam, gab er seinem Kammerdiener den strengen Befehl, ihn recht zeitig zu wecken, und, wenn er nicht gleich aufstände, die Erlaubniß, jedes Mittel anzuwenden, ihn aus dem Bette zu bringen. Der Kammerdiener erfüllte treulich des Königs strengen Befehl, und als dieser einst nicht

aufstehen wollte, nahm er ein Tuch, tauchte es in kaltes Wasser und legte es dem Könige aufs Gesicht. Dies half. Der Kammerdiener durfte weiterhin dieß Mittel nicht mehr anwenden. Der König gewöhnte sich bald daran, früh aufzustehen, und war dafür seinem Diener sehr dankbar. Merkt hierbei das schöne Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde.

## 4.
## Die vier Brüder.

Vier Brüder geh'n Jahr aus Jahr ein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichsten Segen.

Der dritte naht mit Ueberfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß,
Viel Aepfel, Nüß' und Weine.

Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

O sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch ich's nicht zu sagen.

## 5.
## Die vier Jahreszeiten.

Ernst hatte sich einen Mann aus Schnee gemacht. Jetzt stand er vergnügt dabei, jubelte laut vor Freude und rief: „Ach, wenn es doch immer Winter bliebe!" — Der Vater hörte dies und schrieb des Sohnes Worte in seine Schreibtafel.

Der Winter verging, es kam der Frühling. Da ging Ernst mit seinem Vater in den Garten, um zu arbeiten. Als sie eintraten, fielen dem Knaben eine Menge herrlicher Blumen in die Augen. Der Gärtner hatte des Vergnügens halber sie alle gepflanzt; Hyazinthen, Veilchen, Aurikel und Schneeglöckchen standen in voller Blüthe und verbreiteten süßen Wohlgeruch. Lange blieb der überraschte Knabe vor den lieblichen Kindern des Lenzes stehen, und der Vater fragte: „Weißt du, wer diese Blümchen uns bringt?" „Wohl," antwortete Ernst, „den Lenz erkennt man an seinen Blumen; bliebe er doch immer bei uns!"

Auch diesen Wunsch schrieb sich der Vater auf. — Jetzt kam der Sommer. Manche Früchte waren von der Hitze gereift. Da ging Ernst mit seinen Eltern und Gespielen nach dem nächsten Dorfe. Hier setzten sie sich in eine Laube, durch deren dichtes Laub die Sonnenstrahlen abgehalten wurden. Wie herrlich schmeckte jetzt unserm Ernst die frische Milch, obgleich sie in Gefäßen vor ihm stand, die nur aus schlichtem Thone verfertigt waren. Später aß er Kirschen und anderes Sommerobst und freute sich auf dem Heimwege über die grünen Saaten und die blumigen Wiesen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten. „Nicht wahr," sagte der Vater, „auch der Sommer ist schön?" „O," antwortete Ernst, „daß es immer Sommer bliebe!" — Auch diesen Wunsch merkte sich der Vater, um später den Sohn zu belehren.

Die Tage wurden kürzer, das Laub vergelbte, und Ernst erkannte an allen diesen Merkmalen den Herbst. Die ganze Familie brachte jetzt einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer, aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, und die Zweige der Bäume von der Last der reifen Früchte niedergebeugt. Das war ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber aß, als Obst. „Die schöne Zeit," sagte sein Vater, „wird bald vorbei sein; der Winter ist schon vor der Thüre, um den Herbst zu vertreiben." „Ach," sagte Ernst, „ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!"

„Wolltest du wirklich?" fragte sein Vater. „Wirklich!" war des Knaben Antwort. „Aber," fuhr der Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, „siehe einmal, was hier geschrieben steht! Lies doch! „„Ernst wünschte, daß es immer Winter wäre!"" Und nun lies hier: „„Ernst wollte, daß es immer Frühling sein möchte!"" Was steht aber hier? „„Ernst wünschte, daß es immer Sommer wäre!""

„Erinnerst du dich noch dieser Wünsche?" fragte der Vater. „Ach ja," antwortete Ernst, „ich weiß sie wohl." „Und was wünschtest du eben?" „Ich wünschte, daß wir immer Herbst hätten." „Das ist doch sonderbar," sagte der Vater; „im Winter wünschest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst sein möchte. Denke einmal nach, was daraus folgt." „Trotz meiner unüberlegten Wünsche sind alle Jahreszeiten gut," antwortete Ernst. „Ja wohl," fuhr der Vater fort, „es folgt

daraus, daß sie alle reich an Freuden und mannigfaltigen Gaben sind. Hätte es im vorigen Winter, mein Sohn, von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer und Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlittenfahrten und Schneemänner machen zu können. Wie manches Vergnügen hätten wir dann entbehren müssen! Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll; wie bald würde sie dann schlechter werden!"

Aufgabe: Welche Hauptwörter in diesem Stück stehen im Wessenfall?

## 6.

# Ein Kranz von Frühlingsliedern.

### Frühlings Ankunft.

Der Lenz ist angekommen,
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kuckuck ruft, der Finke schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier, Blümlein auf der Haide,
Dort, Schäflein auf der Weide.
Ach! seht doch, wie sich Alles freut!
Es hat die Welt sich schön erneut.
Der Lenz ist angekommen.

### Frühling auf dem Kirchhofe.

Bunt in festlichem Geschmeide
Glänzet Feld und Wiesenplan;
Mit der Hoffnung grünem Kleide
Sind die Gräber angethan.
Vöglein, singet! summt, ihr Bienen!
Espe, flüstr' ein lispelnd Lied!
Denn der Frühling ist erschienen,
Und der kalte Winter schied.

Allen Leiden, allen Schmerzen,
Die des Grabes Nacht bedeckt,
Hat der Lenz mit warmem Herzen
Diesen lichten Mai gesteckt.
Vöglein, singet! summt, ihr Bienen!
Espe, flüstr' ein lispelnd Lied!
Denn der Frühling ist erschienen,
Und der kalte Winter schied.

Alle Freuden, alle Wonne,
Die des Grabes Nacht bedeckt,
Hat der Lenz mit seiner Sonne
Hier als Blumen auferweckt.
Vöglein, singet! summt, ihr Bienen!
Espe, flüstr' ein lispelnd Lied!
Denn der Frühling ist erschienen,
Und der kalte Winter schied.

## Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen bei dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling klopft und pocht ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her,
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebäckig rothes Kind,
Und bläst, daß Alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Herzen auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust!
Geschwinde, geschwinde!

## Herr Frühling.

Herr Frühling zog ins Land hinein,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Rößlein war ein Schmetterling,
Darauf er saß mit Lächeln,
Und vor ihm her ein Page ging,
Ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig.
Er aber sah den Wald sich an
Und sprach; „Hier will ich hausen!"
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und sprach: „Hier will ich schmausen!"

Mailüftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wolkenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab ins Thal,
Die Quellen ließ er springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den welken Blättern drauf,
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Dazwischen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester,
Das war, versteckt im Blüthenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschen auch verstattet.

Als nun der Mai mit munterm Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Daß er die Tischglock' lautet:
Der Kuckuck rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edlen Herrn,
Den Frühling, anzukünden.

So sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mild gesinnt
Lad't er uns all zum Feste:
Doch Dichter und die Kinder sind
Die rechten Ehrengäste.

## Im Frühlinge.

Der Frühling kam, der Frühling rief
Vom Berg ins Thal hinunter:
„Wär' euer Schlaf auch noch so tief,
Ihr Schläfer, werdet munter!"

Da regten tausend Keime sich
Und wurden stark und stärker,
Und dehnten sich und streckten sich
Und sprengten ihre Kerker.

Da traten Blätter zart und weich
Aus kleinen braunen Wiegen,
Um schüchtern an den schlanken Zweig
Sich innig anzuschmiegen.

Da sprang Schneeglöckchen pfeilgeschwind
Aus seinem grünen Bette;
Es glaubte schon das schöne Kind,
Daß es verschlafen hätte.

Da öffneten sich allzumal
Die Särge der Winterschläfer;
Da spielten in der Sonne Strahl
Die Mücken und die Käfer.

Da wurden auch die Veilchen wach,
Die tief im Grase wohnten,
Und bunte Primel folgten nach
Und weiße Anemonen.

Da fing mein Herz zu klopfen an
So schmerzlich und so bange;
Ein Strom von bittern Thränen rann
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab' ich still gedacht,
Die grüne Hügel decken,
Und die der Lenz mit seiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

## Der Frühling.

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind;
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört;
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt;
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und schläft im waldigen Grund
Und haucht den Athem aus, den süßen,
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer' sprießen;
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wenn er erwacht!

In den verschloss'nen Garten
Steigt er übers Gitter in Eil',
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaum-Gehege
Und feiert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: Wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lang' in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen
Und scheidet und sagt: Ich muß nun gehn.
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.

Der Frühling spricht: Vollendet ist mein Thun,
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt;
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seid,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud'.

Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir;
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade! ade! ist die Liebe nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!

## Waldkonzert.

Herr Frühling giebt jetzt ein Konzert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu
Sehr höflich Jung und Alt.

Die Demoiselle Lerche singt
Das allererste Stück
Und, wie sie still vertrauend hofft,
Mit ihrem alten Glück.

Ein nie gehörtes Solo trägt
Sodann der Kuckuck vor;
Doch wagt er aus Bescheidenheit
Sich nicht aus Busch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kleiner Frist,
So viel es nur vermag,
Erlustigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerschlag.

Drauf folgt ein scherzhaft Quodlibet,
Betitelt: Lieb und Mai,
Herr Kiebitz, Specht und Stieglitz ist,
So wie Herr Fink dabei.

Auch wirkt die Dame Drossel mit,
Frau Elster und Herr Staar,
Und ungenannter Herrn und Frau'n
Noch eine ganze Schaar.

Auf dieses folgt noch ein Konzert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Accompagnement dazu
Ist von Herrn Wiederhall.

Und wenn sich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schlusse ein Terzett
Von Frosch, Zikad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erst dekorirt
Und reich mit Blumen aller Art
Geschmückt und ausspalirt.

Drum komme, wer ein echter Freund
Von Sang und Klang und Scherz;
Das Legegeld dafür ist blos —
Ein freies, frohes Herz!

## Frühlingslied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain.
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Ueber grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Gerieſel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend geröthet,
Wiegt sich spielend der Blüthenbaum.

Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh auf der Haide,
Hier das Lämmchen im Thal,
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Kommt, Gespielen, und springet,
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz.
O geschwinder, geschwinder,
Rund herum, wie die Kinder,
Laßt uns schlingen den fröhlichen Kranz!

### Frühlingslied.

Der Frühling kommt ins Land herein,
Er fliegt auf Schwalbenschwingen,
Und vor ihm her und hinterdrein
Die Vögel alle singen;
Und schweigend wohl, doch froh genug,
Umflattert ihn mit leisem Flug
Und Zug auf Zug
Ein Heer von Schmetterlingen.

Da wird's dem Wald so jugendlich,
Er faßt ein neu Gemüthe;
Die ält'sten Berge stecken sich
Nun Reiser auf die Hüte;
Ja wo nur auch ein schmaler Spalt
Gesprengt den Felsen grau und kalt,
Da alsobald
Hängt eine frische Blüthe.

Die schaut mit heiterm Angesicht
Weit über alle Thale
Entgegen da dem Morgenlicht
Und nach dem Abendstrahle;
Und wenn's mit kühlem Thaue graut,
Und wenn die Nacht hernieder thaut:
So oeut vertraut
Und füllt auch sie die Schale.

Und Erd' und l blickt verschönt
Aus ihrem Kelche wieder,
Derweil im Walde drunten tönt
Ein maienfroh Gefieder.
Und lächelnd schwebt in blauer Luft
Der Frühling hoch ob Berg und Schluft
Und träufelt Duft
Aus vollen Locken nieder.

## 7.

## Der Sommer.

Der liebliche Frühling weicht dem Sommer mit seinen heißen Tagen. Die Sonne glänzt am heitern Himmelsgewölbe und gießt ihre Wärme auf die fruchtreiche Erde aus. Die duftenden Blumen, das saftreiche Gemüse, das reifende Obst, die wogenden Saaten schmachten

nach Regen. Da trübt sich der Himmel, es thürmen sich Gewitterwolken auf, die Blitze zucken, der Donner rollt, der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen. Ein neuer Lebensstrom ergießt sich über die Schöpfung. Die Blumen erheben nun wieder ihr Haupt und wenden ihre glänzenden Augen dem Sonnenlichte zu, das sich neue Bahnen durch den Wolkenschleier bricht. Die Sommerfrüchte beginnen zu reifen. Die Kirschen röthen sich und lächeln uns aus dem noch frischen Grün der Bäume lieblich entgegen. Am niedern Gesträuche reift die Stachel- und Johannisbeere, die der Knabe ohne Gefahr pflücken kann. Die Aehren schwellen, das Korn und der Waizen werden gelber, der Schnitter schärft die Sense und die Sichel, um den Segen der Felder wohlgemuth zu ernten. Reichbeladene Wagen schwanken der leeren Scheune zu, deren Räume sich bald füllen, um das Getreide zu bergen, bis der Landmann Zeit gewinnt, die körnerreichen Aehren auszudreschen.

Ihr Thäler und ihr Höhen!
Euch, die der Sommer schmückt,
In eurer Pracht zu sehen,
Ist, was mein Herz entzückt!

Hoch wallt das Feld der Saaten,
Von reichen Körnern schwer;
Rings ist die Frucht gerathen,
Kein Plätzchen kahl und leer.

Die Vögel, die wir hören,
Erfreu'n sich dieser Zeit.
Nichts tönt in ihren Chören
Als Lust und Herrlichkeit.

Schön seid ihr, Wald und Weiden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein sind deine Freuden,
O reizende Natur!

## 8.

## Das Hagelwetter.

Theuerste Freundin!

Gestern hatten wir einen schrecklichen Nachmittag. Gegen 3 Uhr entstand nämlich ein furchtbares Gewitter, das seine Schrecken schon im Entstehen durch ungewöhnliches Tosen, begleitet von einem heftigen Sturme, ankündigte. Bald durchkreuzten fürchterliche Blitze die Luft.

Immer schrecklicher rollte der Donner. In großen Tropfen fiel der Regen. Immer höher stieg unsere Angst. Bald kurrten Hagelkörner von ungewöhnlicher Größe gegen die Fenster, und immer dichter herniederstürzend bedeckten dieselben bald handhoch die Erde. In wenigen Minuten waren alle unsere schönen Hoffnungen auf eine glückliche Ernte durchaus zerstört, und es blieb nicht einmal soviel verschont, daß man nur die Aussaat davon bestellen könnte. Im ganzen Dorfe herrscht ein furchtbarer Jammer, und wie man hört, sollen alle unsere Nachbarn auf wenigstens zwei Stunden im Umkreis vom gleichen Unglück heimgesucht worden sein.

Herzlich grüßt Dich Deine

Albertine.

## 9.

## Mailied.

Da ist er, da ist er, der liebliche Mai,
Der Himmel so heiter, die Erde so neu,
Die Fluren so duftig, so blinkend vom Thau,
Die Bäche so murmelnd, die Lüfte so blau!

Die Nachtigall flötet im Blüthengesträuch!
Der Hänfling singt hüpfend vom Zweige zu Zweig,
Es scherzen die Fische im schimmernden See,
Es tummeln die Bienen im blühenden Klee.

Willkommen, willkommen, du Geber der Lust!
Wir schmücken mit Kränzen das Haar und die Brust.
Entferne dich, Leiden, entferne dich, Schmerz!
Wir bringen dem Maie ein fröhliches Herz.

## 10.

## Das Gewitter.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben in der Natur herrscht am frühen Morgen. Es grünt und blüht, es rauscht und rieselt, es singt und hüpft. Die unermeßliche Bläue des Himmels überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor; bald fliegen dichtere Wolken am Horizont herauf, erheben sich immer mehr, gleichen übereinander gelagerten Felsengebirgen, mannigfaltig gestaltet, graulich, düster, hellgefärbt. Durch sie werden die Strahlen der Sonne gehemmt; das Tageslicht verliert seine Helle; es wird trüber und dunkler. In der

dunkeln Wolke blitzt es; sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört. Schwül ist die Luft. Regenwolken senken sich in der Ferne nieder. Plötzlich bricht ein Sturm los; er braust und saust; er führt Staubwolken in die Luft empor; Seen und Ströme schlagen Wellen, das Wasser schäumt; die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Thiere des Waldes, die Vögel verbergen sich und suchen Schutzörter gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch kann nicht ohne Furcht sein. Das Herz bebt; Felsen zittern; von wüthenden Wogen wird das Ufer gepeitscht. Oft folgen Blitz und Schlag schnell auf einander. Es fallen große Regentropfen. In einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder. Aus den Thälern und Wäldern ist die ruhige Stille entflohen; das Toben des Sturmes hat sie verscheucht. — Aber ohne Schaden zog das Gewitter vorüber. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne am Tage, treten Mond und Sterne des Nachts hinter dem Gewölk wieder hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt; die Natur lacht. In frischem Grün prangen Wald und Flur; rein gewaschen von Staub sind die Gewächse: munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Hain; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt, die Brust kann freier athmen; der Hauch eines erquickenden Lebens durchweht die ganze Natur.

Aufgabe: Man schreibe die einfachen und zusammengesetzten Hauptwörter in zwei Spalten heraus, jedes mit einem passenden Eigenschaftswort.

## 11.

## Verträglichkeit.

„Nein, Nachbar, die Rüster (Ulme) gehört mir, und zwar mir allein," sprach Peter zu seinem Nachbar Michel, „ob sie gleich in unserm gemeinschaftlichen Zaune steht." „Nein," erwiderte Michel, „sie gehört mir." Es wurden Worte gewechselt, und beide wurden erbittert. Michel, der nicht gern in Feindschaft mit Jemandem lebte, und deßhalb nachgiebig war, schlug vor, sie wollten den Baum theilen, aber Peter wollte von nichts hören. „Nein," sagte er, „der Baum gehört mir ganz. Heute noch verklag' ich dich und will mein Recht schon bekommen."

Er klagte bei der Obrigkeit, und diese rieth zu einer gütlichen Theilung. Michel war bereit, aber Peter nicht. Schon hatte Peter einige Tage seinen Nachbar nicht am Wege gesehen und eine Kuh desselben,

die auf seinen Hof gelaufen war, mit den unbarmherzigsten Prügeln fortgejagt. „Peter," sagte daher Michel, „ich fürchte, wir werden Feinde über den elenden Baum, und das sollte mich dauern. Ich will dir meinen Antheil am Baume schenken, und so ist die Sache zu Ende." „Was schenken?" fuhr Peter hitzig auf, „ich will und brauche von dir kein Geschenk; die Sache soll nun ihren Gang gehen, und wenn der Prozeß mir noch soviel kosten sollte." Der Gerichtsherr redete ihm zu, aber er wollte von nichts hören. Nun ging der Prozeß vorwärts. Die Gärten wurden ausgemessen, es wurden Zeugen verhört, der Prozeß dauerte schon über ein Jahr und noch war nichts entschieden. Peter hatte schon öfter ansehnliche Summen bezahlen, und da er das Geld dazu nicht hatte, dasselbe auf seinen Garten borgen müssen; aber jeder Thaler, den er hingeben mußte, vermehrte seinen Haß und seine Feindschaft gegen Michel. Er that ihm Alles, was er nur wußte und konnte, zum Possen; er verleumdete ihn, wohin er nur kam.

Endlich war der Prozeß entschieden. Peter hatte verloren, und da er kein Geld schaffen konnte, so verkauften die Gerichte seinen Garten und machten sich und seine Gläubiger bezahlt. Michel kaufte ihn, und noch an demselben Tage ging er zu Peter. Dieser blickte ihn wüthend an, als er in das Zimmer trat. „Wollt ihr meiner spotten?" schrie er auf. „Lieber Peter, wie kannst du das glauben?" sagte Michel. „Es dauert mich, daß du dich durch den unnützen Prozeß um deinen schönen Garten gebracht hast. Ich habe ihn gekauft, und da ich gerade unvermuthet eine beträchtliche Erbschaft gethan habe, baar bezahlt, und jetzt komme ich, ihn dir wieder zu schenken." Peter schlug beschämt die Augen nieder. „Höre," fuhr Michel fort, „wir waren sonst gute Freunde, unsere Väter und Großväter sind es auch gewesen, und wir haben so froh mit einander gelebt. Ich habe dir nichts zu Leide gethan, und was du mir gethan hast, soll vergessen und vergeben sein. Hier schlag ein, wir sind Freunde, und der Garten ist dein!"

Schluchzend fiel nun Peter seinem Nachbar um den Hals. „Kannst du mir vergeben?" sagte er, „wie hab' ich so gegen dich, meinen alten, treuen Freund handeln können!"

Die Freundschaft ward von Neuem geschlossen, aber den Garten wollte Peter nicht annehmen. „Nun wohl," versetzte Michel, „wenn du ihn durchaus nicht willst, so schenke ich ihn deinem ältesten Sohne, bei dem ich Gevatter gestanden habe."

Die Familien, die sonst so glücklich mit einander und seit dem

Prozesse so unglücklich ohne einander gelebt hatten, versammelten sich, und die Freude war allgemein. „Höre," fing mit einem Male Michel an, „damit uns nichts mehr an den bösen Streit erinnert, hole zwei Beile; wir wollen die Rüster umhauen und sie verschenken." „Nein," versetzte Peter, „wir wollen sie unseren Kindern zum ewigen Warnungszeichen stehen lassen, damit ihr Anblick sie daran erinnere, wie schlimm der Streit ist, und sie zur Verträglichkeit ermuntere." Der Baum blieb stehen, und Michel und Peter blieben treue Freunde, so lange sie lebten.

## 12.

## Spaziergang an einem schönen Sommermorgen.

Die Erzählungen eines reisenden Kaufmanns, der einige Zeit im Hause des Herrn N. gewesen war, hatte die Lust zu reisen in den beiden Knaben sehr lebendig erregt, und da ihr Vater gerade Geschäfte in dem benachbarten Gebirge hatte, beschloß er, die Reise dahin in Gesellschaft seiner Kinder zu Fuß und auf einem Wege zu machen, der ihm selbst noch neu und unbekannt war.

Dieser Plan ward in wenigen Tagen ausgeführt.

Die erste Bedingung war, vor Tagesanbruch abzureisen und der Sonne entgegenzugehen.

Die Knaben hatten sich etwas zeitiger, als gewöhnlich, zu Bett gelegt. Freudige Erwartungen bewegten ihr Gemüth und kämpften mit dem Schlafe, der auch bei dem ersten frühen Geräusche im Hause entfloh. Es war noch Nacht, als sie aufstanden. Ihre erste Sorge war, nach dem Wetter zu sehen. Der Himmel war rein, und die Sterne leuchteten mit einem stillen, matten Glanze einem heitern Morgen entgegen.

Die kleinen Vorbereitungen der Reise waren schon den Abend zuvor gemacht worden, und die Ungeduld beförderte die Schnelligkeit des Anziehens. Als der Vater kam, die Kinder zu wecken, begegneten sie ihm schon auf halbem Wege, in leichten Nankinjacken und weiten, flatternden Pantalons von demselben Zeuge. Ihre lockigen Haare bedeckte der leichte, graue Hut; eine grüne Reisetasche, welche die nothwendigsten Bedürfnisse in sich faßte, hing auf ihrem Rücken, und mit einem festen Haselstocke in der Hand traten sie gleichsam schon aus ihrer Schlafkammer die Reise wohlgerüstet an, riefen fröhlich dem Vater ihren

guten Morgen entgegen und hörten mit Freuden, daß auch er zum Aufbruche bereit sei.

Auch ihre Schwester hatte nicht versäumt aufzustehen. Sie freuete sich der Reise, an der nur ihre Gedanken Antheil nehmen konnten, dennoch nicht weniger, als die glücklichen Reisenden selbst. Ach, wie gern hätte auch sie einen Wanderstab ergriffen und eine Reisetasche übergehängt, um der Sonne und dem Morgen entgegenzugehen und in froher Gemüthlichkeit über Berg und Thal zu ziehen. Aber sie verbarg den vergeblichen Wunsch in ihrem stillen Herzen, begleitete ihre jungen Freunde über den Hof nach dem Wege, bat sie einigemal, Nichts zu vergessen und ihr Alles wieder zu erzählen, nahm dann Abschied und kehrte zu ihrer Mutter zurück.

An der Hofthür wurden die Wanderer von dem muntern Spitz erwartet, der den Reiseplan schon lange gemerkt und hier seinen Platz genommen hatte, um nicht vergessen zu werden. Herr O.... hätte ihn lieber zu Hause gelassen; aber da er mit so freundlichem Bellen an Allen aufsprang, und die Knaben für ihn baten, wurde er zum Begleiter angenommen. Mit ausgelassener Freude lief er nun eine Strecke voraus und dann wieder zurück, sprang und umtanzte die Wandernden, und sein munteres Gebell schien den Morgen zu wecken, der noch hinter den Bergen schlummerte.

Rüstig schritten die Reisenden vorwärts durch die nächsten bekannten Umgebungen ihrer Wohnung, zwischen den Hecken der benachbarten Gärten durch, über die breiten Wiesen hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler ihrer warteten, die sie vorher noch niemals besucht hatten. Und als die letzten Sterne erloschen und nur der Morgenstern noch zögerte, seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte sie der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein zweites Thal verbarg, das jetzt noch geheimnißvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag.

Ungeduldig eilten die Knaben immer voraus, und mit jedem Schritt, den sie vorwärts thaten, kam ihnen der zögernde Tag immer heller und heller entgegen. Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes, einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an, und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebel ruhte, aus

dem nur einzelne Thurmspitzen und die Wipfel der höchsten Bäume inselartig hervorragten.

Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben. Sie setzten sich nieder, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, Allwin auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes, Theodor neben den Vater auf einen moosbewachsenen Stein. Der Spitz legte sich zu ihren Füßen, die schwarze Schnauze gegen die Erde gedrückt. Hinter ihnen der rauschende Buchenwald, unter ihnen das überschleierte Thal, und abwärts, gegen Norden hin, eine Reihe von Hügeln, die in mannigfaltigen Abstufungen über einander stiegen, immer höher und höher, und an vielen Stellen durch engere Schluchten, oder weiter geöffnete Busen, oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem ihre Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte auf einmal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Strahlen der Sonne, und das Bild der noch Unsichtbaren strahlte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene, flammende Insel über der düstern Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tieferen Thale wogte. Aber jetzt flammte auch der Himmel über der entfernten Bergkette, und aus dem weißen, glühenden Meere strömten und thauten die Strahlen in das Thal hinab und glitten an den Thürmen zu den moosigen Dächern der Dörfer hernieder. Immer tiefer und fester drückte sich der Nebelschleier an die Erde an; dann zerriß und zerstiebte er in unendlichen Flocken, und das ganze Thal lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten lauter und spritzten goldene, glühende Funken auf die Räder herab, millionenmal schwamm das Bild der Sonne mit dem Bache dahin und hing millionenmal, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatt.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatten die Kinder das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs noch nicht gesehen. Allwin verließ seinen Baumstamm und nahm auf dem bemoosten Felsstücke Platz, dem Vater zur Seite, der jedes seiner Kinder mit einem Arme umschlang, eines auf dieser Seite, das andere auf jener. Und die Knaben zeigten sich und ihrem Vater mit freudiger Ueberraschung jede neue Erscheinung, die sich aus der Dämmerung

erhob, oder von der allgemeinen Masse sonderte: der Wiesen üppiges Grün, mit blühendem Schwarzdorn durchflochten, die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume, den eilenden Bach, die Heerden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen, die tiefen, geheimnißvollen Busen der Berge, die einladenden fernen Thäler, und über dem Ganzen das kristallene, klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm.

## 13.

## Das Gewitter.

Was murret und grollet dort fort und fort? Was ragen die Wolken so drohend dort? Das ist des Gewitters gewaltige Macht. Hier heit'rer Himmel, dort Grabesnacht; es regt sich nirgends des Lebens Spur, ein düsteres Brüten hüllt Wald und Flur, die Sänger suchen das bergende Nest, des Waldes Busen der fliehende West, die Blumen neigen sich müd' und matt, und leise zittert der Espe Blatt. Die Lämmer stehen zur Erde gebückt, sie haben sich nahe zusammengedrückt; der Hirte schreitet beklommen einher, er schweigt und athmet ängstlich und schwer; und wie er lauschet mit heimlichem Grausen, da hört er's näher und näher brausen, und sausend und brausend durch riesige Eichen ergrimmte Stürme stöhnen und keuchen. Sie kreisen und wirbeln das dürre Laub, sie tragen und jagen ein Meer von Staub, sie heulen und eilen durch Flur und Wald, zerreißen mit trotzig kühner Gewalt den schwarz behangenen Wolkenhimmel und füllen die Lücken mit Staubgetümmel; und wo der gewaltige Heerbann fleucht, mit Zittern und Zagen sich Alles beugt. Es woget der Forst wie ein wallendes Meer — die Eiche allein steht fest und hehr! Da eint sich grimmig der Stürme Schwarm, sie packen die Eiche mit nervigem Arm, sie toben und rasen in wilder Wuth — die Eiche steht voll kühnem Muth. Ermattet ziehen sie endlich fort; doch sehet ihr wol das Wetter dort? Sie waren dem Wetter vorangeflogen, und langsam kommt es herangezogen. Und dumpfer und schwerer mit düst'rem Grollen die murrenden Donner rasseln und rollen, und heller und greller mit gelbem Licht das Zucken der Blitze die Wolken durchbricht; und dunkel wird es, und Uhu und Eulen und Fledermäuse pfeifen und heulen, und freuen sich jauchzend des Sieges der Nacht, die ihrem Kerker ein Ende gemacht. Und brüllend und krachend die Donner sich wälzen, und Blitze mit

Blitzen sich schlängelnd verschmelzen; der Sturm kehrt wieder mit doppelter Kraft und schüttelt rasend der Eiche Schaft, umarmt sie mit riesenkräftigem Ringen und will sie knirschend zum Beugen zwingen. Die Eiche steht furchtlos mit stolzen Zweigen; sie kann wol brechen, doch nimmer sich beugen.

Erbittert ruht nun der heulende Schwarm; doch führt er voll Rachsucht mit riesigem Arm die Wetter näher und näher zusammen; und heller leuchten die sprühenden Flammen, und lauter tönet der Donner Stimme, und Alles bebet ob ihrem Grimme. Die Eiche allein schaut stolz ins Thal. — Da zuckt ein Blitz! Es kracht und knattert, es rasselt und dröhnt, ein gellender Nachhall im Walde stöhnt. Der Hirte stürzt mit Angstgeberde besinnungslos nieder zur zitternden Erde; und als er sich endlich mühsam erhoben, da haben ihn schirmende Zweige umwoben; die Eiche, des Forstes hochragender Held, sie liegt, vom flammenden Blitze gefällt; doch rauschen die sterbenden Zweige noch leise, in seltsam flüsternder Geisterweise.

Die fernen Donner dumpfer rollen, und einzelne bleiche Blitze noch grollen, die Wipfel schwächer rauschen und wogen; die wirbelnden Winde sind fortgeflogen, nur säuselnde Weste wehen leise und schaukeln sich gaukelnd im Blumenkreise; doch locken sie nicht die Sänger heraus aus ihrem heimlichen Halmenhaus. Die Blumen auch neigen die Häupter noch schwer, gebadet in einem Thränenmeer. Sie haben nicht Stimme, ihr Leid zu klagen, nicht Muth, die Aeuglein aufzuschlagen. Da löset sich langsam der Wolken Flor, ein liebeleuchtender Strahl bricht vor und wandelt die bleichen Tropfen der Au' in Freude glänzenden Thränenthau. Die Lerche jetzt wirbelnd gen Himmel flieht, der Stieglitz zwitschert sein bestes Lied, die Nachtigall flötet im Liebeslaut, der Specht im Häuschen hackt und haut, die Turteltaube girrt und irrt, der schwarze Käfer schweift und schwirrt, die Biene summet und sammelt Seim, der Hirt zieht mit den Lämmern heim. Es hallt im Wald weit die Schalmei und eint sich der jubelnden Heuer Juchhei! und Fluren und Wald und Höh'n und Hain, und Himmel und Erde jauchzen drein.

## 14.

## Verhaltungsregeln während eines Gewitters.

Um sich gegen die Gefahr, vom Blitze getroffen zu werden, möglichst zu sichern, beobachte man folgende Vorsichtsmaßregeln:

1. Man stelle sich während eines Gewitters nicht nahe an Wände, Kamine und Oefen, weil der Blitz, wie der elektrische Funke, gerne schlechtere Leiter, dergleichen Holz und Steine sind, verläßt und in bessere, wozu der menschliche Körper gehört, überspringt. Man halte sich dagegen in der Mitte hoher, geräumiger Zimmer auf und öffne ein Fenster oder eine Thüre, damit man nicht Gefahr laufe in der schwefeligen Luft zu ersticken, wenn der Blitz durch das Zimmer fahren sollte.

2. Während eines Gewitters entferne man Metalle, wie z. B. Ringe, Uhren, Schlüssel ꝛc. von sich und halte sich auch nicht an solchen Stellen auf, wo viele Metalle bei einander liegen oder mit andern Körpern verbunden sind, wie an Herden, Oefen, Eisengittern u. dgl.

3. Man lösche während eines Gewitters das Feuer in Herden und Oefen aus, weil der Rauch und die durch Wärme verdünnte Luft in den Schornsteinen dem Blitze leicht als Leiter dienen könnten.

4. Man bleibe während eines Gewitters zur Nachtzeit nicht im Bette, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß der Blitz schon öfter das Bett entzündet und die Personen darin getödtet hat.

5. Wer sich während eines Donnerwetters auf dem Felde befindet, darf nicht unter Bäumen, besonders nicht unter Eichen und Buchen Schutz suchen; auch unter Heu- und Getreidehaufen sich zu verbergen, ist gefährlich.

6. Die Erfahrung hat bewiesen, daß der Blitz gerne nach Gewässern fährt, deßwegen ist es nicht rathsam, auf Brücken, an Teichen und Flüssen stehen zu bleiben, während ein Gewitter über uns steht.

7. Starkes Laufen, Reiten und Fahren, wodurch ein Luftzug entsteht und die Ausdünstung von Menschen und Thieren vermehrt wird, ist ebenfalls gefährlich.

8. Wenn man sich während eines Gewitters auf der Straße befindet, so stelle man sich nicht unter eine Thüre, sondern gehe in das Haus oder bleibe auf der Straße, weil der Blitz gewöhnlich an den Wänden herabfährt.

9. Wenn ein Blitz irgendwo eingeschlagen hat, so gehe man nicht

sogleich an die getroffene Stelle; denn es geschieht nicht selten, daß ein zweiter Schlag den gleichen Ort trifft.

10. Das Gewitterläuten ist sehr gefährlich, weil die Glocke selbst, sowie der durch das Läuten veranlaßte Luftzug und die Höhe des Thurmes den Blitz anziehen könnten. Zu einer Zeit, als man noch während der ganzen Dauer eines Gewitters läutete, wurden in einem Zeitraume von 33 Jahren in Deutschland allein 386 Kirchthürme vom Blitze getroffen und 103 Personen während des Läutens getödtet. Im Jahre 1783 sind in Deutschland und Frankreich in einer Zeit von 3 Monaten 96 Personen vom Blitz erschlagen worden, indem sie *während eines Gewitters läuteten*. Es wäre dieses Grund genug, das unnütze Gewitterläuten überall vollends abzuschaffen, wo dieses etwa nicht schon geschehen ist; denn daß man durch Läuten das Gewitter vertreiben oder unschädlich machen könne, wird heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr glauben.

**Aufgabe:** Man schreibe alle Zeitwörter auf, in welchen sich das Imperfect nicht auf *te* endigt.

## 15.

## Einladung zu einem Schülerfest.

*Liebster Joseph!*

Künftigen Sonntag erwartet uns Schüler hier eine große Freude. Es wird nämlich das Schülerfest gefeiert, und zwar auf folgende Weise. Am Sonntag Nachmittag versammelt sich die Schuljugend im Schulhause. Von da zieht man, jede Abtheilung mit ihrer Fahne, mit Musik auf die große Kirchenwiese. Dort werden die Kinder mit Obst und Kuchen bewirthet und alle erhalten Geschenke, welche in Büchern, Schreibheften, Schiefertafeln, Federbehältern ꝛc. bestehen. Nachher werden Spiele gemacht, bei welchen man Preise vertheilt. Am Abend soll auch ein kleines Feuerwerk losgebrannt werden und ein Luftballon steigen.

Du kannst Dir vorstellen, lieber Freund, wie sehr wir uns darauf freuen. Komm doch hierher und nimm an dieser Freude Antheil! Ich werde noch viel vergnügter sein, wenn Du bei mir bist, denn jede Freude, die man mit einem lieben Freunde theilt, ist doppelte Freude. Es erwartet Dich sicher Dein

Freund **Konrad.**

## 16.
## Sonnenuntergang.

Wie geht so klar und munter die liebe Sonne unter! Wie schaut sie uns so freundlich an von ihrer hohen Himmelsbahn! Das ist so ihre Weise. Sie zeuget still und leise: „Wer flink am Tage Gutes thut, dem ist am Abend wohl zu Muth!“ Sie läuft den Weg behende, von Anfang bis zu Ende, erhellt und wärmt die ganze Welt aus ihrem himmlischen Gezelt. Auf allen ihren Wegen ist lauter Licht und Segen; dann schließt sie freudig ihre Bahn und lächelt uns noch einmal an. Jetzt geht sie klar und munter, am Abendhimmel unter, bald aus des Morgenhimmels Thor steigt sie mit neuem Glanz empor. Drum wallet frohen Muthes, wie sie, und thuet Gutes! Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf und steht frohlockend wieder auf.

## 17.
## Der Herbst.

Die Tage werden nun immer kürzer und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur wenige Blumen (wie die Aster) blühen noch. Das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet; die Blätter der Kräuter welken und verdorren. Birnen, Aepfel, Nüsse und andres Obst sind nun reif und werden abgepflückt und geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rothwangigen Aepfel und legen sie in Körbe. Vieles Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man legt es deßhalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter; sie werden gepreßt, und dann quillt jener süße Saft heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie todt ist bald Alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann und säet Korn und Weizen fürs künftige Jahr; und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Der Herbst beginnt,
Schon saust der Wind
Und raubt die Blätter den Bäumen.
Die Störche zieh'n,
Die Schwalben flieh'n,
Es schweigen Grillen und Heimen.

Der Hirt ruft schon
Mit Trauerton:
Vorüber Sommer und Freude!
Mit Klageschall
Die Heerden all
Verlassen Fluren und Weide.

Des Mondes Schein
Durch stillen Hain
Beleuchtet öde Gefilde.
Es steigt empor
Des Nebels Flor
Zum luft'gen Wolkengebilde.

## 18.

## Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kriegsleute, und der eine von ihnen war reich, der andere arm. Da wollte der arme sich aus seiner Noth helfen, zog den Kriegsrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säete Rüben. Der Samen ging auf, und es wuchs eine Rübe, die ward groß und stark und ward zusehens dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß niemals solche Rübe gesehen worden war. Zuletzt war sie so groß, daß man sie auf einen Wagen legen mußte, um sie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen sollte, und ob's sein Glück oder Unglück wäre. Endlich dachte er: „Verkaufst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst. Am Besten ist's, du bringst sie dem Könige, und machst ihm ein Geschenk damit." Also lud er sie auf den Wagen, spannte seine Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem Könige. „Ei," sagte der König, „was für ein seltsam Ding ist das? Mir ist viel Wunderliches vor Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht! Aus was für Samen mag die gewachsen sein? Oder dir geräth's allein, und du bist ein Glückskind." — „Ach

nein," sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin nur ein armer Kriegsmann, der sich nicht mehr nähren konnte; darum hing ich den Kriegsrock an den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich und euch, Herr König, wohlbekannt; ich aber habe Nichts und bin von aller Welt vergessen."

Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deiner Armuth sollst du überhoben sein, und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst." Da schenkte er ihm viele Aecker, Wiesen und Heerden, und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte verglichen werden.

Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könne. Er wollte es aber noch viel gescheidter anfangen, nahm sechs außerordentlich schöne Pferde und brachte sie dem Könige. Er meinte nichts anderes, als der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn, hatte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde ihm für so schöne Pferde nicht Alles werden.

Der König lobte die Pferde über die Maßen und schien außerordentlich vergnügt über das Geschenk. „Aber," sprach er, „was für einen Dank soll ich euch für ein so treffliches Geschenk erweisen? Ich habe Nichts in meiner Gewalt, das an Seltenheit und wunderbarer Art diesen edlen Geschöpfen gleich käme. Doch halt!" rief er plötzlich und winkte einem seiner Diener; „laß die große Rübe bringen, denn ich wüßte Nichts, was seltener und außerordentlicher wäre; die will ich euch schenken." Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf seinen Wagen legen und nach Hause fahren lassen.

## 19.

## Die freigelassene Schwalbe.

„Mutter, ich habe Etwas; was recht Schönes hab' ich in meiner Tasche!" rief der kleine Emmerich und tanzte vor Freuden dazu.

„Nun," sagte die Mutter, „darf man denn nicht wissen, was du hast?"

„O ja, Mutter, du darfst es wohl wissen. Eine Schwalbe habe ich, ein allerliebstes Thierchen. Nachbars Christoph hat sie mir geschenkt. Er hat sie in seinem Saale gefangen."

Mutter: „Ach so! und der hat dir das Vögelchen gegeben, daß du es besehen sollst und sollst es dann wieder fortfliegen lassen"

Emmerich: „Nein, Mutter, nicht fortfliegen lassen; ich will es behalten. Ich habe einen Käfig auf dem Speicher; ich will das Vögelchen hineinsetzen und ihm Brod und Semmel geben?"

Mutter: „Wird's schwerlich fressen. Diese Vögelchen fangen sich Fliegen und andere Thierchen. Und wenn du die ihm auch geben wolltest, es wird sie doch nicht fressen; es wird traurig sein, weil es eingesperrt ist. Und dann denke einmal, lieber Sohn, vielleicht hat das Vögelchen seine Kinder im Neste; wie werden die auf Mutter oder Vater warten, und nun kann es ihnen Nichts bringen und sie müssen verhungern."

Emmerich: „Ach, Mutter, das hatte ich nicht bedacht. Nein, die armen Kleinen sollen nicht verhungern. Da, flieg'! und suche Futter für deine Kinderchen."

Mutter: „Sieh! hier am Hause ist ein Schwalbennest mit fünf Jungen; es wird dir gewiß mehr Freude machen, wenn du dich zuweilen hinstellst und zusiehst, wie die Alten den Jungen das Futter zutragen, und wie diese die schwarzen Köpfchen herausstrecken, wenn die Alten kommen. Wenn dich Jemand in ein Haus einsperren wollte und dir alle Tage Kuchen gäbe, aber du solltest nicht hinaus, du solltest deinen Garten nicht sehen, keine Spielgenossen haben, und du könntest nirgends hin —"

Emmerich: „O Mutter, da wär' ich gewiß sehr traurig! Nein, Mutter, ich will niemals ein Thier einsperren."

Aufgabe: Welche Wörter antworten auf die Frage: wo?

## 20.

## Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.

Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
„Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
„Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:

„„Der Weizen ist reif, die Mahd muß geschehn;
„„Geh' bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.““
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
„Nicht flugs sind die Nachbarn zum Dienste bereit.“

D'rauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!

„Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
„Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„„Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich;
„„Geh' rings nun zu unsern Verwandten und sprich:

„„Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth sehn,
„„So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mähn!““
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
„Nicht flugs sind Verwandte zur Hilfe bereit.“

D'rauf flog sie des folgenden Tages aus,
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar
„Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!

„Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
„Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„„Uns ließen auch unsre Verwandte im Stich;
„„Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.

„„Wir wollen, wenn morgen die Hähne kräh'n,
„„Uns selber nun rüsten, den Weizen zu mähn.““
„Ja,“ sagte die Wachtel, „nun ist's an der Zeit!
„Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit.“

Wer Nachbarn und Vettern die Hilfe vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Lüfte gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand.
.....
.....

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tags d'rauf der Wind.

## 21.
## Der Winter.

Im Winter ruht die Erde und sammelt neue Kräfte für den künftigen Frühling. Sie macht es wie der Mensch; auch dieser legt sich am Abende zur Ruhe und schläft während der Nacht. Gestärkt erwacht er dann am Morgen.

Die Bäume haben jetzt ihren Schmuck verloren und stehen entlaubt da. Die Blumen sind verblüht, das Gras der Wiesen ist verwelkt, und Alles ist still. Kein muntrer Singvogel läßt mehr seine Lieder erschallen, und kein Hirt treibt mehr seine Heerde ins Freie. Kalt, sehr kalt ist es oft während des Winters, und man kann den Ofen nicht entbehren. Das Wasser gefriert vor Kälte und verwandelt sich in Eis. Flüsse und Teiche sind im Winter gar oft von Eis bedeckt. Durch die Kälte gefrieren auch die Dünste in der Luft und fallen als Schnee herab. Dieser bedeckt Dächer, Straßen und Fluren mit einem weißen Teppich und blendet unser Auge. Unter dem Schnee keimt die junge Wintersaat ungestört fort, da sie durch ihn vor Kälte geschützt wird.

Freilich können wir jetzt nicht mehr so häufig draußen spazieren gehen; denn die Tage sind sehr kurz, und oft ist das Wetter sehr rauh. Und doch bietet uns der Winter viele Freuden. Wie schön ist's, wenn wir auf Schlitten schnell die Hügel hinabgleiten! Wie schön ist's, wenn wir auf dem glatten Eise, die Füße mit Schlittschuhen beflügelt, dahin eilen! Dann wälzen wir einen Schneeballen so lange vor uns her, bis er groß genug ist, um einen Schneemann daraus zu machen.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Aepfel spielen, oder in nützlichen Büchern lesen. Auch das schöne Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert, an welchem gute Kinder von ihren liebenden Eltern beschenkt werden. Ja, auch der Winter ist schön!

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind die Frühlingslieder,
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
Kein Lamm, kein Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.

Der Vöglein Lied verstummte;
Kein Bienlein mehr, das summte;
Doch du bist auch im Winter schön.

Bald bei des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde, prangst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar!

## 22.

## Der Markt in einer deutschen Landstadt.

Du willst wissen, lieber Ferdinand, wie ich mir in diesen Weihnachtsferien die Zeit vertreibe. Ich laufe nicht blos Schlittschuhe, mache mit meinen Spielkameraden und Geschwistern Schneemänner, lese und schreibe — nein, ich stelle auch Betrachtungen und Beobachtungen an. So sitze ich nun schon über zwei Stunden an meinem Fenster und schaue auf den vor mir liegenden Marktplatz. Es ist Sonnabend, und Verkäufer und Käufer strömen bei mir vorbei; jene, um durch eine gute Einnahme die Woche zu beschließen; diese, um für den Sonntag und die neue Woche einzukaufen. Es ist ein großes Gewühl, ein reges Treiben. Der Himmel ist überzogen mit dunklen Wolken; leichte Schneeflocken fallen herab, welche der scharfe Nordwind durch die Luft treibt. Mir ist's recht behaglich im warmen Stübchen hinter den mit leichten Eisblümchen überzogenen Fenstern. Ich habe heute das ganze Treiben auf dem Markte angesehen. Als ich ans Fenster trat, dämmerte der Tag herauf, und die Morgensonne röthete die Wolkenmassen, und dichte Rauchsäulen entstiegen den Schornsteinen der Häuserreihen. Mir gegenüber brannte noch einsam eine Straßenlaterne, die verschwindende Nacht mit dem nahenden Tage verknüpfend. Allmälig erschienen einzelne Verkäufer mit ihren Waaren. Landleute stellten sich mit ihren Fuhrwerken auf. Sie haben sich in dichte Mäntel gehüllt; der Reif hat ihr Haar überzogen. Hier und da raucht Einer verstohlener Weise sein hölzernes Pfeifchen. Auf den Wagen bieten sie Getreide feil und eine reichliche Zahl schöner Gänse, aus welchen sie an den Leitern der Wagen eine einladende Einfassung zurecht zu machen wissen.

Bald nach den Landleuten erschienen auch Verkäufer aus der Stadt: Fleischer, Mehlhändler, Gärtner u. s. w. Dort schlugen sie ihre Buden

auf, hier wurden Bänke und Körbe aufgestellt. Allmälig hat sich unter vielem Rufen und häufigem Streite um die Plätze Alles in Reihen geordnet, und nun sehe ich Käufer sich durch diese hin- und herdrängen. Hier ist eine stattliche Dame, welcher der Bediente mit dem großen Marktkorbe folgt; dort eine schlichte Bürgersfrau, die ihren spärlichen Einkauf bescheiden im kleinen Körbchen nach Hause trägt. Auch die Armuth fehlt nicht: ich bemerke dürftig gekleidete Knaben und Mädchen mit vor Kälte starrenden Gliedern, wie sie den Vorübergehenden ihre Dienste anbieten, oder sie um milde Gaben ansprechen.

Man handelt, es wird gelacht, geschmäht, gestritten. Hier hebt ein Bauer die feiste Gans vor die Nase eines geneigten Liebhabers, dort preist ein Mütterchen ihre frische Butter an; weiter seitwärts verkauft um wenige Groschen ein Mädchen rothwangige Aepfel und welsche Nüsse. Es ist ein Gesumse von frohen Stimmen, von Geschwätz und Lachen. Ich sehe einen Auflauf sich bilden; man hat einen Taschendieb ergriffen; er wird von den Polizeibeamten festgehalten und fortgeführt. Und zwischen Menschen und Pferden und Wagen schleichen hungrige Hunde umher, die die abfallenden Bissen an den Fleischerbuden zu erhaschen streben; hüpfen gravitätisch die dickschnäbligen Krähen umher; schwärmt lustig zwitschernd die Schaar der muntern Spatzen hier und da auf den Marktplatz herab, genießt eilig die verschütteten Körnlein, fliegt im Hui wieder auf, wenn irgend ein schwerfälliger Mensch in die leichtgeschwingte Schaar hineintritt, und senkt sich unverdrossen wieder an einer andern Stelle des Platzes herab. So bewegt sich vor meinen Augen das bunte Treiben, und ich wäre fast versucht, über der Betrachtung zu vergessen, daß ich auch für die Schule zu arbeiten habe. Dies ist's auch, was mich jetzt abruft vom Geplauder mit Dir. Antworte nun bald, wenigstens noch im alten Jahre,

Deinem

Franz.

## 23.

## Das Weihnachtsfest.

So fröhlich, wie heute, waren Auguste und Lottchen seit einem Jahre nicht erwacht; denn die ganze Nacht hatte ihnen geträumt von den strahlenden Lichtern des Weihnachtsbaumes und den mannigfaltigen, wunderschönen Geschenken, mit welchen die lieben Eltern die Weihnachtsfreuden erhöht hatten. Ungern hatten sie sich gestern erst spät

von all' den herrlichen Sachen getrennt, um zur Ruhe zu gehen; aber als nun die freundliche Sonne wieder auf die weißen Dächer schien und die Glocke sie ins festlich geschmückte Zimmer rief, waren sie schon angekleidet, um aufs neue ihre Geschenke zu besehen und sich ihrer zu freuen. Der Morgen entfloh unter lauter Freude, und als nun am Mittage die Sonne draußen so freundlich strahlte, und selbst die Eiszapfen am Fenster zu schmelzen anfingen: da machte Auguste ihrer Schwester den Vorschlag, ob sie nicht in Begleitung ihres Bruders ein wenig hinausgehen wollte zum nahen Gehölz, um dort die Tannenbäume zu sehen. Lottchen hatte ebenfalls große Lust dazu, und Bruder Wilhelm ließ sich leicht bewegen, den Schwestern einen Gefallen zu thun. Hurtig warfen sie ihre Mäntel um, setzten ihre warmen Winterhüte auf, und so, wohl gegen die Kälte verwahrt, hüpften sie, dem Winter zum Trotz, munter und fröhlich ins Freie. Freilich war die Luft schneidend und färbte ihre Wangen röther; aber in ihrer warmen Umhüllung achteten sie das nicht und waren bald im Tannenhölzchen. Wohl war es hier lieblich anzusehen, wie die Bäume dastanden, die grünen Zweige mit weißem Reife behangen, den die Sonne wie Diamanten blitzen ließ.

Als sie so eine Strecke weit gewandelt waren, bemerkten sie plötzlich einen Knaben in schlechten, halb zerrissenen Kleidern, der vor Kälte zitterte, die erstarrten Hände an den Mund hielt und bitterlich weinte. Neben ihm lag ein kleines Bündel Reisholz, das er gesammelt hatte. Mitleidig fragten sie ihn um die Ursache seiner Traurigkeit an einem Tage, wo alle Kinder sich freuten, und erfuhren, daß seine Eltern sehr arm seien, und es ihn so sehr friere; auch habe er heute noch Nichts gegessen und sei so hungrig. Eine Zeit lang standen die Kinder alle drei stumm da und sahen betrübt den Knaben an; dann aber gaben sie das bischen Taschengeld, welches sie bei sich trugen, und begleiteten den Knaben eine Strecke weit, um zu hören, wie seine Eltern hießen, und wo sie wohnten. Dann gingen sie nach Hause und baten ihre Eltern, den Knaben einladen zu dürfen, um ihm von ihren reichen Geschenken zu geben. Freudig gewährten es die Eltern und legten noch zu den Geschenken für den Knaben eine Summe Geldes für dessen Eltern. Als der arme Knabe ins hell erleuchtete Zimmer trat, stand er ganz erschrocken da; er staunte die Geschenke an, und, als man ihm seinen Antheil gab, weinte er vor Freuden. Die Kinder aber standen um ihn her, das Herz klopfte ihnen vor Lust. Noch oft sprachen sie

nachher von diesem Weihnachtsfeste und meinten, es sei ihr schönstes gewesen.

**Aufgabe:** Welche Wörter antworten auf die Frage: **wann?**

## 24.
## Wintermärchen.

Die Erde schläft! mit weißer Hülle
Hat sie der Winter zugedeckt;
Sie ist nicht todt, sie schläft nur stille,
Bis daß der Lenz sie wieder weckt.

Und wie das Kindlein ohne Sorgen
Sich an den Mutterbusen schmiegt,
So ruh'n, an ihrer Brust geborgen,
Die Blumenkinder eingewiegt.

Da träumen sie von milden Lüften,
Vom Sonnenschein, vom klaren Thau,
Und seh'n, beraus [illegible] Düften,
Den grünen Wald [illegible] bunte Au.

Sie lauschen, was die Vögel singen,
Und was die Quelle sagt im Bach;
Sie kosen mit den Schmetterlingen,
Die Bienen summen: guten Tag!

Die Blumen strecken sich nach oben,
Die Pracht zu schauen fern und nah;
Da ist der schöne Traum zerstoben,
Und sieh' — der Lenz ist wirklich da.

## 25.
## Der Schnee.

Es ist doch lustig, wenn der erste Schnee fällt, und die Kinder haben Recht, daß sie jubeln und springen, sobald die leicht geschwingten Flocken vom Himmel herabtanzen, um die grauschwarze Erde mit einem wolligen Mantel einzuhüllen. Ueberkommt doch selbst den Greis, der kein Freund des kalten Winters ist, ein behagliches, frohes Gefühl, wenn er aus seinem Lehnstuhl im warmen Stübchen dem neckischen Tanze der Schneefedern zuschaut; die warme Stube däucht ihm nun erst recht warm, und sein Herz freut sich im Stillen der allgütigen, erquickenden Natur, die Alles zu ihrer Zeit der Erde spendet, Regen und Sonnenschein, Eis und Schnee.

Laß uns aber nicht blos im Schnee herumspringen, oder vom warmen Ofen aus ihm zuschauen, sondern einmal in aller Nähe und mit aller Aufmerksamkeit eine Schneeflocke betrachten. Nimm eine schwarze Schiefertafel, fange damit eine der Himmelsfedern auf und sei hurtig und flink mit dem Zuschauen. Die eine Flocke besteht aus vielen zarten Federn, alle mannigfaltig gebildet und auf verschiedene Art zusammengesetzt, und doch ist jedes Flöckchen ein regelmäßiger sechseckiger

Stern. Was doch aus so einem armen Wassertropfen werden kann, wenn er auf Reisen geht! Denn siehe, das Wasser im Meere oder im Flusse, oder im Teiche ward von der Wärme verwandelt in eine unsichtbare elastische Luft, die so leicht war, daß sie schneller, als ein Adler, zum Himmel emporstieg. Aber die Kälte in den höhern Luftregionen verwandelte wieder die luftigen Wassertröpfchen zu kleinen, ganz kleinen Dunstbläschen, die in großen Gesellschaften zusammenkamen und als Wolken den Menschenkindern sichtbar wurden. Ein Theil der Wolken schiffte nach dem warmen Süden und fiel als Regen auf die Felder und Berge, oder ins Meer; ein anderer Theil segelte nach dem kalten Norden, mitten in den Winterfrost hinein. Eine Zeit lang behielten die Wolkenbläschen noch ihre Wärme und konnten als Nebel in der Luft fortschwimmen; aber bald ward von dem kalten Wind ihnen der letzte Wärmevorrath geraubt. Da drängten die Bläschen sich dicht an einander, doch nicht, um als Regentropfen plump zur Erde niederzufallen, sondern um als glänzend weiße, feine Eisnadeln zusammenzuschießen und als Schneewolke über der Erde zu schweben. Nun beginnt der Wirbeltanz nach unten. Im Fallen fassen sich die Eisnadeln an und treten zu jenen Sechsecken zusammen, die du schon kennst, und die, wenn die Kälte nicht gar zu groß ist, sich wieder vereinigen und die größern Flocken bilden. Ist die Kälte sehr streng, so fallen die einzelnen Nadeln ohne Weiteres herab, und du hast gewiß schon diese kleinen blitzenden Diamanten an kalten, hellen Wintertagen durch die Luft flimmern sehen. Gegen die Pole hin ist der Schnee so fein wie Staub, und unser großflockiger Aprilschnee ist dort nicht zu finden.

Da der Schnee außerordentlich locker ist, d. h. viel Luft in seinen Zwischenräumen hat, so fällt er auch viel langsamer als der Regen oder der Hagel herab, und ebendeßhalb senkt er sich auch und wird dichter, wenn er einige Tage gelegen hat. Diese Lockerheit ist von großer Bedeutung; denn was würde es für eine Ueberschwemmung beim Aufthauen des Schnees geben, wenn die Wassermenge einen eben so großen Raum einnähme, als die Schneemenge!

Freilich ist der Schaden und das Ungemach, das der Schnee den Menschen bereitet, zuweilen groß genug, zumal in den Bergländern, wo die schrecklichen Lawinen Häuser, Menschen und Thiere unter ihrer Masse begraben. Freilich ist schon mancher Wandersmann, der vom Schneewetter überrascht wurde, zu Boden gesunken und eine Beute des Todes geworden; freilich schneien die einsamen Bewohner der Berge oft so

tief ein, daß sie nur mit größter Anstrengung sich Bahn brechen und in Gefahr gerathen, Hungers zu sterben. Aber was will das Alles sagen gegen den großen, durch nichts Anderes zu ersetzenden Nutzen, den uns Allen der Schnee gewährt? In der Oekonomie des gesammten Erdenlebens ist der Schnee so nothwendig, als die Luft und das Licht; die Berge und alle den Polen zugewandten Länder könnten gar nicht bewohnt werden ohne den Schnee. Ein Jahr ohne Schnee würden wir wohl ertragen, wofern der ganze Winter gelinde bliebe. Aber denke dir einmal, es fiele mehrere Jahre hintereinander auf unsern Ebenen kein Schnee, was würde geschehen? Der Frost würde die meisten Pflanzen in der Wurzel verderben und alle zarten Keime knicken; die Kornfelder lägen im Sommer öde und brächten im Herbst keine Frucht — eine allgemeine Hungersnoth wäre die unausbleibliche Folge. Die Landwirthe wissen aus Erfahrung, wie viele ihrer Fruchtpflanzen in Wintern, die keinen Schnee bei starkem Froste haben, zu Grunde gehen. Ist dagegen eine genügende Schneedecke vorhanden, so mag die grimmigste Kälte hereinbrechen, den Pflanzen geschieht kein Leid, denn sie schlafen warm in ihrem weißen Bette. Der Schnee und die Luft haben das Eigenthümliche, daß sie die Wärme schwer ableiten von den Körpern, die sie umhüllen; darum sind z. B. die Luftsäulen in den Doppelfenstern so gute Wärmehalter, und könnte man den Raum zwischen den Doppelfenstern noch mit Schnee ausfüllen, wären die Zimmer noch mehr vor der Kälte geschützt. Bei dem heftigsten Froste der Polarländer bleibt die Temperatur schon 4 Fuß unter dem Schnee immer 0 Grad R., d. h. die des aufthauenden Eises, und die 6 bis 8 Fuß unter dem Schnee begrabenen Hütten der Polarmenschen erfreuen sich unter der schützenden Decke einer ganz angenehmen Wärme. Die Flechten und Moose, welche das Rennthier begierig aus dem Schnee hervorscharrt, wachsen nebst manchen andern Pflänzchen lustig in dem langen Winter fort, und bei uns schadet der Schnee selbst den zarten, im Freien wachsenden Südpflanzen nichts, die außerdem gar keinen Frost vertragen.

Vor allem aber die Hochgebirge, was wären die ohne den Schnee? Die grünen Alpenwiesen mit ihren würzigen Kräutern wären verdorrte, kahle Einöden, da die hoch in die dünne Luft aufragenden hohen Bergspitzen und Hochflächen noch einmal so lange der Winterkälte ausgesetzt sind, als die Flachländer. Aber je kürzer hier die Zeit des Frühlings und Sommers, desto kräftiger bricht der Pflanzenwuchs hervor, sobald die Schneedecke hinweggenommen ist. Und merkwürdig! gerade das

frühere Fallen des Schnees und das spätere Aufthauen desselben auf den Hochgebirgen ist wiederum der Grund, daß der grüne Teppich um so frischer sich erhält. Die tieferen Gegenden haben fast immer eher den Frost als den Schnee, und der letztere trifft da auf kein Wiesengrün, sondern auf ein falbes Braungelb, das sich wiederum zeigt, wenn im Frühjahr der Schnee wegschmilzt, und erst nach einigen Wochen sich in lebendiges Grün verwandelt. Diese Verwandlung geschieht aber um so schneller, je höher wir in die Berge hinaufkommen. Der gelblich braune Streifen, welcher sich gleichsam zwischen das Weiß des Schnees und das Grün des Bodens hineingelegt hat, wird mit zunehmender Höhe immer schmäler und schwindet endlich ganz, sodaß der grüne Grund alsbald nach aufgehobener Schneedecke zum Vorschein kommt. Ja, in den höheren Alpen brechen die Blüthen der Alpenglöckchen bereits durch den Schnee hindurch, als wollten sie nichts versäumen, um den kurzen Sommer da oben recht angenehm zu machen.

Da der Schnee an schattigen Stellen, in Abgründen und Felsspalten länger liegen bleibt, so thauen diese das ganze Jahr hindurch ihren Vorrath an der wärmeren Erde auf und speisen eine Menge von Quellen, die ohne den Schnee versiegen würden. Je höher die Lage des Schnees, desto langsamer schmilzt er, und so ist in den Sommermonaten, wenn das Flachland oft an großer Dürre leidet, ein fortwährendes Rieseln von Bächen und Wasserfällen, ein lebendiges Wasserleben in der Hochgebirgswelt, die mit ihrem Wasserreichthum der Armuth des Flachlandes zu Hülfe kommen muß. Wenn den armseligen Flüßchen des Harzes oder Thüringer Waldes das letzte Tröpflein Wasser zu versiegen droht, rollt der Rhein, dieser kräftige Alpensohn, stolz und übermüthig seine vollen Wellen durch das Schweizerland in die deutschen Gauen herab. Was wäre aber seine Macht ohne den Schnee der Alpen!

Aufgabe: Welches sind die Vortheile eines reichlichen Schneefalls?

## 26.

## Münchhausen's Abenteuer.

Auf meiner Reise nach Rußland ritt ich einst im tiefen Winter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an

eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder, und that ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag. Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun empor sah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchthurms gebunden war und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich daran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen, das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlaf nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchthurms gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

Hierauf ging Alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode ist, des Winters zu Pferde zu reisen. Wie es nun immer meine Maxime ist, mich nach dem bekannten „ländlich sittlich" zu richten, so nahm ich dort einen kleinen Rennschlitten auf ein einzelnes Pferd und fuhr wohlgemuth auf St. Petersburg los.

Nun weiß ich nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermanland war, so viel aber besinne ich mich noch, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter mir ansetzen sah. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder und ließ mein Pferd zu unserm beiderseitigen Besten ganz allein agiren. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf kümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hintertheil des armen Thieres, welches vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davon gekommen war, so erhob ich ganz verstohlen mein

Gesicht und nahm mit Entsetzen wahr, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum hatte er sich aber so hübsch hineingezwängt, so nahm ich mein Tempo wahr und fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen respectiven Erwartungen, und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

## 27.

## Das Christgeschenk.

Fritz (neugierig). Was hast du in deiner Schürze, Lorchen?

Lorchen. Willst du es vielleicht tragen?

Fritz (scherzend). Soll ich auch deine Schürze dazu umthun?

Lore. Als ob man Nichts tragen könnte ohne Schürze! Aber sprich, soll ich dir deine Christtagsüberraschung verderben?

Fritz. Wie? Was? Ein Christgeschenk für mich?

Lore. Nichts Anderes. Oder glaubst du mir nicht?

Fritz. Glaub' ich dir nicht Alles? Aber laß doch sehen! Laß sehen! Was ist es? (Er will ihr die Schürze öffnen. Lore zieht den Arm zurück.)

Lore. Ei! so wohlfeilen Kaufes erfährst du es nicht. Kannst du's errathen?

Fritz. Vielleicht! Eine polnische Mütze? Nicht wahr?

Lore. Warum nicht gar eine Pudelmütze? Hast du an deinem Tzschakko nicht genug?

Fritz. Das wohl, aber wer bekommt leicht zuviel? Also wohl eine englische Jacke?

Lore. Auch nicht. Weiter gerathen!

Fritz. Wär es nicht klüger, du sagtest mir's kurz und gut? Ich errathe es nun doch nicht.

Lore. I nun, so warte bis zum Christtage!

Fritz. Ach, kannst du mich so martern mit deiner geschwätzigen Verschwiegenheit?

Lore. Und kannst du mich so martern mit deiner zudringlichen Neugier? Merkst du denn nicht, daß es vor der Hand ein Geheimniß für dich sein soll?

Fritz. Und wer hat es denn zum Geheimnisse gemacht?

Lore. Wer anders, als der Vater?

Fritz. J! der Vater soll ja auch nicht erfahren, daß du mir's verrathen hast. Glaubst du nicht, daß ich mich am Christtage doch stellen kann, als wüßt' ich noch Nichts?

Lore. Bist du so ausgelernt in der Verstellungskunst? J nun, so stelle dich jetzt schon, als verlangtest du gar Nichts zu wissen.

Fritz. Das will ich auch! Aber nur ein wenig hilf mir auf die Spur. Ist's aus dem Thierreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Pflanzen- oder Mineralreiche?

Lore. Nein!

Fritz. J, zum Kuckuk! Du trägst doch nicht gar Etwas aus dem Geisterreiche in der Schürze?

Lore. Freilich nicht (die leere Schürze mit Lachen öffnend): aber in welches Reich gehört wohl das Nichts?

Fritz. O du Schelmengesicht! Warum schlugst du denn die Schürze so geheimnißvoll über die Arme, wenn du Nichts darin hattest?

Lore. Weil es mir ohne Handschuhe zu kalt war. Wie kamst du denn aber darauf, ein Geheimniß bei mir zu suchen? Brachtest du mich nicht selbst auf eine Neckerei? Neugierige Menschen müssen sich's nur immer gefallen lassen, ein wenig gefoppt zu werden!

Fritz. Das merk' ich an mir. Aber weißt du auch, Lorchen, daß es der letzte Streich ist, den du über meine Neugierde mir spielst?

## 28.

## Winterfreuden.

Blumen an die Fenster malen
Malt des Winters kalter Hauch;
Wirr herab die Flocken treiben,
Weiß steht Baum und Rosenstrauch.

Die Natur liegt auf der Bahre;
Nebel haucht der Wandersmann;
Duft an seinem Bart und Haare
Setzt der kalte Winter an.

Brausend heult mit greller Stimme
Vor dem Fenster Boreas *):
Und von seinem kalten Grimme
Starrt des Baches fließend' Naß.

Und die Eisbahn winkt dem Knaben
Zu der langentbehrten Lust;
Einen Schneemann bald zu haben
Füllt mit Freude seine Brust.

* Boreas: der Nordwind.

Von dem Hügel an dem Garten
Fährt mit Schlitten eine Schaar;
Konnte sehnend kaum erwarten,
Bis ein Schnee gefallen war.

Eisbahnlaufen, Schlittschuhfahren,
Schneemannmachen — welche Lust!
Friert der Schweiß auch an den Haaren,
Heiß klopft doch des Knaben Brust.

Also auch im Winter sprossen
Freuden viel und mancherlei,
Und, wenn wir sie satt genossen,
Bringt uns neue Lust der Mai.

## 29.

## Von der Witterung im Sommer und im Winter.

Wenn wir am Weihnachtsfeste tief eingeschneit sind und in der erleuchteten Stube und am warmen Ofen Freude und Erhebung suchen, denken wir wohl an Freunde und Verwandte, die nach Australien ausgewandert sind, und fragen uns, wie es ihnen jetzt ergehen mag am Festtage? Wie erstaunt aber der Unkundige, wenn später ein Brief aus Australien ankommt, der am Weihnachtsfeste geschrieben worden ist, worin der Freund oder Verwandte anzeigt, daß er das Fest in seiner Weinlaube gefeiert, wo er Schutz gesucht habe vor der großen Hitze des Tages und daß er erst spät in der Nacht das Zimmer betreten und vor Hitze und Sehnsucht nach der Heimath, wo man am Weihnachtsfeste so leicht Kühlung haben kann, nicht habe einschlafen können!

Der Unkundige wird sich nun belehren lassen, daß Australien auf der südlichen Hälfte der Erde ist, während wir auf der nördlichen Hälfte leben, daß dort gerade der höchste Sommer herrscht, wenn bei uns der Winter haust. Er wird sich aber auch nicht wundern, wenn er erfährt, daß es im August in Australien geschneit hat, und der Freund und Verwandte um dieselbe Stunde, wo wir einen Spaziergang nach den Feierabend machen, um im Freien das Abendbrod zu verzehren, in Australien am Kaminfeuer sich zu erholen suchte und beim Scheine der Lampe den Brief aus der Heimath las.

Aber nicht nur von der Länge des Tages allein hängt die Wärme des Sommers, und nicht von der Kürze des Tages allein hängt die Kälte des Winters ab, sondern hauptsächlich davon, daß im Sommer die Sonne am Mittag hoch am Himmel steht und ihre senkrechten Strahlen den Boden stark erwärmen können, während im Winter die Sonne des Mittags nur sehr niedrig am Himmel steht und ihre

Strahlen schräg auf den Erdboden fallen, deßhalb auch denselben nur sehr matt erwärmen können.

## 30.

## Die Schneeschuhe der Skandinavier.

Skie nennen die Skandinavier ihre Schneeschuhe, die man von gleicher Form nicht allein bei den Lappen, sondern auch bei den nördlichen Russen, Mongolen und Nordamerikanern findet. Es sind ziemlich dünne Bretter, drei bis vier Zoll breit und drei, vier bis fünf Fuß lang, vorn und hinten aufwärts gebogen, in der Mitte gerade und unten äußerst glatt, die untere Fläche zuweilen mit Seehundfell bekleidet. Die glatten Haare liegen dann rückwärts. Diese Schneeschuhe werden durch Weidenzweige an die Füße befestigt. Oft ist der eine kürzer, damit man bei dem Hinanlaufen der Berge einen bessern Halt gewinnt. In der Hand hält der Skieläufer einen Stab, um damit durch Fortstoßen seinen Lauf zu beschleunigen. Diese Schneeschuhe tragen den Norweger über die Schneeflächen mit einer großen Schnelligkeit, die bis ins Unglaubliche gesteigert wird, wenn er die oft sehr schroffen Abhänge hinabläuft. Wer nicht von Kindheit an sich geübt hat, wird nicht im Stande sein, sich im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er mit Pfeilschnelle von Gebirgshöhen in die Thäler hinabeilt, oder wenn er genöthigt ist, einen kühnen Sprung über eine Felsenkluft zu wagen. Die norwegischen Jünglinge, selbst aus den höhern Ständen, wenn sie nicht in den größern Städten durch die Erziehung verzärtelt sind, setzen einen Stolz darein, als gewandte und kühne Skieläufer zu erscheinen. In den Kriegen zwischen den beiden Nachbarvölkern sah man Compagnien von eingeübten Skieläufern in den sonst für eine jede kriegerische Unternehmung unzugänglichen Gebirgen gegen einander fechten. Noch jetzt dienen diese als leichte Truppen. Die norwegische Uniform ist roth, die schwedische blau, und um auf ihren, oft sehr gewagten Ausflügen zu täuschen, war in frühern Zeiten das rothe Kleid des norwegischen Skieläufers blau, das blaue Kleid des schwedischen roth gefüttert, so daß mit umgekehrten Röcken der Schwede für einen Norweger, der Norweger für einen Schweden, wenigstens aus der Ferne, gelten konnte. In den Grenzgegenden von Norwegen hört man oft mancherlei abenteuerliche Erzählungen von den Streifzügen dieser Truppen. Eine solche, die ich in meiner Jugend oft erzählen hörte, will ich dem Leser mittheilen.

Ein Trupp schwedischer Skiläufer hatte die Absicht, ein norwegisches Grenzstädtchen nächtlich zu überfallen. Sie suchten den Weg über die unwirthbarsten Gebirge und zwangen einen Bauer, als Wegweiser zu dienen. Dieser schritt, eine Laterne tragend, rüstig vor den schwedischen Skiläufern her, die ihm in der finstern Nacht über Berg und Thal folgten. Er führte sie über eine waldige Bergebene, deren dunkle Tannen einen finstern Schatten auf den Schnee warfen. Der Führer war nicht zu erkennen, nur seine Laterne sah man, wie im Fluge, über die Fläche eilen. Die Skiläufer eilten nach. Aber der Führer, mit der Gegend wohlbekannt, erreichte eine Stelle, wo eine lothrechte Bergwand nach einem fürchterlichen Schlunde sich hinabstürzte. Hier warf er die Laterne, in einer schrägen Richtung, in den Schlund hinab und schlüpfte schnell und unbemerkt zwischen die Bäume. Die Schweden sehen die Laterne, eilen im unaufhaltsamen Laufe dem Scheine nach und stürzen zerschmettert in den Schlund hinab.

Aufgabe: Füge zu den zehn letzten Hauptwörtern ein passendes Eigenschaftswort mit dem unbestimmten Artikel.

## 31.
## Winterlieder.

### Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer; sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an und scheut nicht süß, nicht sauer. Er zieht sein Hemd im Freien an und läßt's vorher nicht wärmen; er spottet über Schmerz im Zahn und Krankheit in Gedärmen. Aus Blumen und aus Vogelsang weiß er sich nichts zu machen, haßt warmen Trank und warmen Klang und alle warmen Sachen. Doch wenn die Füchse bellen sehr, wenn's Holz im Ofen knittert, und um den Ofen Knecht und Herr die Hände reibt und zittert, wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht, und Teich und Seen krachen: Das klingt ihm gut, das haßt er nicht, dann will er todt sich lachen. Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus beim Nordpol an dem Strande; doch hat er auch ein Sommerhaus im lieben Schweizerlande. Da ist er denn bald dort, bald hier, gut Regiment zu führen, und wenn er durchzieht, stehen wir und seh'n ihn an und — frieren.

### Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;

Er horcht und hört's mit Gram und Neid,
Und was er sieht, das thut ihm Leid;
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigner Schatten macht ihm Pein.
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
„Wo ist mein silberweißes Kleid?
„Mein Hut mit Demantstaub beschneit?"
Er schämt sich wie ein Bettelmann
Und läuft, was er nur laufen kann.
Und hinterdrein scherzt Jung und Alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kiebitz schreit, die Biene summt,
Der Kuckuk ruft, der Käfer brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

## 32.

## Wochentage und Monate.

Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag oder Sonnabend, das sind sieben Tage. Sieben Tage machen eine Woche.

Vier ganze Wochen und zwei oder drei Tage von der fünften Woche machen einen Monat aus. Zwölf Monate machen ein Jahr. Wie heißen die zwölf Monate?

Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November, December. Nun will ich die Geschichte von jedem erzählen.

Januar.—Dieser Monat muß dir lieb sein, denn er fängt mit dem Tage an, wo man Neujahrsgeschenke gibt und bekommt. Es ist aber sehr kalt in diesem Monat. Es ist kein Laub auf den Bäumen. Es fällt Schnee. Das Wasser ist gefroren. Der Fluß treibt Eis. Hier sind Knaben auf dem Eise; siehst du, wie sie darauf gleiten? Sie haben Schlittschuhe an den Füßen. Kannst du auch Schlittschuh laufen? Nehmt euch wohl in Acht, meine kleinen Freunde, das Eis ist vielleicht nicht dick genug, euch zu tragen. Wenn es bräche, würdet ihr ins Wasser fallen. Und wenn Niemand da wäre, der euch zu Hülfe eilte, so würdet ihr ertrinken. Es ist erst vier Uhr, und schon kommt die Nacht.

Februar. — Es ist noch sehr kalt. Aber die Tage sind ein wenig

länger. Dieser Monat hat nur 28 Tage, alle vier Jahre aber 29 Tage; dieses vierte Jahr ist dann ein Schaltjahr. Wenn ihr die Jahreszahl durch 4 dividiren könnt, ohne daß ein Rest bleibt, so ist es ein solches Schaltjahr. Wenn ihr z. B. die Jahreszahl 1859 durch 4 dividirt, so bleibt ein Rest, 3; das Jahr 1859 war also kein Schaltjahr. 1860 aber, durch 4 dividirt, läßt keinen Rest, also ist dieses Jahr ein solches.

März. — Es wird wärmer. Die Tage werden den Nächten gleich. Das Gras fängt an, hervorzusprossen. Manche Vögel fangen an, Nester zu machen. Der Wind geht heftig. Steh' fest auf deinen Füßen, kleiner Bursche! Sieh hier diesen Baum, den er umgerissen hat! Hie und da findet man schon Blümchen. Die Schnee- und Märzglöckchen wagen sich schon heraus.

April. — Wie neckt der April mit seinem Wetter! Kaum noch hat die Sonne geschienen, und schon wieder ziehen dunkle Wolken und regnen. Dachte doch, der Frühling wäre da, und schon wieder gibt es Schnee und Eis. Arme Blümchen, der kalte Reif gibt euch frühen Tod. Arme Vögelchen, eure Nestchen füllen sich mit Schneeflocken, wo zarter Flaum für eure Jungen liegen sollte.

Mai. — Welches Frühlingswehen! Sei gegrüßt mit deinen duftenden Blumen in Feld und Hain! Die Schafe mit ihren Lämmern hüpfen zur Weide. Fröhliche Sänger in der Bäume frischem Laube, singet dem Frühling euer schönstes Lied!

Juni. — Früh schon ist die Sonne am Himmelszelt; stehe auf, kleiner Faulpelz, sie hat schon lange in dein Kämmerlein geschienen, um dich zu wecken. Im Garten sind die Rosenknospen erblüht. Der längste Tag und die kürzeste Nacht sind in diesem Monat. Und während der warmen Nacht flackern die Johannisfünkchen in dunklen Büschen. Der Landmann wetzt die Sense, um die Wiese zu mähen, die ihm das Heu für den Winter geben muß, wenn seine Rinder und Schafe nicht zur Weide gehen können.

Juli. — O, die Gluth, welche die Sonne entsendet! Es wäre zum Verschmachten, wenn nicht bisweilen ein Gewitter die Luft kühlte und die schmachtenden Felder und Wälder erfrischte. Vergiß es nicht, bisweilen dein Gärtchen zu begießen.

Aber die heiße Sonne reift den Weizen, die Pfirsiche und die Rebe; nur Geduld! Schon hat sie allerhand Beeren gezeitigt, bald wird sie dir auch saftiges, kühlendes Obst bereitet haben.

August. — Das Getreide, aus dem wir Brod backen, war schon

im Juli theilweis reif, aber in diesem Monat wird die Getreideernte beendigt. Da gibt es leere Felder, aber volle Scheunen. Bald wird es noch besser werden.

September. — Jetzt erst ist es schöner im Freien. Fast immer ist der Himmel klar, die Sonne scheint nicht mehr so heiß und die Gewitter sind seltener. Zwar habe ich das Gewitter nicht ungern, freue mich sogar, wenn die Wolken sich thürmen und der Donner kracht, daß die Welt dröhnt, aber zu ländlichen Festen, die jetzt besonders an der Reihe sind, brauchen wir es nicht.

October. — Immer reicheren Segen hat die Natur ausgespendet. Zwar ist der Winter im Anzug, aber mit unsern Vorräthen fürchten wir ihn nicht. Zu Ende dieses Monats ist auch die Traube am Weinstock gezeitigt. Winzer und Winzerinnen, ihr feiert nun euer schönstes Fest, die Weinlese.

November. — Die Blätter fallen von den Bäumen. Wie schön waren sie gefärbt! Armes Bäumchen! Wie kahl und todt siehst du aus. Der Ofen muß jetzt wieder mitten in die Stube, der Feuerplatz ist wieder verschlossen. Der Blumenkranz auf dem Feuerbrett erinnert noch allein an die schöne Zeit der belebten Natur. Tröste dich, liebes Kind! Am warmen Ofen erzähle ich dir Abends schöne Geschichten.

December. — Komm nur, winterlicher December! Während deiner langen Abende lesen wir schöne Bücher. Vielleicht bringst du schon Schlittenfahrt und Schlittschuhlauf, und doch ganz gewiß, wie alle Jahre, Weihnachten mit geputzten Bäumen und schönen Spielsachen: Trommeln und Pfeifen, Puppen und Bildern.

## 33.

## Die Rechnungsbeispiele.

Mein lieber Joseph!

Du weißt, daß unter Anderem auch das Rechnen zu meinen Liebhabereien gehört, und mir ist bekannt, daß auch Du in diesem Gegenstande sehr gewandt bist. Ich theile Dir deßhalb folgende schöne Aufgabe zur Auflösung mit:

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen ihren Eiern und noch ein halbes

Ei dazu. Aber wohl verstanden! es darf keines zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite Nachbarin und diese kauft vom Reste wieder die Hälfte und ein halbes Ei dazu. So kauft auch eine dritte und vierte Frau jedesmal vom Rest die Hälfte und ein Halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: Wie groß war der Vorrath der Eierhändlerin von Anfang?

Wenn Du die Auflösung findest, woran ich nicht zweifle, so laß mich in Deinem nächsten Briefe auch hören, wie Du sie gefunden hast.

Dein

Johann.

Guter Johann!

Die Auflösung Deines Rechenexempels habe ich schon gefunden. Ich habe nämlich in Gedanken eine Zahl aufgesucht, die selber ungerade ist und nach Abzug der gekauften Eier alle Mal eine ungerade Zahl als Rest zurückläßt. Diese fand ich in der Zahl „Einunddreißig." Die Hälfte dieser Zahl ist nämlich fünfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu sind sechszehn: es bleiben also fünfzehn im Rest. — Die zweite Frau kauft nun die Hälfte von diesen fünfzehn, und ein halbes Ei dazu — also acht Eier, und es bleiben noch sieben. Die dritte Frau kauft nun die Hälfte von diesen sieben — also drei und ein halbes Ei und noch ein halbes dazu, oder im Ganzen vier Eier. Die Händlerin hat jetzt nur noch drei, von welchen die vierte anderthalb und ein halbes Ei kauft; sie erhält also zwei Eier, und eines bleibt der Eierhändlerin.

Auf diese Weise bleiben alle Eier ganz und dieselben sind somit nach Deiner Angabe richtig vertheilt.

Hab' ich es so recht gemacht?

Dein

Freund Joseph.

Aufgabe: Welche zwei Ausdrücke antworten auf die Frage: wie?

## 34.

## Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn!
So ruft der kecke Geselle,
Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

## 35.

## Die Tageszeiten.

Du siehst die Sonne aufgehen oder erscheinen, untergehen oder verschwinden, du siehst sie sich am Himmel bewegen. Langsam steigt sie von ihrem Aufgange an in einem Bogen in die Höhe und dann wieder nach der andern Seite zu ihrem Niedergange hinunter. Hier verschwindet sie und bleibt unsichtbar, bis sie von Neuem wieder an ihrem Aufgange emporsteigt. Die Zeit um ihren Aufgang nennt man den Morgen, die Zeit um ihren höchsten Stand den Mittag, die Zeit um ihren Niedergang den Abend, die Zeit, in welcher sich die Sonne unserem Blicke gar nicht zeigt, heißt die Nacht, die Mitte derselben zwischen Nieder- und Aufgang der Sonne die Mitternacht. Morgen, Mittag, Abend und Nacht sind die Haupttageszeiten; dem Sonnenaufgang geht die Morgendämmerung und die Morgenröthe voran, dem Untergange folgt die Abenddämmerung mit der Abendröthe; die Zeit vor dem Mittage heißt der Vormittag, die nach demselben der Nachmittag. Der Zeitraum zwischen Aufgang und Aufgang, zwischen Niedergang und Niedergang, zwischen einem Mittage und dem folgenden heißt ein Tag. Der vierundzwanzigste Theil eines Tages heißt eine Stunde, deren zwölf vom Mittage bis zur Mitternacht, zwölf von dieser bis zu jenem gezählt werden. Der sechzigste Theil einer Stunde ist eine Minute, der sechzigste Theil einer Minute eine Secunde. Sieben Tage machen eine Woche, dreißig einen Monat, zwölf Monate ein Jahr. Schnell ist ein Tag verschwunden, noch schneller Minuten und Secunden; rasch eilen Wochen, Monate, Jahre dahin. Nütze die Zeit!

**Aufgabe:** Welche Ausdrücke antworten auf die Frage: wohin?

## 36.

## Der Quäker und der Räuber.

Ein Quäker aus Bristol in England kam eines Abends auf einem stattlichen Rosse vom Lande nach Hause zurück. Als er nicht mehr weit von der Stadt entfernt war, begegnete ihm ein anderer Reiter, welcher ein kohlschwarzes Gesicht hatte und auf einem Pferde saß, dem man alle Rippen und Knochen unter der Haut, nicht aber die Zähne im Maule zählen konnte, denn dergleichen hatte es schon seit vielen Jahre keine mehr. Kind Gottes, sagte der Räuber zu dem frommen Manne, indem er ihm ein Pistol vor das Gesicht hielt, ich möchte meinem armen Thiere da wohl ein besseres Futter gönnen, so ungefähr wie das eurige es haben muß dem Aussehen nach), Wenn es euch recht ist, so wollen wir tauschen. Der Quäker dachte: Was ist zu thun? Wenn's fehlen will, habe ich zu Hause noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben. Also tauschten sie mit einander, und der Räuber galoppirte auf dem Rosse des Quäkers fort nach Hause; dieser aber führte das arme Thier des Banditen gelassen am Zaume. Als der Quäker zu den ersten Häusern der Stadt gekommen war, legte er ihm den Zaum über den Rücken und sagte: Geh voran, armer Lazarus, du wirst den Stall deines Herrn besser finden als ich. So ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm durch mehrere Gassen, bis es vor einer Stallthüre stille stand. Als es nicht weiter wollte, ging der Quäker in das Haus und fand dort seinen Räuber, wie er sich eben das Gesicht vom Ruß reinigte. Seid Ihr wohl nach Hause gekommen? sagte der Quäker zu ihm. Wenn es Euch recht ist, so wollen wir jetzt den Tausch wieder aufheben; er ist ohnehin nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir meinen Gaul wieder, der eurige steht vor der Thür. — Als sich der Spitzbube entdeckt sah, fing er an zu lachen, und war sogleich bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Der Quäker aber sagte: Seid so gut und gebt mir jetzt auch noch eine Guinea Reitlohn, denn ich und euer Gaul sind miteinander zu Fuße spaziert. Dazu mußte sich der Räuber nun auch bequemen, wenn er nicht gehängt sein wollte. Der Quäker aber sagte im Weggehen: Nicht wahr, mein Thierlein läuft einen guten Trab?

## 37.

## Beim Untergang der Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an,
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise,
Sie zeuget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohlgemuth.

Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen;
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter:
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wallet frohen Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes;
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

## 38.

## Lange und kurze Tage.

Daß die Tage lang werden müssen, wenn die Sonne früh auf- und spät untergeht, ist an den Fingern abzuzählen, ebenso daß die Tageslänge geringer wird, wenn das umgekehrte Verhältniß eintritt. Früher Sonnenauf- und später Sonnenuntergang gibt lange, später Auf- und früher Untergang kurze Tage; am 21. Juni ist der längste Tag und die kürzeste Nacht, am 21. December der kürzeste Tag und die längste Nacht, am 21. März und 21. September ist Tag- und Nachtgleiche, jene die Frühlings-, diese die Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Doch übt der Tag über die Nacht eine Herrschaft aus und raubt ihr einige Zeit durch die Dämmerung, welche im Sommer länger dauert, als im Winter, so daß Morgen- und Abenddämmerung sich fast die Hände reichen. Der Sommer hat kurze Nächte und lange Tage, der Winter aber kurze Tage und lange Nächte; du sollst es aber wie die Dämmerung machen, der langen Nacht, der Zeit zur Ruhe, einen Theil der Zeit zur Arbeit, zur Thätigkeit des Tages, rauben. Reisest du von uns nach Norden, so nimmt der Unterschied der Tageslängen immer mehr zu; in einem Striche, auf dem Polarkreise, dauert der längste Tag 24 Stunden, an einem Punkte, dem Nordpole, gar sechs Monate, so lange

aber auch wieder die Nacht; nach Süden zu von uns nimmt dieser Unterschied dagegen ab; auf einem Striche, dem Aequator oder Gleicher, sind Tag und Nacht einander tagein, tagaus im Jahre fast immer gleich. Hier und auf hohen Bergen ist auch die Dämmerung immer sehr kurz, nach dem Pole hin sehr lang, tage- und monatelang.

## 39.

## Nützlichkeit der Pflanzen.

Die Erde bringt fast überall einen großen Reichthum an Gewächsen hervor, welche von dem Menschen auf die mannigfaltigste Weise benutzt werden. Wir würden ohne die Pflanzenwelt gar nicht bestehen können, außerdem aber würden wir ohne sie eine Menge von Annehmlichkeiten entbehren. Es ist daher wol der Mühe werth, über den Nutzen nachzudenken, welchen wir von den Pflanzen haben.

Zunächst dient die Pflanzendecke, welche den Erdboden bekleidet, zur Erhaltung der Menschen und der Thiere. Unsere Landleute bauen deßhalb Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte, und die Gärtner ziehen allerlei Küchengewächse. Unsere Hausthiere nähren sich vom Gros der Wiesen und Felder; außerdem aber werden auch mancherlei Futterkräuter, wie Klee und Wicken, für sie gebaut. Ferner tragen viele Gewächse zu unserer Sicherheit bei, besonders die Bäume, deren Holz wir zur Aufführung von Gebäuden benutzen. Ebenso würden wir in unsern nordischen Gegenden im Winter gar nicht leben können, wenn wir kein Holz zur Feuerung hätten, um uns zu erwärmen und uns warme Speisen zu bereiten. So erscheinen uns eine Menge von Pflanzen unentbehrlich; aber wir haben eine ebenso große Anzahl, die uns mancherlei Bequemlichkeiten gewähren. Wir brauchen nur in unsern Zimmern umherzublicken, so sehen wir eine Menge von Gegenständen, die aus Pflanzenstoffen bereitet sind; und Holz, Bastfasern und Baumrinde werden von vielen Handwerkern auf die mannigfaltigste Weise verarbeitet. Auch zur Erhaltung und Wiederherstellung unserer Gesundheit dienen eine Menge von Pflanzen. Die vielen Kästen und Büchsen, die wir in einer Apotheke zu sehen bekommen, nennen uns alle Namen heilsamer Pflanzen, unter denen selbst die giftigsten und gefährlichsten ihre Bedeutung haben. Endlich müssen wir einer bedeutenden Anzahl von Pflanzen erwähnen, welche dazu bestimmt sind, uns mancherlei Genüsse oder auch Vergnügen zu bereiten. Obst, Zucker, Kaffee,

Thee, Cacao, Tabak, vielerlei Gewürze sind Dinge, die wir allenfalls entbehren könnten; aber sie gehören zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Und daß eine Menge von Blumen und Zierpflanzen dazu beitragen, unser Dasein zu verschönern, ist eine allgemein bekannte Thatsache.

Somit gibt es also einen großen Reichthum von irdischen Gütern, welche wir der Pflanzenwelt verdanken. Es ist daher recht und billig, daß der Mensch die Gewächse schont und pflegt, damit sie ihm die Dienste leisten können, zu welchen sie bestimmt sind.

Aufgabe: Man gebe alle Umstandswörter dieses Stückes an.

## 40.

## Der Wechsel der Jahreszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar.

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Blätter, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was ihm der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit:
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu entzücken bereit.

Und schüttelt von kaltem Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

D'rum lieb ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

## 41.

## Der Abendstern.

Du lieblicher Stern,
Du leuchtest so fern;
Doch hab' ich dich dennoch
Von Herzen so gern.

Wie lieb' ich doch dich
So herzinniglich;
Dein funkelndes Aeuglein
Blickt immer auf mich.

So blick' ich nach dir,
Sei's dort oder hier:
Dein freundliches Aeuglein
Steht immer vor mir.

Wie nickst du mir zu
In fröhlicher Ruh!
O liebliches Sternlein,
O wär' ich wie du!

## 42.
## Das Kochsalz.

Ueber die ganze Erde verbreitet sich das nothwendigste Gewürz: das Kochsalz. Es liegt bergehoch in der Erde als Steinsalz; es quillt als Salzsoole aus unzähligen Salzquellen; es bedeckt als krystallischer Ueberzug die unfruchtbaren Steppen Nordafrikas, Mittelasiens und Chilis; es schwimmt in so ungeheuren Massen im Weltmeere, daß, wollte man das gesammte Meerwasser verdunsten, das ganze feste Land der Erde 2000 Fuß hoch mit Salz bedeckt werden könnte! Schaut hinaus auf das unermeßliche Meer; sein blaues, durchsichtiges, lieblich anzusehendes Wasser schmeckt salzig und bitter, untrinkbar für Menschen und Thiere, aber vor Fäulniß geschützt durch das Salz. Steigt hinab in Wieliczka's wunderbare Salzbergwerke, wo man so reines und durchsichtiges Salz findet, daß man es sogleich, wie es aus der Erde kommt, verbrauchen kann; besucht Oesterreichs Salzkammergut mit seinen unermeßlichen Salzschätzen bei Ischl, Hallein und Hallstadt, und das baierische Reichenhall; seht Preußens unerschöpfliche Salzquellen bei Halle, und überall, wo sonst euch der Ortsname Hall begegnet, da werdet ihr Das finden, was das Wort bezeichnet: das Salz!

In Flözgebirgen liegt in gewaltigen Lagern das Steinsalz, das man bergmännisch gewinnt. Freilich ist es nicht selten mit Gyps, Thon und erdigen Theilen vermischt, und dann werden nicht die Salzsteine herausgeschafft, sondern man läßt in die Salzgruben Wasser hinein, welches das Salz auslaugt. Im Schooße der Berge entstehen dann große, vom Wasser ausgefressene Höhlen, wie in Hallein, wo der Fremde mitten im Salzberge auf einem Kahne über einen kleinen Salzsee schifft, während an den Wänden und an der Decke beim Scheine der Fackeln und Lichter die rothen, weißen, blauen, grauen Salzkrystalle wie in einem Feentempel wunderbar glänzen. Gewaltige, oft stundenlange Soolwasserleitungen führen dort die gesättigte Salzsoole in die Siedehäuser nach Ischl, wo in ungeheuren Pfannen durch Feuer das Wasser verdunstet, und die weißen Salzkrystalle anschießen und zurückbleiben. In Zuckerhutformen gedrückt, wird dann das Salz — das hier wie überall zu den Einnahmen des Staatsschatzes gehört — ausgeführt in das Land und beim Gebrauche erst klargestoßen. Anders verfährt man in Halle und überall, wo natürliche Salzquellen sich finden, und die Soole so dünn ist, daß sie nicht versotten werden kann; da

müssen Sonne und Luft in den Gradirwerken dem Feuer vorarbeiten, indem von ungeheuer hohen Balkengerüsten die Soole an warmen, luftstillen Tagen durch hochaufgeschichtetes Reisig langsam herabtröpfelt und auf diesem Wege durch die hindurchhauchende Luft und durch die daraufbrennende Sonne abgedunstet wird. Da macht man sich freilich an den Küsten des atlantischen und mittelländischen Meeres das Abdünsten des Meerewassers leichter; man gießt das Wasser in große flache Gruben und überläßt das Gradir- und Siedegeschäft der Sonne, in Sibirien aber der Kälte, indem nur der salzreine Theil des Wassers gefriert oder verdunstet, das Salz aber zurückbleibt.

So gewinnt man das Salz, dieses für Menschen und Thiere unentbehrlichste Gewürz, diese Delicatesse der Schafe, dieses „Confect des Kameels", wie es die Araber nennen, von welchem man in der Schweiz das Sprichwort hat: „Ein Pfund Salz gibt zehn Pfund Schmalz." Und wie wollten wir Menschen unsere Speisen bereiten und erhalten ohne das Salz, das nicht blos vor dem Faulwerden schützt, sondern die Speisen schmackhaft macht? Woher sollten wir unsere Schinken, und die Schiffe, die übers Weltmeer segeln, ihr gepökeltes Fleisch nehmen? Und endlich wär's doch wirklich Schade um die Millionen von Häringen und Pöklingen, die wir alljährlich wohl eingesalzen oder geräuchert verspeisen, wenn wir sie von Sommer zu Sommer nicht aufbewahren könnten, bis die guten Thierchen wieder einmal heerdenweis in die Netze und Garne der betriebsamen Bewohner der Nord- und Ostsee schwimmen.

## 43.

## Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doctor; sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte Nichts als Thränen, die wol im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde.

Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam

der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wol für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein!" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre.

Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht genau ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stübchen kam — und es sah recht leer und betrübt darin aus — meinte sie, es sei der Doctor, und erzählte ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne.

Der Kaiser sagte: „Ich will euch denn jetzt ein Recept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer dagewesen und habe ihr Etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet.

Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten d'ran steht: „Joseph", wenn ihr ihn kennt. Eine solche Arznei hätte ich euch nicht verschreiben können."

Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte Nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doctor verordnete ihr einen Trank; und durch die gute Arznei und durch die

gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die Arme aus der Noth gerettet.

## 44.

## Der Heringsfang an der Küste von Norwegen.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Hering, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist es wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute der Raubfische erliegen, und doch immer wieder in der gleichen, zahllosen Fülle zum Vorscheine kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Im Frühjahre schwimmt er an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dieses Geschäft verrichtet ist, aber es erscheinen im Sommer und Herbste auch andere Schaaren von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, und so ziehen zu allen Zeiten einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Hollands Küsten, bald in Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische oder schwedische Küste, durch den Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber den Fischern und Kaufleuten ist es genug: Sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Hütten und Plätze und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis ins Meer entgegenfahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriffe bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! Wir liefern sie euch, seid bereit und fertig! Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. Ist der Fang gut, so steckt in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden. Sobald die Fahrzeuge gefüllt sind, eilen die Fischer nach Bergen.

Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl von Menschen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen begraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Virtuosität, daß viele tausend Fische täglich abgethan werden. Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in dem Magazin aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgefahren sind, kann man sich wol einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen.

Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Hering, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küste geht und in die

Buchten tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, durch große Netze sogleich abgesperrt, und dann sind alle armen Eindringlinge verloren, sie werden mit Gemächlichkeit abgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat acht- bis zehntausend Tonnen schon aus einer Bucht gezogen und ebensoviele waren durch das gewaltige Zusammendrängen des Thiers erstickt. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wol eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Schaaren in die Tiefen, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz.

Aufgabe: Auf welche Fragen antworten die Umstandswörter in diesem Stücke? Schreibe sie in Kolonnen, je nach Zeit, Raum, Art und Weise, nieder.

## 45.

## Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“ —
Rief Alles laut den Vater an. —
„Grabt nur!“ .... O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Vater beigeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft,
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.

Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und Jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

## 46.
## Das Glas.

Wenn wir in unseren hellerleuchteten Stuben sitzen, wenn durch die klaren Fensterscheiben die Sonne freundlich hereinscheint, und wir hinausschauen in die Welt, ohne daß Regen und Kälte und Wind mit dem freundlichen Lichte in unsere Wohnungen dringen, dann sollten wir nie vergessen, daß es nicht immer so war. Wer erinnert sich nicht noch jener kleinen runden Fensterscheiben mit Bleieinfassung, die hier und da nur noch in alten Gebäuden zu finden sind? Vor hundert Jahren vertraten sie überall die Stelle unserer Glasfenster! Und vorher? Noch ums Jahr 1458 nennt der Kardinal Aeneas Sylvius als eine der größten Herrlichkeiten der Stadt Wien, daß die meisten Häuser Glasfenster hätten! Selbst die Kirchen haben in Deutschland erst im 10. Jahrhundert Glasfenster erhalten, und in Frankreich gab's zu gleicher Zeit auch nur in den Häusern der Vornehmen Glasfenster.

Aber womit schloß man die Lichtöffnung ehedem? — Man brachte in gewöhnlichen Wohnhäusern so wenig als möglich Fenster an und verschloß die Lichtluken im Winter oder bei schlechtem Wetter mit Fensterladen, oder es mußten ausgespannte Thierhäute, dünnes Horn und Marienglas die Stelle der Glasfenster vertreten. Die Thüre war in den Häusern der Landleute zugleich das Lichtloch, sowie der Rauchfang. Auf dem Schwarzwalde oder in den Oesterreichischen Alpen sind noch jetzt vier runde, kleine Gläser in den Fensterladen die ganzen Fenster.

Nun sind mir meine hellen Glasfenster, hinter denen es sich so traulich sitzt, noch einmal so lieb! — Aber warum hatten die Vorfahren keine Glasfenster? — Die Kunst der Glasbereitung war freilich schon lange erfunden. Dank jenen phönizischen Seeleuten, die, wol 1000 Jahre v. Chr., einst am Fuße des Berges Carmel am sandigen Ufer des Belus an einem Feuer ihr Essen kochten, und weil sie keinen andern Stein hatten, große Stücke Salpeter vom Schiffe holten, sodaß aus dem am Feuer geschmolzenen Salpeter, der Asche und dem Kieselsande — das erste Glas entstand! Aber im ganzen Alterthume blieb das Glas kostbar, dem Golde ziemlich gleich; an Glasfenster dachte Niemand. Die Stelle der Glasspiegel vertrat polirtes Metall, und Reich wie Arm tranken aus hölzernen, thönernen oder metallnen Gefäßen. Jetzt trinkt selbst der Arme im hellerleuchteten Stübchen sein Wasser aus einem Glase.

Und nun erst die rothen, blauen, grünen, vielfarbigen, vergoldeten und versilberten, geschliffenen Gläser, Vasen, Teller u. s. w., mit welchen böhmische Glasfabriken die Tafeln der Reichen versorgen; welche Pracht, welche Mannigfaltigkeit! Ich glaube, wenn jene Phönizier heute wiederkämen, sie würden unser Glas gar nicht als ihr Glas wiedererkennen! Aber noch immer ist Kieselerde, Quarz oder Quarzsand der Hauptbestandtheil des Glases. Die Kieselerde wird mit Glaubersalz, Potasche, Kochsalz Kalk, Salpeter und Mennig gemischt, und die gepulverte Masse in große Schmelztiegel gethan, welche dann in runden, ziemlich verschlossenen Oefen bis zur Weißglühhitze geschmolzen wird. In die so dickflüssige, rothglühende Masse wird dann die sogenannte Pfeife, eine Art Blaserohr mit einem eisernen Ende und einem gleichen Mundstücke, eingetaucht, gerade wie Kinder die Thonpfeife in Seifenschaum eintauchen, wenn sie Seifenblasen machen wollen. Auf gleiche Weise bläst nun auch der Glasarbeiter in sein Blaserohr, wodurch der an dem Rohre klebende Klumpen glühender Glasmasse zu einer hohlen Glasmasse ausgedehnt wird. Bald gibt man nun mit eisernen Werkzeugen dieser Kugel eine bestimmte Form, bald bläst man sie in thönerne oder metallene hohle Formen hinein, wobei der Glasarbeiter, wenn das Glas zu erkalten anfängt, die verglühende Masse augenblicklich in dem glühenden Schmelzofen wieder weich machen kann. Auf gleiche Weise wird auch das Fensterglas geblasen. Der Arbeiter gibt der Kugel, indem er sie auf Eisen ringsherum aufdrückt, eine längliche Gestalt, wie eine Gurke, zerstört dann das untere Ende derselben und gleicht mit einem Eisenstabe die Biegungen der Kugel vollends aus, worauf er mit einer Scheere den unten offenen Cylinder auf seiner langen Seite zerschneidet und auf einer Eisenplatte ausbreitet, auf welcher eine eiserne Walze der Glastafel vollends eine ebene Fläche gibt. Ebenso macht man die gewöhnlichen Spiegel; die theuren werden gegossen und zwischen Metallplatten geglättet. Sind die Glastafeln, Gläser und Gefäße fest genug, daß sie sich nicht mehr verbiegen, so kommen sie in den Kühlofen, wo sie langsam sich abkühlen, während sie in freier Luft zu schnell erkalten und springen würden.

So ist denn jedes Stück Fensterglas dem Denkenden ein Beweis für die Fortschritte des Menschenverstandes, der uns mit unzähligen Bequemlichkeiten umgeben hat, die unsere Vorfahren nicht hatten, und deren wir uns oft nur deßhalb nicht erfreuen, weil wir nicht wissen, wie es ehedem war.

## 47.

## Handwerk hat einen goldenen Boden.

Nicht weit von einem gräflichen Schlosse hatte ein armer Nagelschmid seine kleine Werkstätte, in der er vom frühen Morgen bis zum späten Abend emsig beschäftigt war. Da aber das Dorf, in welchem er wohnte, der fürstlichen Residenz so nahe lag, so vermochte er bei seiner zahlreichen Familie nicht besonders vorwärts zu kommen. Denn die meisten Leute brachten sich ihren Bedarf an Nägeln aus der Hauptstadt mit, wo sie dieselben billiger und besser bekommen konnten. Der Sohn des Grafen, ein rüstiger junger Mensch, kam bei seinen Spaziergängen öfter an die Hütte des Nagelschmids und hatte seine Freude an den umhersprühenden Funken; auch ergötzte er sich häufig an den munteren Scherzen und drolligen Einfällen des biederen Handwerksmannes, da er dergleichen in dem Schlosse seines Vaters nicht zu hören bekam. Eines Tages, als der Schmid wieder bei seiner Arbeit stand, und der junge Herr ihm eine Weile zugesehen hatte, sagte jener: „Wie wär's, gnädiger Herr, wenn Sie es einmal versuchten; ich glaube, Sie könnten auch wol einen Nagel zu Stande bringen. Schaden kann es Ihnen nicht; und wer weiß, wozu es einmal nützt. Handwerk hat einen goldenen Boden." Der junge Graf zeigte sich bereit, einen Versuch zu machen, und obwohl es anfangs etwas langsam und unbeholfen ging, so kam er doch bald damit zu Stande und füllte später manche müßige Stunde mit dieser Beschäftigung aus. Der Schmid aber achtete nicht seines Zeitverlustes und hatte an den Bemühungen des jungen Grafen seine herzliche Freude.

Als der Vater des jungen Herrn gestorben war, trat dieser die reiche Erbschaft an; bald aber brachen schwere Kriegsunruhen herein, so daß er genöthigt war, sein Schloß zu verlassen. Die geringe Baarschaft, welche er auf seiner Flucht mitgenommen, war bald verzehrt, und als er endlich in einem kleinen Dorfe eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte, wußte er nicht mehr, wovon er sein Leben fristen sollte. Da ging er eines Abends trübselig über die Landstraße und überließ sich seinem Kummer. Er gedachte der schönen Zeiten, wo er von dem Schlosse seines Vaters oft zu der traulichen Schmiede hingeschlendert war, als er plötzlich Hammerschläge vernahm und bald darauf das helle Feuer einer nahen Schmiedewerkstatt erblickte. Unwillkürlich zog es ihn, wie

in früheren Jahren der Werkstatt zu. „Ihr habt wol viel zu thun?“ redete er den Meister an. „Mehr als zuviel,“ war die Antwort; „ich werde von allen Seiten gedrängt, und weiß nicht, wie ich fertig werden soll. Der Krieg, der andern Leuten soviel Unheil bringt, ist für mich ein wahres Glück, denn die Armee braucht Nägel über Nägel.“ „Habt Ihr denn keinen Gesellen?“ fuhr der junge Graf fort. „Man kann ja keinen finden,“ versetzte der Schmid kurz und hämmerte rüstig weiter. „Nun, wenn es weiter nichts ist,“ versetzte der Graf, „so will ich Euch helfen; ich verstehe zwar nicht viel, aber wenn Ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mir schon Mühe geben, und Ihr braucht Euch dann nicht übermäßig zu quälen.“ Der Schmid ließ den jungen Fremdling einen Versuch machen, und war damit ziemlich zufrieden. Nun wurde von Beiden früh und spät gehämmert, so daß der Meister bald alle Anforderungen befriedigen konnte. Der junge Herr verlebte fröhliche Stunden in der Werkstatt des redlichen Meisters, und da ihm alles Nöthige dargereicht wurde, so konnte er sich seinen Arbeitslohn fast vollständig zurücklegen.

Nach einigen Monaten ging der Krieg zu Ende, und als der Friede geschlossen war, hatte unser Graf das Glück, daß ihm alle seine Güter wieder herausgegeben wurden. Jetzt erst entdeckte er dem Meister seinen Stand und Namen und versprach ihm beim Abschiede, daß er ihm in den nächsten Wochen ein Andenken zusenden werde, damit er sich seiner freundlich erinnere. Das geschah denn auch, denn vierzehn Tage später langten vor der Schmiedewerkstatt ein paar tüchtige Kühe an, die der junge Graf für seinen Retter in der Noth ausgesucht. Noch mehr aber wollte er den biederen Schmid seines Dorfes belohnen, bei dem er in früheren Jahren das Handwerk erlernt. Doch dieser hatte bereits das Dorf verlassen und war nach der Hauptstadt gezogen. Auch ihm hatte der Krieg viel Arbeit, und sein eifriger Fleiß viel Segen ins Haus gebracht. Als der Graf ihn aufgefunden, fand er ihn an der Thür eines stattlichen Hauses, vor dem soeben mächtige Eisenbarren abgeladen wurden; im Hofe aber war eine große Schmiede, in welcher zehn Gesellen eifrig mit Hämmern beschäftigt waren. Sowie der Graf ihn erkannte, reichte er ihm herzlich die Hand und sprach: „Nun ich sehe, Ihr habt Recht gehabt; Handwerk hat einen goldenen Boden.“

**Aufgabe:** Nenne die in diesem Stücke vorkommenden Verhältnißwörter.

## 48.

## Räthsel.

Wer das kann rathen, der sag's geschwind:
Es ist meiner guten Eltern Kind,
Doch ist es nicht der Bruder mein,
Auch nicht mein liebes Schwesterlein.
Nun, in aller Welt, wer kann das sein?

Dünn ist die Wand, wodurch ich trenne
Den Sommer, den die Kunst dir schafft,
Von aller Winde Wuth und Kraft.
Wenn ich auch gleich nicht Licht mich nenne,
So geb' ich dir doch Licht,
Damit dir nicht,
Den Nächten gleich, in Finsternissen
Die Tage selbst verfließen müssen.

## 49.

## Das Porcellan.

Lange, lange ehe die Menschen die Kunst Porcellan zu machen erfanden, kannten sie die „Schnecken", d. h. die sogenannten Porcellanschnecken, im Meer lebende Geschöpfe, deren Gehäuse eine auffallende Aehnlichkeit mit unserem Porcellan haben; sie sollen wirklich dem Porcellan, diesem vollkommensten und kostbarsten unter allen Erzeugnissen der Töpferkunst, den Namen gegeben haben. Die Chinesen und Japanesen waren die Ersten, welche den Meerthierlein es nachahmten; denn Jahrtausende vorher schon hatte man in Asien diese Erfindung gemacht, als noch die klugen Europäer aus irdenen Geschirren aßen und tranken. Zu ungeheuren Preisen kam das Porcellan zuerst im 15. Jahrhunderte durch Schiffsgelegenheit nach Europa; aber nur reiche Leute konnten es wagen, ihre Tasse Thee oder Kaffee aus den höchst kostspieligen und dabei höchst geschmacklos mit bunten, fabelhaften Vögeln, Chinesengestalten und chinesischen Häuschen u. s. w. bemalten Tassen und Kannen zu trinken. Wir guten Deutschen, denen leider das Fremde immer höher steht, als das Einheimische, haben noch lange nachher, als in Europa das Porcellan längst erfunden war, die chinesischen Geschmacklosigkeiten auf unseren Tassen u. s. w. nachgemalt und mit großer

Begier gekauft! Seit Anfang des 18. Jahrhunderts ward nämlich in Europa das erste Porcellan in Sachsen erfunden. Der König und Kurfürst, August der Starke, der bekanntlich zu seinem prachtvollen Hofhalte sehr viel Gold brauchte, hatte nämlich einen Abenteurer, Namens Böttger, der eigentlich Apotheker war und vorgab, Gold machen zu können, auf der Festung Königstein eingeschlossen. Dort erfand derselbe, wenn auch nicht die Goldmacherkunst, so doch die andere seither noch unbekannte Kunst, Porcellan zu fertigen, die Sachsen seitdem allerdings manche Summe Goldes eingebracht hat. Freilich hatte der gute Böttger, der ein sehr unordentliches Leben zu führen gewohnt war, zu allen seinen Versuchen vom Könige nach und nach 150,000 Thaler erhalten und starb doch noch ganz verschuldet; — das Porcellan aber war erfunden, und 1709 war zum ersten Male die Leipziger Messe mit glasirtem und unglasirtem Porcellan bezogen. Es befand sich darunter schon einiges weißfarbiges, denn das erste war roth! Im Jahre 1710 aber ward die Albrechtsburg in Meißen zu einer großen Porcellanfabrik eingerichtet, die noch jetzt daselbst blüht. Jetzt ist sie nicht mehr die einzige; Böttger's Geheimniß ward bald verrathen, und es entstanden noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Porcellanfabriken in Wien, Kopenhagen, Berlin, Petersburg und Sevres bei Paris, vor denen das Meißner Porcellan sich noch immer durch seine Härte und Güte auszeichnet und das chinesische selbst theilweise übertrifft. Es ist leicht an den zwei blauen gekreuzten Kurschwertern zu erkennen, welche als Fabrikzeichen auf dem äußeren Boden der Geschirre sich befinden, während die Berliner Fabrik ein Scepter oder einen Adler, die Wiener das österreichische Wappen u. s. w. als Fabrikzeichen haben.

Jetzt kennt man allgemein das große Geheimniß des Böttger'schen Porcellans, über das Sachsen früher so sorgfältig wachte, daß es bei Lebensstrafe die Ausführung des inländischen Porcellanthones verbot. Man findet ihn noch jetzt in Gestalt einer weißen oder gelblichen Thonerde, namentlich bei dem Bergstädtchen Aue in der Nähe Schneebergs, bei Kolditz und bei Seidlitz in der Nähe Meißens. Diese weiße Porcellanerde aber besteht meistens aus verwittertem Feldspathe, aus Kiesel- und Thonerde, zu welchen man in der Fabrik reinen Quarzstein, oder Kiessand, und etwas Gips oder Alabaster hinzufügt. Daraus entsteht jene vom Steingute leicht zu unterscheidende, nach dem Brennen halb durchsichtige, auf dem Bruche glasige Porcellanmasse, die am

Stahle Funken gibt und beim An- und Zerschlagen glockenartig klingt. Treten wir in eine solche Porcellanfabrik. Da stehen zuerst große mit Wasser gefüllte Fässer oder Kufen. Darin befindet sich die Porcellanerde, die daselbst durch starkes Rühren in eine weiße Brühe aufgelöst und geschlemmt wird. Der noch unverwitterte Feldspath und andrer Sand setzen sich zu Boden, und das mit den feinen Thontheilchen angefüllte Wasser wird in andre Gefäße abgelassen, in welchen der Thon sich ebenfalls nach und nach zu Boden setzt. Hierauf werden Feldspath, Sand, Quarz, Gyps und Porcellanscherben gepocht, zerstoßen und auf einer Mühle gemahlen und dann in Regenwasser mit dem Thone zu Brei gemischt. Dieses Gemisch gießt man in große Schalen von ausgetrocknetem Gyps, welche das Wasser daraus begierig anziehen, wodurch die flüssige Masse rasch, ohne daß die schweren Theile sich setzen können, in einen Teig verwandelt wird. Dieser wird nochmals gehörig durchknetet und dann in großen Ballen in feuchte Keller gebracht, um daselbst zu gähren und zu faulen. Je längere Zeit man darauf verwendet, desto besser soll die Masse werden, und man sagt, daß die Chinesen, welche bekanntlich nicht die schnellsten sind und viel Geduld haben, diese Masse 50 bis 60 Jahre gähren lassen.

Aus dieser vor dem Gebrauche nochmals gründlichst durchkneteten Porcellanmasse werden nun die Gefäße fast ganz so wie die Töpferwaaren auf der Drehscheibe geformt, die mit dem Fuße in steter, rascher, kreisförmiger Bewegung erhalten wird. Aus einem auf die Drehscheibe aufgelegten Stücke Thon erwachsen durch Hilfe der Hände, der Finger und Ballen, sowie schablonmäßig ausgeschnittener Eisen die Gefäße, die, wenn sie windtrocken sind, von der Scheibe mit einem Drahte heruntergeschnitten werden. Natürlich können auf dieser Drehscheibe nur die regelrecht runden Gegenstände geformt werden. Verzierte Gefäße, Figuren, Arabesken und Verzierungen, sowie die Henkel an den Tassen, werden in Gypsformen, welche aus zwei Hälften bestehen, gedrückt, dann herausgehoben und angesetzt. Die Stücke, ebenso wie die Stellen, wo sie angesetzt werden sollen, werden dabei etwas rauhgekratzt, beides aber durch einen Pinsel mit flüssigem Töpferbrei angefeuchtet, aneinandergefügt und das Ueberflüssige später abgeputzt.

Wenn die geformten Gegenstände in der Luft völlig ausgetrocknet sind, so werden sie in den Verglühofen gebracht, wo man sie nur so weit brennt, daß sie im Wasser sich nicht mehr auflösen. Hierauf

beginnt das Glasiren. Man nimmt feingeriebenen Quarz, Porcellanscherben und Gyps, mischt dasselbe gehörig und rührt es in der Glasurbutte mit reinem Wasser zu einer dünnen Brühe ein. Die verglühten Geschirre werden nun in dieses Schlämmwasser eingetaucht, die trockenen Thonwaaren ziehen das Wasser begierig ein, und die Glasur bleibt als ein feines Pulver fest auf ihrer Oberfläche sitzen. Durch diese Glasur erhält das Porcellan den ihm eigenthümlichen Glanz; doch werden auch manche Stücke, z. B. kleine Statuen u. s. w., ohne Glasur gebrannt, und man nennt diese Art Porcellan Biscuit.

Die abermals vollkommen ausgetrockneten glasirten Geschirre kommen nun in den Brennofen. Das Eigenthümlichste dabei ist, daß in diesem Brennofen die Porcellangefäße nicht geradezu hineingestellt, sondern zuvor in besondere thönerne Kapseln, die man gewöhnlich Muffeln nennt, eingeschlossen werden. Hierauf wird die Ofenthüre zugemauert, und der Ofen durch die an den Seiten angebrachten Feuerungsräume, mit hartem Holze bis zur Weißglühhitze erhitzt. Durch im Ofen angebrachte Löcher kann man an offen hingestellten Probestücken sehen, ob der Brand vollendet ist. Man läßt dann das Feuer ausgehen und den Ofen vier Tage lang verglühen, ehe man die zugemauerte Thüröffnung aufbricht und die gebrannten und weißglasirten Gegenstände aus den Kapseln wieder herausnimmt. Die weißen sind hiermit zum Verkaufe fertig, bei den bunten und gut vergoldeten Gegenständen aber werden nun erst auf die Glasur die mit Glasfluß versetzten, zerstoßenen, ganz fein geriebenen und mit Oel aufgetragenen Farben — natürlich sämmtlich mineralische Farben — aufgetragen, worauf die gemalten Gegenstände nochmals in Kapseln eingeschlossen und einer Rothglühhitze ausgesetzt werden. Die guten Metallvergoldungen kommen dann matt aus dem Ofen und müssen mit einem Polirsteine erst blank polirt werden.

## 50.
## Der Ansiedler.

Anmerk. Herr Barlow erfand eines Tages für seine Kinder ein neues Spiel, um ihnen zu zeigen, welche Art von Leuten und Handwerkern in der menschlichen Gesellschaft die nützlichsten seien, vorzüglich in einer neuen Ansiedlung. Folgendes ist das hierüber zwischen ihm und seinen Kindern geführte Gespräch.)

Herr Barlow. Kommt, meine Kinder, ich habe für euch ein neues Spiel. Stellt euch einmal vor, ich wäre der Gründer einer

Kolonie, und ihr wäret verschiedene Geschäftsleute und Handwerker und wünschtet mit mir zu gehen. Mit dir, Arthur, will ich anfangen, welches ist dein Geschäft?

Arthur. Ich bin ein Landmann.

Herr Barlow. Sehr gut. Auf den Ackerbau haben wir uns vorzüglich zu verlassen. Der Landmann säet den Samen in die Erde und sorgt dafür, daß er aufgeht und Frucht trägt; ohne den Ackerbauer können wir ja kein Brod haben. Aber es ist nothwendig, daß du sehr fleißig arbeitest, denn es müssen Bäume umgehauen, Wurzeln ausgegraben und überhaupt sehr viele Arbeiten gethan werden.

Arthur. Ich werde immer bereit sein, meine Schuldigkeit zu thun.

Herr Barlow. Nun dann nehme ich dich gerne mit, und außerdem noch so viel andere Deinesgleichen, als ich finden kann; Land werden wir genug haben, und kannst du zu arbeiten anfangen, wann es dir gefällt. Jetzt kommt der Nächste.

Jakob. Ich bin ein Müller.

Herr Barlow. Dann haben wir einen Mühlenbauer und verschiedene Mühlensteine mit uns zu nehmen. Wer kommt jetzt?

Karl. Ich bin ein Zimmermann.

Herr Barlow. Das ist der unentbehrlichste Mann für uns. Sei unbesorgt, wir werden Arbeit genug für dich haben. Da müssen Häuser gebaut, Einfassungen gemacht und außerdem noch Stühle und Tische verfertigt werden. Aber all' unser Bauholz wächst noch, und wird es eine schwere Arbeit für uns sein, es zu fällen, Dielen und Bretter zu sägen und die Gebäude zu bauen und einzurichten. Kannst du uns hierzu helfen?

Karl. Ich werde mein Bestes thun.

Herr Barlow. Dann nehme ich dich an und rathe dir, zugleich noch zwei oder drei fähige Gehülfen mitzubringen.

Wilhelm. Ich bin ein Grobschmied.

Herr Barlow. Ein vortrefflicher Gesellschafter für den Zimmermann. Keinen von euch können wir entbehren. Du mußt deinen großen Blasebalg, Amboß und Schraubenstock mitnehmen, und sobald wir ankommen, werden wir für dich eine Schmiede dann aufsetzen. Hierfür bedürfen wir aber noch einen Maurer.

Eduard. Ich bin ein Maurer.

Herr Barlow. Obgleich wir wahrscheinlich anfangs in Block-

häusern wohnen werden, so sind doch Schornsteine, Feuerherde und Oefen zu errichten, Backstein- und andere Steinarbeiten zu thun, und wird also Beschäftigung für einen Maurer hinreichend vorhanden sein. Kannst du Backsteine machen und Kalk brennen?

Eduard. Ich will versuchen, was ich in dieser Arbeit leisten kann.

Herr Barlow. Niemand kann mehr thun. Du bist angenommen. Wer kommt jetzt?

Franz. Ich bin ein Schuhmacher.

Herr Barlow. Schuhe können wir freilich nicht entbehren, indeß ich befürchte, wir werden kein Leder haben.

Franz. Aber ich kann Häute zubereiten.

Herr Barlow. Kannst du das? Dann bist du ein nützlicher Bursche. Ich will dich annehmen, obgleich ich dir doppelten Lohn werde geben müssen.

Georg. Ich bin ein Schneider.

Herr Barlow. Nun, nackt können wir nicht gehen, und wird deßhalb für dich Arbeit da sein. Aber ich hoffe, du verstehst nicht viel mehr als Flicken, denn uns muß es gleichgültig sein, bei der Arbeit in den Wäldern geflickte Kleider zu tragen.

Georg. So ist es mit mir.

Herr Barlow. Dann nehme ich auch dich an.

Heinrich. Ich bin ein Silberschmied.

Herr Barlow. Dann, mein Freund, kannst du zur Errichtung eines neuen Geschäftes an keinen schlimmeren Platz als eine neue Ansiedlung gehen.

Heinrich. Aber außerdem kann ich noch Haus- und Taschenuhren machen.

Herr Barlow. Wir werden ohne Uhren schon die Zeit wissen und haben nicht die Mittel dich anzustellen. Gegenwärtig rathe ich dir, zu bleiben wo du bist.

Kaspar. Ich bin ein Barbier und Haarkräusler.

Herr Barlow. Was sollen wir mit dir anfangen? Willst du die rauhen Bärte unserer Leute einmal in der Woche rasiren, ihre Haare alle Vierteljahre schneiden und die übrige Zeit dem Zimmermann arbeiten helfen, so wollen wir dich mitnehmen. Indeß sage ich dir, daß du weder die Haare von Damen zu locken, noch die von Herren zu frisiren hast.

Ludwig. Ich bin ein Arzt.

Herr Barlow. Dann bist du sehr willkommen; einige von uns können krank werden, andere bekommen vielleicht Schmarren, Quetschungen und gebrochene Glieder. Du wirst uns von großem Nutzen sein, und nehmen wir dich mit Vergnügen mit.

Moritz. Ich bin ein Advocat.

Herr Barlow. Ihr ergebenster Diener. Sind wir einmal reich genug, um zu processiren, wollen wir es dich wissen lassen.

Olivier. Ich bin Schullehrer.

Herr Barlow. Dieses ist ein sehr achtungswerther und nützlicher Beruf; sobald unsere Kinder alt genug sind, werden wir mit Freuden deine Dienste gebrauchen. Obgleich wir Leute schwer arbeiten müssen, so wollen wir doch nicht unwissend sein; wenigstens muß einem jeden von uns Lesen und Schreiben gelehrt werden. Willst du, bis wir Beschäftigung für dich als Lehrer haben, unsere Bücher und Rechnungen führen und uns jetzt an den Sonntagen lehrreiche Vorlesungen halten, so werden wir sehr erfreut sein, dich unter uns zu haben. Willst du mitgehen?

Olivier. Gewiß, sehr gern.

Herr Barlow. Wer kommt hier?

Philipp. Ich bin ein Soldat, Herr; wollen Sie mich annehmen?

Herr Barlow. Wir sind friedliche Leute und werden hoffentlich keine Ursachen zu Schlägereien bekommen. Für dich finden sich bei uns keine Aussichten, ausgenommen, du bist sowohl ein Handwerker oder ein Landmann, als ein Soldat.

Richard. Ich bin ein Tanzmeister.

Herr Barlow. Ein Tanzmeister? Ha, ha! Bitte, sag' mir doch gefälligst, was du uns eigentlich nützen willst in den „Hinterwäldern?"

Richard. Nun, Herr, ich kann euch sagen, wie ihr in einem Gesellschafts-Saale erscheinen müßt. Mit Sorgfalt werde ich eure Kinder lehren, wie tief sie sich bei der Begrüßung von Besuchenden verbeugen müssen. Kurz, ich werde euch die Wissenschaft lehren, welche euch von den Wilden unterscheiden wird.

Herr Barlow. Dies mag nach deinen Begriffen ganz gut sein, aber ich möchte doch bemerken, daß wir in einer neuen Kolonie mehr Aufmerksamkeit auf den Anbau von Korn und Kartoffeln, der

Fütterung des Viehes und der Errichtung von Wohnhäusern verwenden müssen, als auf die Betreibung der modischen „Wissenschaft", wie du sie nennst.

Johann. Ich bin ein Politiker, mein Herr, und bin bereit, jede Zeitung, welche ihr in eurer Ansiedlung herauszugeben wünscht, zu schreiben.

Herr Barlow. Ich danke dir recht sehr, Herr Zeitungsschreiber, aber gegenwärtig, glaube ich, handelst du am klügsten, da zu bleiben, wo du bist. Für die ersten zwei oder drei Jahre müssen wir unbedingt angestrengt arbeiten und können uns nur wenig um andere Angelegenheiten, die unsere Ländereien nicht betreffen, bekümmern. Es versteht sich von selbst, daß wir dann und wann lesen werden, ich glaube aber, daß wir passende Bücher für uns zum Lesen für viel weniger bekommen können, als nöthig wäre, dich mit deiner Zeitung zu unterstützen.

Robert. Ich bin ein Edelmann.

Herr Barlow. Ein Edelmann! Und was kannst du uns denn nützen?

Robert. Ich beabsichtige meine Zeit größtentheils mit Spazierengehen und mit Beaufsichtigung der Leute bei der Arbeit zuzubringen. Wenn ich es für nothwendig halte, bin ich gern bereit, euch mit meinem Rathe zu unterstützen. Wegen meines Unterhaltes seid unbesorgt, denn ich gedenke hinreichend Wild für meinen eigenen Bedarf zu schießen, und braucht ihr mir nur ein wenig Brod und etwas Gemüse zu geben; der Barbier kann mein Diener sein.

Herr Barlow. Bitte, Herr, warum sollen wir denn Alles dieses für dich thun?

Robert. Warum? Daß ihr das Recht habt, sagen zu können, ihr besäßet in eurer Ansiedlung doch wenigstens einen Edelmann.

Herr Barlow. Ha, ha, ha! Ein schöner Edelmann in der That! Wenn wir die Ehre deiner Gesellschaft wünschen, wollen wir es dich wissen lassen.

**Aufgabe.** Welche Beschäftigungen, außer den angeführten, sind in einer Stadt nothwendig oder nützlich — und warum?

## 51.

# Die Tabakspfeife.

Gott grüß' euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weiß't her! Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen.
Was wollt ihr für den Kopf?

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen,
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man uns're Leute
Der Türken Glieder mäh'n.“

Ein andermal von euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für euren Pfeifenkopf!

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel
(Er hätt' es auch gethan),
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Gab er mir all' sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt, —
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.“

Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein.“ —
Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben
Und eßt von Walter's Brod!

„Nun, topp! ihr seid sein wahrer Erbe,
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.“

## 52.

## Back- und Bausteine.

Den Backstein oder Ziegelstein darfst du nicht unter den Steinen aufführen, er ist keiner, er gehört zu den Erden. Weißt du, woraus er gebacken wird?

Der Lehm sieht gelb aus. Er wird in allen atlantischen Staaten gefunden, besonders in Maine, Massachusetts, Pennsylvanien und Maryland. Mit Wasser angefeuchtet, wird er ganz weich und läßt sich in Formen pressen. So geformt, bringt man ihn in den Ziegelofen und da wird er fest und hart, daß man ihn wie jeden andern Stein vermauern und zum Bauen verwenden kann. Nach dem Brande hat er eine röthliche oder bräunliche Farbe. In den deutschen Städten sind die meisten Dächer mit dünnen Ziegeln (Dachziegeln) bedeckt, wodurch eine Feuersbrunst weit weniger gefährlich wird, als wenn die Dächer mit Holzschindeln bedeckt sind.

Außer den aus Erde festgebackenen Ziegelsteinen werden zum Bauen folgende Steine verwendet: Schiefer, Kalk, Marmor, Sandstein, Granit, Sienit u. s. w. Mit dünnen Schieferplatten deckt man die Dächer von Gebäuden. Solche Dächer sind sehr dauerhaft und haben ein schmuckes Aussehen. Weicher Schiefer, der sich leicht spalten läßt, gibt Schiefertafeln. Der Kalkstein ist ein Mauerstein, doch wird er auch als Mörtel gebraucht. Dazu wird er auf folgende Weise gemacht: Der Ziegler brennt Kalk in einem großen Kalkofen. Dann verkauft er ihn an den Maurer, der ihn löscht. Das ist ein schlimmes Geschäft, das Löschen. Der Kalk fängt an, sowie das Wasser daraufkommt, zu zischen und zu spritzen und wird sehr heiß, so daß der, welcher in eine große Masse desselben hineinfällt, verbrennen muß. Spritzt Etwas davon in die Augen, so kann es ihm die Sehkraft zerstören, daß er blind wird. Mit Sand vermischt, heißt der gelöschte Kalk Speis oder Mörtel. Mit diesem werden die Steine verbunden, und wenn er trocken ist, halten die Steine so fest zusammen, als wäre die ganze Mauer nur ein Stein.

Den Sandstein kann man zu schönen Quadersteinen bearbeiten, die gleich eine glatte Wand geben, ohne daß sie geputzt zu werden braucht. Auch läßt er sich zu schönen Figuren verarbeiten und als Mühl- und Schleifstein verwenden.

Sienit von Quincy und Braintree in Massachusetts sind jetzt ein

sehr beliebtes Baumaterial. Das Bunker-Hill Monument besteht aus Sienit, ebenso eine große Menge neuer Prachtgebäude in Boston und New York.

## 53.

## Die Peakshöhle.

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte — sagte der Wanderer, welcher über das Meer her von Englands grünen Hügeln wieder zurückgekehrt war. — Er saß in einer kühlen, schattigen Laube, und der Vater und die Mutter des Hauses und die Kinder um sie her hörten gefällig seiner Erzählung zu.

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich vom hellen Mittage an bis zum Sonnenuntergang darin gewesen wäre.

Worin denn? — riefen die Kleinen, welche um den Vater und die Mutter herfaßen.

In der Höhle bei Castleton.

Und nun war Alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören.

Als es Abend war, wollte der Wanderer seinen Stab weiter setzen; aber drei von den Kindern führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich Etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wanderer die Nacht über bei sich zu behalten; denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören.

Der Wanderer blieb und aß und trank, und nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinem Garten, wo sich Alles versammelte, um von der Höhle zu Castleton zu hören. Und der erfreute Wanderer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung also an:

Hundertundsiebenzig englische Meilen von London hatte ich schon zurückgelegt, manchen Berg erstiegen und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte und nun bald die herrlichen Wunder der Natur in dem Theile von England, welcher Derby heißt, erblicken sollte.

Die Berge, welche ich ersteigen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht, sowie die unsrigen. mit Bäumen, sondern mit Gras

und Haidekraut bewachsen sind, so daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schafe darauf weiden sieht.

Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal, mit Bächen durchschnitten und rund umher von Bergen eingeschlossen. In diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern.

Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab bis zu einer Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voll Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsens, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oeffnung zum Eingange in die Höhle, wo Alles stockfinster ist, wenn man auf einmal aus dem hellen Mittagslichte hineinblickt.

Indem ich so voll Bewunderung dastand, bemerkte ich im dunkeln Eingang der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte.

Als ich dies bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt sein wollte, und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen; und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des unterirdischen Orts spielten.

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oeffnung am Eingange hineinfiel, allmälig in Dämmerung verlor.

Als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer

Arbeit feierten und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hier und da zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle an Werketagen Seile verfertigen und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Oeffnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritt zu, bis endlich nur noch einige Strahlen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sah.

Und nun schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsens über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht, als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten mit zwei Lichtern in der Hand auf uns zu, wovon sie mir und meinem Führer eins gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinabstieg, wo wir von dem erquickenden Tageslichte plötzlich Abschied nahmen.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte hin tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersah, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir schon gekommen waren gar nicht mehr in Betracht kam.

Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel gewandert waren, senkte sich endlich der Felsen allmälig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher bei dem Flimmern unserer Lichter mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen das Wasser beinahe berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser und zog das Boot nach sich.

Rundumher herrschte eine feierliche Todtenstille, und wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke, immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen dumpfigen Sarge lag, bis wir diese fürchterliche Enge zurückgelegt hatten, und sich der Felsen auf der andern Seite wieder in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer aussteigen ließ.

Unser Weg wurde nun auf einmal weit und hoch und dann wieder plötzlich niedrig und eng.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte und uns zuletzt bis ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor den andern setzen konnte.

Dennoch aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voll Verwunderung stehen und fragte meinen Führer, was dies bedeute; worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen sollte.

Allein, sowie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer und löste sich zuletzt in ein sanftes Rieseln herabfallender Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sah, dessen Tropfen, die jetzt im Scheine unserer Lichter flimmerten, eben jenes Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe hineingehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längs dem Ufer des schmalen Gewässers fort und sahen oft an den Seiten solche weite Oeffnungen in der Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir alle vorbeigingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte weiter gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir den Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letztenmale wölbt und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Flut zusammenstößt und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weitersetzen kann.

Jetzt, glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen, allein ich sollte noch mehrere Beschwerlichkeiten erdulden und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte; und als ich dies bejahete, sagte er mir, ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen in nassem Sande durch die Oeffnung in dem Felsen fort, die für uns oft kaum groß genug war, um uns mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Weg vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in den höchsten Felsen wie eine Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber

faßte mich bei der Hand und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir, ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß ging er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeit lang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer zurück und brachte mich den steilen, schlüpfrigen Hügel wieder hinunter; und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen herunterschimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte; und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern herunterschimmerte, ein Anblick, der Alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten, hörten aufs neue den Regenguß sanft rieselnd in der Nähe und melodisch tönend in der Ferne und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten.

In einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten zeigte sich nun Alles wie eine andere Welt.

Der Tag schien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuerst den Rauch der Eingangshöhle und dann die Höhle selber, und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir wieder die Knaben bei dem abgehauenen Stamme im Dämmerscheine, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oeffnung der Höhle schimmerten, und gerade, indem wir ausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

**Aufgabe:** Welche Verhältnißwörter haben den Wemfall nach sich?

## 54.
## Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

## 55.
## Die Metalle.

Die Metalle zeichnen sich vorzüglich durch ihre bedeutende Schwere und einen eigenen Glanz aus. Sie kommen in der Natur rein oder gediegen, doch mehrentheils mit andern Mineralien vermischt, als Erze vor. Das Platina, unter allen Metallen das schwerste, ist fast silberweiß, außerordentlich dehnbar und nur in bedeutender Hitze zu schmelzen. An Härte steht es dem Eisen nahe, rostet weder im Wasser noch in der Luft, sondern bewahrt seinen lebhaften Glanz für sehr lange Zeit. Man hat es zuerst in Südamerika entdeckt; vor mehreren Jahren fand man es, und zwar ziemlich häufig, am Ural. Das Platina wird, wie die andern edlen Metalle, angewandt und in Rußland auch zu Geld geprägt. Das Gold folgt nach dem Platina als der schwerste Körper. Es hat eine eigene gelbe Farbe, einen starken Glanz, läßt sich biegen, mit dem Messer schneiden und zu den feinsten Blättchen schlagen. Man findet es in verschiedenem Gestein, auch im Sande mancher Flüsse. Am häufigsten kommt es in Amerika, besonders in Californien, vor. Das Silber, selten gediegen, öfter in Erzgestalt, als Glaserz, Rothgültig und Hornerz, zeichnet sich durch Farbe, Glanz und Klang aus. Seine allgemeinste und wichtigste Benützung ist die zu Münzen. Das Queckfilber erscheint gediegen in weißen, glänzenden Tröpfchen, oder wird erst aus dem Zinnober, einem dunkelrothen Steine, geschieden. Es ist ein wirksames, allein den menschlichen Körper sehr angreifendes Heilmittel, welches nur im äußersten Nothfalle und sehr vorsichtig gebraucht werden sollte. Sonst dient es zur Scheidung edler Metalle, zum Verfertigen der Spiegel und zu Wetter-

gläsern. Bei großer Kälte wird es fest wie Blei. Das Kupfer, ein bekanntes röthliches Metall, bezieht man aus mehreren Ländern, namentlich aus Schweden. Schlesien hat einiges bei Kupferberg. Im hohen Norden von Amerika sollen centnerschwere Klumpen auf der Oberfläche liegen. Kupfererze sind: Kupferkies, Kupferglas, Fahlerz, Malachit, Kupfergrün. Setzt man Kupfer der Witterung aus, oder gießt Essig darauf, so überdeckt es sich mit Grünspan, welcher giftig ist; daher müssen kupferne Kochgeschirre innerlich verzinnt oder mit einer Glasur versehen werden, um der leichten Auflösbarkeit vorzubeugen, welche saure und salzige Speisen, ja sogar das Wasser auf das Kupfer ausüben. Man nimmt Kupfer zu mehreren Metallmischungen; das sogenannte Glockengut besteht aus Kupfer, Zinn und Blei; das Messing aus Kupfer und Zink. Eisen: Dieses auf der ganzen Erde verbreitete Metall kommt äußerst selten gediegen vor. Die bekanntesten Eisenerze heißen: Schwefelkies, Magneteisenstein, Eisenglanz, Rotheisenstein, Braneisenstein, Glaskopf, Thoneisenstein und Rasenerz. Das Eisen ist von allen Metallen das wichtigste, das nützlichste. Ohne Eisen würde keine Kunst, kein Handwerk bestehen; der Mensch wäre noch im Zustande der Wildheit und genöthigt, im Faustkampfe den Thieren seine Nahrung abzugewinnen. Ohne Eisen bestände kein Ackerbau, und die übrigen Metalle blieben für uns unnütz; denn das Eisen ist es, womit wir Manches zu bearbeiten gelernt haben, und aus dem wir vielfache Werkzeuge, Getriebe und Maschinen bilden. Das Blei schmilzt man aus Bleiglanz, aus Weiß-, Grün- und Braunbleierz. Es ist eins der schwersten und weichsten Metalle. Im Feuer fließt es sehr leicht. Innerlich wirkt das Blei als ein Gift, verursacht heftige Leibschmerzen und sogar den Tod; äußerlich aber wendet man es in Salben mit gutem Erfolge an. Es dient zum Dachdecken, zu Röhren bei Wasserleitungen, zum Befestigen eiserner Stäbe und Klammern in Stein, zu Kugeln und Schrot. Eine Art Bleikalk, die Töpferglätte, wird aus Bleierz gebrannt. Das Zinn gleicht so ziemlich dem Blei, ist jedoch etwas härter, viel leichter und nimmt einen stärkern Glanz an. Vorzügliches Zinn besitzt England; in Deutschland zeigen sich, außer Böhmen und Sachsen, wenig Zinnerze. Die mannigfache Anwendung dieses Metalls zu Geschirren, zum Verzinnen, zu Blech, zum Belegen der Spiegel ist bekannt. Der Zink, dessen Erze Galmey und Blende sind, sieht bläulichweiß aus; er ist etwas härter und strengfließender als Zinn. Seine Anwendung hat in neuerer Zeit zuge-

nommen. Oberschlesien liefert jährlich davon viele Tausende Centner. Wismuth, Spießglanz, Nickel und Kobalt sind Metalle, die theils als Arznei, theils als Farben vielfachen Nutzen darbieten. Hierher gehört auch der Arsenik, den man aus dem Arsenikkies, einem weißlich glänzenden Erze erhält, das, mit dem Stahle geschlagen, einen knoblauchähnlichen Geruch verbreitet. Der Arsenik ist das flüchtigste Metall; am Feuer steigt er nämlich sehr bald in einen weißen Dampf auf. Der verkalkte Arsenik ist ein fürchterliches Gift; dennoch benutzt man ihn bei krebsartigen Geschwüren als ein Heilmittel. Sehr viel Arsenik liefern die Berg- und Hüttenwerke bei Reichenstein.

## 56.

## Die Eisengrube.

Der Weg führte mich durch einen Nadelwald. Alles flach, keine Anhöhe, die einen Bergbau vermuthen läßt. Der Wald öffnet sich; vor mir einzeln zerstreute Häuser und dazwischen eine Menge von Pferde-Gaipeln (Winden, die durch Pferde in Bewegung gesetzt werden). Plötzlich befinde ich mich am Rande der furchtbaren, mit schwarzen, senkrechten Wänden abstürzenden Kluft. Ich blicke hinab in die schauerliche, nur hin und wieder von Schneemassen aufgehellte Tiefe, deren Felsengrund 2—300 Fuß unter meinem Standpunkte liegt, und erkenne hier und dort an den Seitenwänden der schwarzen Gruft die noch schwärzeren Eingänge zu labyrinthischen Höhlen, bewacht von langen, spitzen Eiszapfen. Aus einigen dieser Höhlungen lodert die Flamme des Kienholzes hervor, sich krümmend und windend an dem harten Gestein, um es zu erweichen. Die Tiefe ist nicht öde, sondern von Menschen belebt, die, an scheinbarer Größe und an Fleiß Ameisen ähnlich, dort, in jener Vertiefung, hier, etwas höher herauf an diesen Sprossen, von überhängenden Felsenmassen bedroht, mit saurem Schweiße Eisen in Eisen treiben. Rings um mich her knarren die Roßkünste, ächzen die langen Feldgestänge, und dazwischen ertönt aus ferner Tiefe das seltsame schwache Geräusch der Hunderte von Hämmern, wie das Gepicke einer großen Anzahl von Uhren in einer Uhrmacherwerkstätte. Nun richte ich meinen Blick in die Höhe und betrachte die unzähligen Pferdewinden, welche den ganzen Schlund umgeben, Tonnen in ihn versenken und diese, mit schwerem Erz gefüllt, wieder aus ihm emporziehen. Eine lange Zeit wurden meine Blicke von

demselben Standpunkte durch die mannigfaltigsten Erscheinungen angezogen. Darauf aber leitete mich mein Verlangen, die unermeßliche Grube und das Leben und Treiben in ihr von allen Seiten zu betrachten, an ihrem Rande umher, an welchem jeder Standpunkt nur neue Merkwürdigkeiten vorführte. So brachte ich den größten Theil des Vormittags in staunendem Anschauen und in stiller Bewunderung des ungeheuren Schatzes zu, den die Natur hier niedergelegt hat. Gegen halb 12 Uhr befand ich mich in einem Gaipel auf einer Bühne, die von weit über den Abgrund hervorragenden Rüstbäumen getragen wurde. In einem hölzernen Thurme mir zur Linken schlägt die Glocke zweimal, und nun verändert sich die Scene plötzlich. Die vielen Tonnen, welche zuvor mit Erz gefüllt aus der Tiefe zurückkehrten, tragen jetzt eine lebendige Last. Männer, Weiber und Kinder lassen sich, je drei auf dem schmalen Rande der Tonne stehend und mit einer Hand an der Kette sich haltend, welche die Tonne mit dem Seile verbindet, munter an den senkrechten Wänden in die Höhe treiben, ohne die Gefahr zu scheuen, in der sie schweben. Bald erfolgt eine Todtenstille in der Gruft, welche beinahe eine Viertelstunde anhält und unangenehm absticht gegen das rege Leben, welches sie zuvor erfüllte. Jetzt schlägt die Thurmglocke zwölf, und gleich darauf ertönt aus der Tiefe ein dumpfes Geschrei, welches jedem lebenden Wesen, das etwa in der Grube sich noch befinden könnte, die nahe bevorstehende Explosion der nunmehr völlig zugerüsteten Batterien warnend ankündigt. Es erfolgt noch einmal eine gänzliche Stille; dann aber bricht plötzlich der fürchterlichste, lange wiederhallende Donner aus der Tiefe hervor. Mehrere Minuten lang wird die ganze Umgebung des weiten Schlundes wie durch ein Erdbeben unaufhörlich erschüttert. Aus den schwarzen Dampfwolken fliegen Erzstücke auf, die zum Theil bedeutend über den Rand der Grube geschleudert werden, und den mehrsten Schlägen folgt ein krachendes Geräusch von den einstürzenden Felsmassen nach. Die Größe und Furchtbarkeit dieses Schauspiels übersteigt alle Vorstellung.

Aufgabe: Welche Verhältnißwörter antworten auf die Frage: wen? oder was?

## 57.

## Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollt' ich gern wieder heim zu

meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst, so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbeitrabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt Einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuhe und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht grad' halten, auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Ueber ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth, wie diese, die sich bäumt und Einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmer wieder auf. Da lob' ich mir Eure Kuh, da kann Einer gemüthlich hinterhergehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, ‚geschieht Euch ein so großer Gefallen, so will ich Euch wol die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brod, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude Alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrod, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze aber wurde drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Haide, die mehrere Meilen lang war. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und stellte seine Ledermütze unter, aber, so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeit lang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade des Weges ein Metzger, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem armen Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch! Die Kuh will wol keine Milch geben? Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier im Haus abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste!" „Hört Hans!" sprach da der Metzger, „Euch zu Liebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch Alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursche zu ihm, der

trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursche sagte, daß er die Gans zu einem Kindtauffschmause bringe. „Hebt einmal," fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja," sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursche nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wol mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit Eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch damit fingen: das Geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach, Gott," sprach er, „helft mir aus der Noth! Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon Etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß Ihr ins Unglück gerathet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenwege fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimath zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vortheil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrod auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wol ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter für eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scheeren schleifer mit seinem Karren und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Scheere und drehe geschwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft

er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab' ich für meine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich, dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" „Wie könnt Ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen?" und reichte ihm die Gans hin. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!" rief er aus, „Alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich und wollte sich zum Trinken bücken; da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder

und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das Einzige, was ihm noch zu seinem Glücke gefehlt habe. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

## 58.

## Der Bergmannsgruß.

Das Glöcklein klingt, der Morgen graut, da wird's im Bergmannshüttchen laut; denn ruft die Arbeit, ruft die Schicht, da säumt der brave Bergmann nicht. Er springt vom Lager wohlgemuth — denn rüstig stets ist Bergmannsblut. Schnell ist der Kittel angethan, und seine Blende steckt er an, den Riegel löst er von der Thür, und steht schon auf der Schwelle schier; da wirft noch einmal er den Blick auf seiner Hütte stilles Glück. Wie ruh'n sie süß, die lieben Kleinen, die ihn im Schlaf zu grüßen scheinen; es flüstert in dem engen Raume, als sprächen sie zu ihm im Traume:

Vater, Glück auf!
Steig' nur hernieder;
Kehrst du dann wieder,
Eilen wir froh dir entgegen im Lauf —
Vater, Glück auf!

Da treibt's ihn fort: ein mächtiges Verlangen, das theure Weib, die Kinder zu umfangen, wenn er zurückgekehret von dem schweren Werke, gibt Muth dem Herzen und den Gliedern Stärke. Er tritt hinaus; noch schweigend ruht die Flur, im heil'gen Dunkel schlummert die Natur, der Vogel selbst regt nur die raschen Schwingen, wenn Furcht, wenn Hoffnung ihn im Traum umfingen; da glänzt herauf am fernen Horizonte, den noch sein Auge nicht erreichen konnte, ein lichter Streif, und wie ein leises Ahnen bricht sich ein Schimmer siegend seine Bahnen. Des Himmels Pforten thun sich auf im Morgen, und hocherröthend tritt, noch halb verborgen, Aurora in die nachtbedeckte Welt, die noch der Schlaf in seinen Armen hält. Gleich Fackeln flammt's an Bergeshöh'n empor, der Himmel schwimmt in einem Feuerregen, und wie ein wunderreiches Meteor tritt bald die Sonne auf die Bahn voll Segen.

Glück auf, du holdes Sonnenlicht,
Sei innig mir gegrüßt!
Der achtet deiner Strahlen nicht,
Der täglich sie genießt.

Ich aber steige Tag für Tag
Hinab in tiefen Schacht,
Wo bei des Fäustels munterm Schlag
Kein Sonnenstrahl mir lacht.

D'rum grüßt dich auch der Bergmann froh,
Steigt er zum Licht herauf;
Kein ander Herz begrüßt dich so,
Kein Mund ruft so: Glück auf!

Und angestrahlt vom jungen Sonnenlicht, eilt er entgegen der willkomm'nen Pflicht. Nicht einsam mehr, es mehrt sich auf den Wegen, Bergleute sind's, die sich geschäftig regen, und von den Höhen tönt das Echo wieder den Morgengruß, den Feierklang der Lieder.

Glück auf!
Wie thut sich das Herz uns auf!
Dahinten bleiben die Sorgen,
Uns grüßt ja der lachende Morgen
Zum neu begonnenen Lauf.
Glück auf!

Glück auf!
Bergunter wogt es, bergauf!
Wie Vögel im schirmenden Neste,
So nimmt uns die Erde als Gäste
Im bergenden Schooße wohl auf.
Glück auf!

Glück auf!
Bergleute ziehen zu Hauf,
Dann geht's in die Tiefen und Schächte,
Da bringen uns freundliche Mächte
Manch' blinkende Stufe in Kauf,
Glück auf!

Glück auf!
Dort liegen die Schätze zu Hauf.
D'rum frisch in die Tiefe gefahren!
Denn will uns der Himmel bewahren,
So fahren wir wieder herauf.
Glück auf!

So zieht sie hin, die frohgestimmte Schaar, das fromme Herz ein flammender Altar, im hellen Blicke Glauben und Vertrau'n, und auf der Stirn ist Kraft und Muth zu schau'n. — Nun sind sie dort — ein kräftiges Gebet, ein Lied, das Hilf' und Schutz vom Himmel fleht, ein Blick empor, als kehrt' er nimmer wieder — und in die Tiefe steigt er fröhlich nieder. — Nur aus dem Dunkel tönt es noch herauf verhallend mehr und mehr: Glück auf! Glück auf!

Da sitzt der Bergmann emsig schon vor Ort, allmälig weicht dem schweren Schlag Gestein, und sollt' es auch nur taub Gerölle sein, auf Hoffnung baut er unverdrossen fort; matt wird der kräft'ge Arm bei seinen Streichen; doch ruht er nicht, rothgülden muß sich's zeigen, und kann's die Faust nicht mit dem Eisen zwingen, so muß das Feuer in die Tiefe dringen. Will trotzig Stein mit Stein verbunden bleiben, des Pulvers Kraft wird's auseinander treiben. Schon glüht der Brand,

schon flieht der Mann von hinnen; „Helf Gott!“ und gib Gedeihen dem Beginnen! Schon dröhnt es dort — ein schwerer, dumpfer Knall — und tausendfach ertönt's im Wiederhall, und schauerlich erklingt es in den Tiefen, als wachten böse Geister auf, die schliefen. Nun wird es still, der Bergmann zaget fast, doch eilt er hin, mit ungeduld'ger Hast, ob ihn betrog sein lang genährtes Hoffen. Doch sieh, ein reicher Anbruch steht ihm offen! Da kann der Jubel seine Brust nicht fassen, den Freudenruf muß er erklingen lassen: Ein' leere Schicht verfuhr ich nicht, Glück auf!

Glück auf!
Die Ader blinkt, das Silber winkt, Glück auf!
Glück auf!
So blute fort, du reiches Ort! Glück auf!
Glück auf!

Und während unten in dem tiefen Schacht der Bergmann mühsam seine Schicht vollbracht, da darf auch droben nicht die Arbeit schweigen. Die Scheidebank ertönt von muntern Streichen, der Stoßheerd knarrt, ab strömt die tiefe Fluth, und auf dem Grund das Erz, das reiche, ruht. Und dennoch hört noch nicht die Arbeit auf, im Feuer erst vollendet's seinen Lauf. Sein heißes Werk beginnt der Hüttenmann, am Treibeheerd schürt er die Flammen an; ob Funken sprüh'n, ob Dampf die Brust beklommen, das spröde Erz muß erst zu Flusse kommen, und schaut er dann den lichten Silberblick, so tönt's: Glück auf! — Glück auf! ertönt's zurück.

Lacht nach bangen Kummertagen
Dir ein freundliches Geschick,
Darf das Herz mit Jubel sagen:
Sei willkommen, Silberblick!

Gibt der Mund, der lang geschwiegen,
Hoffnung dir und Liebesglück,
Mag der Gruß vom Munde fliegen:
Sei willkommen, Silberblick!

Kehrt der Freund nach langem Weilen
Froh in deinen Arm zurück,
Freud' und Leid mit dir zu theilen:
Sei willkommen, Silberblick!

## 59.

## Magneteisen.

Ein allgemein verbreitetes Eisenerz besitzt die besondere Eigenschaft, kleine Theilchen von Eisen z. B. Eisenfeile anzuziehen, so daß sie an seiner Oberfläche hängen bleiben. In Schweden kommt es besonders

häufig vor und wird Magneteisen genannt. Diese Eigenschaft des natürlichen Magneteisens kann leicht auf Stahl übertragen werden, wenn man denselben mit einem Stücke des ersteren in einer gewissen Weise streicht. Der magnetisirte Stahl ist alsdann ein künstlicher Magnet. Ein dünner, langer, magnetisirter Stahlstab heißt Magnetnadel.

Bestreut man eine Magnetnadel mit Eisenfeile, so hängt diese sich in größter Menge an ihren beiden Enden an, während in der Mitte zwischen denselben durchaus kein Eisentheilchen hängen bleibt. Jene Endpunkte heißen die Pole.

Wird die Magnetnadel so aufgestellt, daß sie sich in der Mitte zwischen den Polen drehen kann, so nimmt sie jederzeit eine bestimmte Lage ein, in die sie immer wieder zurückkehrt, wie oft man sie auch aus derselben herausbringen mag. Man nennt die beiden Richtungen, nach denen die Enden der Nadel oder die Pole hinzeigen, Nordpol und Südpol, das ganze Instrument aber (die aufgestellte Magnetnadel) einen Compaß. Mit dem Compaß wird es leicht, da er Nord und Süd angibt, sich zurechtzufinden in den Himmelsgegenden; denn das Gesicht nach Norden gedreht, hast du zur rechen Hand Ost, zur linken Hand West. Das ist aber sehr wichtig, denn wie wollte man sich auf dem Meere, inmitten großer Wälder oder gar in tiefen weit ausgedehnten Bergwerken sich zurechtfinden? Auch noch zu allerhand Messungen ist er unentbehrlich.

## 60.

## Der Geizhals.

Ein reicher Mann, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Paris wohnte, hatte ein Kellergewölbe, in welchem er sein Gold und Silber aufbewahrte. Zu dieser Höhle ließ er sich eine eiserne Thür machen, die mit einer Springfeder versehen war, sodaß sie sich von selbst wieder zuschloß, sobald man sie geöffnet hatte. Der Schlosser, welcher dieses Wunderschloß verfertigt hatte, sagte zu dem reichen Kauz: „Die Feder, die ich Euch gemacht habe, ist furchtbar. Wenn Ihr ein einziges Mal versäumtet, sie festzuschrauben, so würdet Ihr unfehlbar in derselben Schlinge gefangen sein, die Ihr den Dieben legen wollt.“ Der Reiche versicherte, daß er sich schon in Acht nehmen werde; und der Schlosser, dem sein Meisterstück gut bezahlt wurde, versprach das tiefste Stillschweigen über die geheimnißvolle Thür.

So verstrichen mehrere Jahre, während welcher der reiche Kauz tagtäglich in seinen Keller ging, um sich an dem Anblick seiner Schätze nach Herzenslust zu weiden. Von Woche zu Woche vermehrte sich sein Mammon, und mit unbezähmbarer Gier wälzte er sich auf seinen Geldsäcken, die er täglich zählte und von neuem in Ordnung stellte. Eines Tages aber, als er wieder in sein Gewölbe hinabsteigt, um sich an seinem Mammon zu erfreuen, vergißt er die verhängnißvolle Feder zu befestigen, und kaum hat er die Thür hinter sich angelehnt, so schnappt sie zu, und er ist in seinem Gewölbe gefangen. Da sitzt er nun mit seinem Golde und der Verzweiflung. Er ruft, er schreit, er heult; Alles umsonst. Sein Gewölbe wird für ihn sein Grab; er sitzt allein mit dem Hunger und mit seinem Gelde. Wie gern hätte er Alles hingegeben für ein Stückchen Brod, für einen Trunk Wasser. Inzwischen suchte man ihn überall; man schrieb eine Belohnung aus für denjenigen, der etwas von ihm wüßte, aber Alles blieb ruhig. Nach einigen Wochen kehrte der Schlosser, welcher die Feder gemacht hatte, von einer Reise zurück. So wie er von dem Verschwinden des reichen Kapitalisten hörte, fiel ihm sogleich die unglückliche Feder ein, und er war vollständig überzeugt, sie sei das Werkzeug seines Todes geworden. Er entdeckte der Gattin des Vermißten den verborgenen Schlupfwinkel; das Gewölbe wurde sogleich erbrochen, und man fand den Besitzer desselben, der seit mehreren Tagen dem Hungertode erlegen war.

## 61.

## Der Affe und der Geizhals.

Ein Geizhals hatt' einst einen Affen....
Ein Geizhals sein und den sich anzuschaffen!
Kaum glaub' ich das — doch ja;
Gesellschaft kostet Geld, und Menschen können stehlen;
So war zum Zeitvertreib dafür der Affe da.
Vor diesem durft' er Nichts verhehlen,
Er mochte wuchern oder zählen;
Der schwatzte Nichts, und kurz, er war nach seinem Sinn.
Einst rief der Glockenschlag ihn nach der Kirche hin;
Denn hier dacht' er durch Beten und durch Singen
Gott neuen Segen abzuzwingen.
In großer Eil' ließ er das Schreibpult offen steh'n,
Wo ihn der Affe hatt' im Golde wühlen seh'n.
Petz, der den Haufen Geld erblickte,
Und den die Langeweile drückte,

Sann sich zum Zeitvertreib ein kleines Spielwerk aus.
Er holt ein Goldstück nach dem andern
Und läßt zum Fenster frisch hinaus
Die Louisd'ore und Dukaten wandern.
Das war ein Lärmen um das Haus;
Wer laufen konnte, lief, und bald ward vom Gedränge,
So breit die Straße war, der Platz doch viel zu enge.
Rips, Raps, „Herr Petz, mir auch ein Stück!"
Man haschte, sprang und fiel, und wem zu gutem Glück
Ein's in die Hände flog, dem kam es hoch zu stehen.
Ei, welche Lust, dies Schauspiel anzusehen!
Indessen kam Herr Harpagon zurück.
„Hilf, Himmel! Wer? Wie? Wo? Was gibt's für Unglück hier?
O weh! Mein Geld! Komm' ich hinauf zu dir,
Du Dieb, so soll dein Blut...."
Hier schwieg er; denn ihm schloß die Lippen seine Wuth.
„Herr," sprach ein alter Mann, „Herr, mäßigt Eure Hitze!
Das Geld ist Euch, wie ihm, und ihm wie Euch, Nichts nütze:
Der Affe wirft es weg, und Ihr, Ihr sperrt es ein.
Wer mag von Euch der Klügste sein?"

## 62.

## Die Salzwerke von Wieliczka.

In der Nähe von Krakau liegt ein kleines Städtchen mit Namen Wieliczka, unter und bei welchem sich das berühmte Salzwerk befindet. Es wird bergwerksmäßig bearbeitet. Das Salz wird in großen Stücken losgesprengt und so heraufgeschafft. Schon im dreizehnten Jahrhundert ward es benutzt und es hat folglich schon eine unbeschreibliche Menge Salz hergegeben, ohne daß es noch merklich erschöpft wäre. Durch acht Eingänge, deren sechs im freien Felde und zwei in der Stadt gelegen sind, gelangt man zu den unterirdischen Salzbehältern. Die beiden letzteren Eingänge dienen meist zum Hinablassen der Arbeiter und zum Heraufschaffen des Salzes; dahingegen die außerhalb der Stadt gelegenen zum Einbringen der Bedürfnisse der Bergleute gebraucht werden. Wenn man sich hinabläßt, so gelangt man zuerst auf einen finstern Platz, dessen Entfernung von der Einfahrt 600 Fuß beträgt. Von hier aus führen verschiedene Gänge zu einer Treppe von 325 theils hölzernen, theils aus Salzstein bestehenden Stufen. Nachdem man auch diese zurückgelegt hat, stößt man abermals auf verschiedene Gänge, die zum eigentlichen Salzwerke führen. Aber wie staunt man beim Eintritt in diesen wundervollen Bau! Man findet

sich auf einmal in einer neuen Welt, deren Glanz und Prachtzimmer Alles weit hinter sich lassen, was die kühnste Phantasie nur erdenken kann. Wendet man sein Auge nach dem Boden, auf dem man steht, so erblickt man eine weite, unübersehbare und volkreiche Ebene mit Häusern und Straßen, auf welchen sich Fuhrwerk an Fuhrwerk drängt. Alles wimmelt von Menschen, und man befindet sich in einem eigenen unterirdischen Staate. Blickt man über sich, so sieht man ein hohes Gewölbe, das auf Säulen von Salzstein ruht, und dessen Decke ebenfalls Salzstein ist, welcher von ferne dem reinsten Krystall gleicht. Da überall zum gemeinschaftlichen Gebrauch eine Menge Lichter brennen, deren Glanz, wie von unzählbaren Spiegeln zurückgeworfen wird, so gewährt dieses Schauspiel einen so imposanten Anblick, daß man davon auf der obern Welt keine Vorstellung hat. Die Strahlenbrechung und das Farbenspiel des Salzgesteines verursachen an vielen Stellen eine wunderseltsame Täuschung, und man glaubt sich unter ganzen Massen von Rubinen, Smaragden, Amethysten und Saphiren zu befinden, so blendend schön umwandeln Einen die Schattirungen der Regenbogenfarben. Noch bewundernswerther wird dieses Schauspiel dadurch, daß sich das Farbenspiel bei jedem Schritte, bei jedem Ortswechsel ändert.

Damit die Gewölbesdecke nicht herabstürze, muß man in gemessenen Entfernungen Säulen anbringen. Diese Säulen bestehen aus dem Salzstein selbst, der entweder massenweise stehen bleibt, indem man dazwischen hinsprengt, oder man errichtet kunstmäßig von Grund auf neue Säulen. In beiden Fällen bemüht man sich, denselben eine gefällige Gestalt zu geben. Auch die Gewölbe sind verschieden geformt, und man erblickt zum Theil groteske Figuren, die aber immer ein Werk der Natur sind. Besonders niedlich nehmen sich die Salzstücke an dem Boden der Gewölbe aus, die in Eiszapfenform herabhängen und mit allen Regenbogenfarben spielen. Selbst da, wo der Fußboden nicht zu sehr betreten und befahren wird, ist er mit Krystallisationen von derselben Art bedeckt. Hin und her erblickt man Hütten, theils einzelnstehend, theils gruppenweise. Die Anzahl der Bewohner dieses unterirdischen Erdstriches beläuft sich an 500. Daß Viele von ihnen in den Erdschichten, wo sie geboren worden sind, leben und sterben, ohne je das Sonnenlicht gesehen zu haben, ist nicht wahr. Die Arbeiter müssen vielmehr täglich heraus ans Tageslicht. Für die Erwachsenen wird in einer kleinen Kapelle, welche in den Salzfelsen eingehauen ist,

zur Zeit des Bergfestes Messe gelesen und eine Predigt gehalten. Die Bestandtheile dieser Kapelle sind ebenfalls von Salz, wie hier Alles. Der hohe Altar, die Kanzel, die Wände, das Gewölbe sind in und aus Salzstein gehauen. Mitten durch die große Ebene des Salzwerkes geht die Straße, auf welcher die mit Salz beladenen Wagen einherfahren, um das Salz aus den entfernteren Gegenden bis an den Ort zu bringen, wo es in die Höhe gewunden wird. Die Straße wird nie leer, und selbst die Ladung der Fuhrleute, die immer guter Dinge sind, und bei ihren Wagen einhergehend, jauchzen und singen, gewährt einen prächtigen Anblick; denn sie blitzt, wie Krystall und Edelgestein. Die Zahl der Pferde, die hier gehalten wird, beläuft sich auf mehrere Hundert, die nur alle 8—14 Tage das Tageslicht wieder sehen. Gewöhnlich werden diese Thiere von dem Strahlenschimmer der überall blinkenden Lichter in kurzer Zeit so geblendet, daß sie das Gesicht verlieren. Man kann sie aber dessen ungeachtet ebenso gut brauchen, als wenn sie den Gebrauch ihrer Augen hätten. Was man von einem Bach mit süßem Wasser erzählt, ist Fabel. Das wenige Wasser im Bergwerke ist salzig. Es sammelt sich in einem Becken, über welches ein Seil gespannt ist und eine Fähre geht. Neben diesem Bassin ist ein aus Holz errichteter Saal, in welchem beim Bergfeste getanzt wird.

Die Werkzeuge der Bergleute bestehen aus Hacken, Hämmern und Meißeln. Durch Hülfe derselben werden die Salzmassen in der Form ungeheurer Cylinder ausgegraben und losgerissen. Noch größere Stücke sprengt man auch mit Schießpulver los, welches ein furchtbares Getöse, gleich dem rollenden Donner, erregt. Beim Losschlagen eines so großen Stückes lassen sich Pauken und Trompeten hören. Die größern Massen werden in kleinere Stücke geschlagen und des bequemen Fortschaffens wegen gibt man ihnen mit dem Meißel die Form einer Tonne. Sind diese Tonnen oben angelangt, so zerschlägt man sie in noch kleinere Stücke und mahlt diese in eigens dazu verfertigten Mühlen zu Pulver. Aus den härtesten und schönsten Stücken macht man sogar allerlei künstliche Geräthschaften und Spielwerke, die als Seltenheiten weit und breit verkauft werden.

## 63.

## Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr, der fühlte, daß er sterbe, die beiden Söhne rief er her, zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert, rief da der alte Degen, das brachten ihm die Söhne werth, da gab er seinen Segen:

Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß, du sollst das Schwert behalten, die Berge mit dem stolzen Schloß und aller Ehren walten.

Doch dir nicht minder, liebes Kind, dir sei der Pflug gegeben, im Thal, wo stille Hütten sind, da magst du friedlich leben.

So starb der lebensmüde Greis, als er sein Gut vergeben; die Söhne hielten das Geheiß treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl, dem Schlosse und dem Krieger? Was ward denn aus dem stillen Thal, was aus dem schwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel, euch künden rings die Gauen: Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel, das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit im lichten Sonnenschimmer, da wächst und reift es weit und breit, man ehrt den Pflug noch immer.

Aufgabe: Deklinire die persönlichen Fürwörter dieses Stückes.

## 64.

## Der Vater und die drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's," sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat."
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n.
Drei Monden waren kaum vergangen,
So stellten sie sich wieder ein.

D'rauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! Es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Ich gab es ihm getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?" —
„Du thatst, mein Sohn, was sich gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen.
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn ehrlich sein ist unsre Pflicht,
Die That ist gut, doch edel nicht."

Der Zweite sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einstmals unachtsamerweise
Ein armes Kind in einen See.
Ich stürzt' ihm nach, zog's in die Höh'
Und rettete dem Kind' das Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben."
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke."
„O," rief der Greis mit holdem Blicke,
„Dein ist der Ring! Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!"

## 65.

## Kohle, Salpeter und Schwefel.

Weit draußen vor der Stadt und weit entfernt vom Dorfe liegt ein einsames, sonderbares Haus. Rund um dasselbe sind Stackete und hohe Mauern, und an der Straße, die zu dem verschlossenen Thore führt, steht eine Stange mit einer weißen Tafel. Auf dieser steht geschrieben: „Niemand darf hier herein!“ Es nahen sich beladene Wagen. Sie halten an dem Thore. Es öffnet sich. Die Wagen fahren hinein und werden innen abgeladen. Hier in dem Innern des geheimnißvollen Hauses liegen drei Dinge vertraulich beisammen. Drei Haufen sind von ihnen aufgeschüttet: ein gelber, ein schwarzer und ein weißer. Die drei Dinge sind zum erstenmal vereinigt und dazu bestimmt, zu einem einzigen, bald nützlichen, bald schädlichen Stoff verbunden zu werden. Wenn sie sprechen könnten, so würden sie gar sonderbare Schicksale zu berichten haben. Der schwarze Haufen, der uns am wenigsten gefällt, er würde sagen: „Ich war früher ein grüner Strauch im frischen Wald. Nach allen Seiten streckten sich meine glänzenden runden Blätter; eine braune Rinde mit weißen Flecken war mein Kleid. Blumen blühten rings um mich, Vögel sangen und bauten bei mir ihre Nestlein, Häschen ruhten in meinem Schatten. Im Sommer trank ich Sonnenschein und Regen, im Winter hatte ich ein Kleid von silberweißem Schnee, der hing wie Zucker rings um meine Aestchen. Da kam eines Tages ein böser Mann mit einer scharfen Axt zum Wald. Er hieb mich um, zerstückte mich und brachte mich in ein enges eisernes Gefäß. O, welche Gluthen durchdrangen hier mein schönes weißes Holz. Flammen schlugen um mich, und erst nach langer Qual zog man mich wieder hervor. Doch wie sah ich jetzt aus! Schwarz wie die finstere Nacht! Kein Kind mochte mich in den Händen tragen. Nur unartige Knaben nahmen wol ein Stück von mir und bemalten damit das neue Haus, oder zeichneten sich einen großen Schnurrbart.“

Wir haben längst schon gemerkt, daß es die Kohle war, die also sprach. Der zweite Haufen ist gelber Schwefel. Sein früheres Leben war ein ganz verschiedenes. Tief unten in der dunkeln Erde lag er seit Jahrtausenden. Kein Fünkchen Sonnenlicht drang jemals zu ihm. Er hatte sich verbunden mit mancherlei Gesteinen. Hier bildete er mit Eisen den gelben festen Schwefelkies, dort mit Kupfer den Kupferkies und an einem dritten Orte, mit dem weißen flüssigen Quecksilber er-

schien er als schöner rother Zinnoberstein. Auch er ward durch den Menschen aus seiner Heimath fortgeführt. Der Bergmann mit dem Grubenlicht am Kopfe und dem schwarzen Leder steigt in den tiefen, tiefen Schacht, den er gegraben. Wasser tröpfelt an den Seiten hinab. Mit spitzer Eisenhaue reißt er die Steine aus der Erde Tiefen. Die Erze mit dem Schwefel werden hinaufgezogen an das Tageslicht. Hier werden sie zerschlagen und in thönernen Röhren einem starken Feuer ausgesetzt. Da wird's dem Schwefel unbehaglich im heißen Ofen. Er zieht entweder als leichte Luft heraus und setzt sich in andern Röhren, die man vor jene ersten gelegt hat, als gelbes Pulver an, oder zerfließt in diesen und wird in Formen aufgefangen, aus denen man ihn nach dem Erkalten als Stangenschwefel nimmt. Mitunter wird dem Schwefel die Zeit in seiner finstern Heimath zu lang und er kommt selbst hervor. An manchen Stellen der Erde sind Berge, hoch aufgethürmt. Auf ihrer Spitze öffnet sich ein tiefer Schlund, ein finstres Loch. Aus diesem steigt Jahr aus, Jahr ein, ein schwarzer Rauch, und kühne Männer, die in die Oeffnung hineinzuschauen wagten, sahen tief unten geschmolzene Massen, wie die geschmolznen Erze im Hochofen. Dort heraus steigt als ein giftiger Dampf der Schwefel und setzt sich in den Rissen des Berges an. An andern Orten vereinigt er sich auch mit den Wassern, die aus der Erde Tiefen dringen und oben Quellen bilden. Er verleiht dem Wasser dann entweder ein milchweißes Ansehn, oder auch einen widerlichen Geruch nach faulen Eiern. Solche Schwefelquellen besuchen die kranken Menschen, trinken von dem Schwefelwasser und baden sich darin. Sehr viele solcher schwefelreichen Gegenden finden sich besonders auf der Insel Sicilien. Der meiste Schwefel (jährlich 1,540.000 Centner) kommt von dort her zu uns. So gelangte das Kind der Erdentiefe in die Gesellschaft des Kindes des grünen Waldes. Woher stammt nun der dritte Geselle, der weiß und hell wie Salz aussieht? Es ist kein giftiger Stoff, er schmeckt dem Salze ähnlich; doch ist's kein Kochsalz, sondern Salpeter. Er findet sich zwar auch von Natur schon fertig in weit entfernten Ländern. Dort gräbt man ihn an manchen Stellen aus der Erde; an andern zeigt er sich in Höhlen als ein weißer Ueberzug am Eingange derselben. Sehr vieler Salpeter möchte sich jedoch fast schämen, wenn man ihn nach seiner Heimath fragte. In sogenannten Salpeterplantagen fährt man Schutt und Mist in lange Haufen und begießt dieselben täglich mit Jauche. Nach zwei bis drei Jahren zeigt sich auf den Haufen der

Salpeter als weißer Ueberzug. Diesen sammelt man, löst ihn in Wasser auf und dampft dieses wieder ab. Im Gefäß bleibt dann der reine, silberhelle Salpeter zurück.

Zu welchem Zwecke hat man nun diese drei verschiedenen Dinge hier versammelt? Man will sie zu einem Ganzen vereinigen: „Schießpulver" will man aus ihnen machen. Das Haus ist eine Pulvermühle. Ein Bächlein fließt vorbei und treibt ein großes Rad. Eine lange Walze wird durch dasselbe im Hause umgetrieben. Diese hebt durch viele Zapfen, welche sich an ihr befinden, eine Reihe Stampfen. Mit ihren untern Enden, welche mit Erz beschlagen sind, fallen sie in Holztröglein und pochen unaufhörlich. In diese Tröge bringt man zuerst die Kohle und befeuchtet sie mit Wasser. Nach einer halben Stunde ist sie zu einem zarten Brei zerstoßen. Schwefel und Salpeter bringt man sodann zur Kohle, macht sie ebenfalls mit Wasser naß und stampft das Ganze zu einem gleichförmigen Brei. Dieser Pulverteig wird dann in dünnen Scheiben stark gepreßt, halbtrocken in Sieben durch schwere Holzscheiben in feine Körnchen zerklopft und nach der verschiedenen Größe derselben durch Siebe von einander gesondert. Die Pulverkörnchen bringt man dann in Tonnen, die sich fortwährend drehen. Hier laufen metallene Kugeln mit hin und her und poliren die Körnchen, so daß sie glänzend grau als fertiges Schießpulver daraus hervorgehen, das nun noch vollständig getrocknet wird. Eine äußerst gefährliche Beschäftigung ist es aber, dieses Pulver zu bereiten. Ein einziges Sandkörnlein, das unter die Stampfen geräth, ist schon hinreichend, einen Funken zu erzeugen, und dann wehe Allen, die in dem Hause sind! Das Pulver zischt auf, — ein ungeheurer Knall geschieht, ein Feuermeer umschlingt in einem Augenblick das Ganze. Die Mauern bersten, Dach und Balken, Geräthe und Menschen fliegen zerrissen durch die Luft. Eine große Wolke von Dampf umhüllt die schauerliche Scene der Zerstörung, und nachdem sie sich verzogen, ist Nichts mehr von der Pulvermühle zu sehen. Nur ein Haufen Trümmer und verbrannte Leichen bezeichnen die Stelle, an der sie stand. Es bedarf auch nicht einmal des Sandkorns, um eine Entzündung zu bewirken. Die Kohlen sind so feuriger Natur, daß sie sich erhitzen, wenn sie im Haufen aufeinander liegen. Wegen der großen Gefahr, die fortwährend unheimlich über der Pulvermühle schwebt, baute man sie so weit hinweg von allen andern Wohnungen der Menschen, und erlaubt es Keinem, sie zu besuchen. Auch die Häuschen, in denen man das fertige Schießpulver

aufbewahrt, sind stets entfernt von allen andern. Man pflegt gewöhnlich durch Blitzableiter den Blitz von ihnen abzulenken und durch Schildwachen, die bei ihnen aufgestellt sind, dem Anzünden durch unvorsichtige Menschen vorzubeugen. Trotzdem ist aber schon durch größere Pulvermassen, die Feuer fingen, großes Unglück geschehen, ja ganze Städte sind schon auf diese Weise gräßlich zerstört und Tausende von Menschen dadurch ums Leben gekommen.

So furchtbar sich aber auch das Schießpulver zeigt, wenn es aus der Kanone die Kugel schleudert und im Kriege unzählbare Menschenleben fordert, Festungen zertrümmert und das Glück so vieler Familien begräbt: so wird es doch in der Hand verständiger und guter Leute ein gewaltiges, vielleicht das kräftigste von allen Mitteln, um Hindernisse wegzuräumen. In einem Augenblicke zersprengt das Pulver den riesenhaften Felsen, und seine Trümmer stürzen ringsumher, während viele Menschen mehrere Monate lang hätten arbeiten müssen, um ihn zu beseitigen. Das Pulver hilft dem Steinbrecher und dem Bergmann bei ihrer sauern Arbeit. Es löst die Steine im Nu vom Felsen, so wie sie es wünschen. Es ist der treue Freund des Menschen, der nach fernen Ländern zieht, um dort sein Haus sich aufzurichten und sein Feld zu bauen. Wölfe und Bären bewohnten bisher den wilden Wald, Löwen und Tiger pflegten hier zu jagen. Sie nahen brüllend und heulend dem Haus des Menschen, gleichsam um ihn dafür zu strafen, daß er in ihr Gebiet sich kühn gewagt. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf diesen Thieren gegenüber. Ein einziger Schlag der Löwentatze, ein Biß des Tigers vermag ihn zu tödten. Da hilft ihm ein wenig Pulver. Der bedrängte Mensch schüttet es in seine Büchse, ein Pfropfen und eine Kugel oben drauf. Nicht weit vor ihm legt der Löwe sich schon zum Sprunge bereit. Er ahnet nicht, welch treuer Freund dem Menschen zur Seite steht. Ein leichter Druck des Fingers genügt, und die Kugel schwirrt mit der Schnelle des Gedankens in des Löwen Stirn. Zerschmettert sinkt der Thiere König, besiegt durch ein wenig Pulver. So furchtbar die Zerstörungen auch sind, welche durch das Schießpulver angerichtet werden, wenn es in die Hände leichtsinniger, unvorsichtiger, oder böser Menschen geräth, so segensreich zeigt es sich, wenn Verstand und Liebe es zum Heile Anderer benutzen.

## 66.

## Das Mißverständniß.

Ein reicher Franzose gerieth auf einer Reise im südlichen Italien in eine öde Wildniß, aus der auch sein Führer sich nicht wieder herauszufinden wußte. Da die Nacht hereinbrach, so blieb nichts weiter übrig, als in einer Felsenhöhle Schutz zu suchen. Bald aber erblickten die beiden Wanderer ein Licht, gingen darauf zu und kamen an eine Köhlerhütte, wo sie um Aufnahme baten. Diese wurde ihnen zwar mit aller Freundlichkeit gewährt, indessen war unserm Reisenden doch bange, da die Franzosen damals in Italien allgemein gehaßt wurden. Eine Anzahl Pistolen und Säbel, die an der Wand des Zimmers hingen, flößten auch keine beruhigenden Vorstellungen ein, und der Gedanke an die furchtbare Wildniß, in der man sich befand, sowie an die dort hausenden Räuber, rief den beiden Reisenden alle Greuelscenen vor die Seele, von denen sie jemals in ihrem Leben gehört haben mochten. Nachdem das Abendessen verzehrt war, wurde ihnen ein Strohlager auf einem Hangeboden angewiesen, zu dem eine Leiter hinaufführte und auf welchem hinter einem besonderen Verschlage allerlei Vorräthe standen. Der junge Führer legte sich zuerst zur Ruhe und schlief bald ein; der Franzose aber brachte die ganze Nacht wachend und in der fürchterlichsten Angst zu. Gegen Morgen vernimmt er plötzlich ein unheimliches Geräusch. Bald hört er, wie der Wirth mit seiner Frau spricht und sie fragt, ob sie alle Beide geschlachtet werden sollen. „Ei freilich," erwidert die Frau, „blos den Einen, das ist ja nicht des Anfangens werth." Dem Franzosen tritt der Angstschweiß auf die Stirn; er will seinen Führer wecken, aber seine Glieder sind wie gelähmt. Jetzt hört er den Köhler die Leiter heraufsteigen; die Frau flüstert ihm zu, sacht zu gehen, damit die Beiden nicht geweckt werden. Nun steigt seine Angst aufs Höchste, er greift nach seinem Wanderstabe, um sich zur Wehr zu setzen. Da erblickt er durch eine Spalte des Verschlages den Köhler mit einem großen Messer; er sieht, wie derselbe behutsam die letzten Stufen emporsteigt und, oben angekommen, — — nach einem großen Schinken langt, von dem er ein paar tüchtige Stücke herunterschneidet, worauf er langsam wieder verschwindet. Der arme Franzose athmete eben tief auf und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, als auch sein Führer erwachte und ihn aufforderte, hinunterzugehen. In demselben Augenblicke rief auch die Wirthin ihren Gästen

zu, daß das Frühstück bereit stehe. Zitternd ging der Franzose hinunter, wurde von den Wirthsleuten freundlich begrüßt und zum Frühstück eingeladen. Es gab Brod nebst Milch und etwas Honig. Nachdem dies verzehrt war, wollten die Reisenden aufbrechen; aber die Wirthin forderte sie auf, noch ein halbes Stündchen zu warten, sie wollte ihnen noch ein paar Kapaunen braten, damit sie etwas Vorrath für die Reise hätten. Mit diesen Worten nahm sie ihre Schürze von dem nebenstehenden Tische ab, auf welchem ein paar tüchtige Hähne lagen. Das waren die Beiden, die man am frühen Morgen geschlachtet hatte.

Aufgabe. Der Schüler stelle alle ihm bekannt gewordenen Metalle zusammen und setze ein passendes Eigenschaftswort vor jedes.

## 67.

## Münchhausen's Abenteuer.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammerschade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotschusse zu durchlöchern. Herr Reineke stand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Bretnagel in mein Gewehr, feuerte und traf so künstlich, daß ich seine Lunte fest an den Baum nagelte. Nun ging ich ruhig zu ihm, nahm mein Waidmesser, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwol lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an dem Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, so fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beiden hindurch gefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrissen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kaute. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des

Frischlings Schwanze und leitete daran das alte hülflose Thier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

So fürchterlich diese wilden Bachen oft sind, so sind die Keiler doch weit grausamer und gefährlicher. Ich traf einst einen im Walde an, als ich unglücklicher Weise weder auf Angriff noch Vertheidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wüthende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren auch seine Hauer dergestalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, sie sogleich wieder herauszuziehen, noch den Hieb zu wiederholen. Haha, dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen! Flugs nahm ich einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los und nietete seine Hauer dergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich denn nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, welches auch ganz vortrefflich von Statten ging.

Sie haben unstreitig, meine Herren, von dem Heiligen und Schutzpatron der Waidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem stattlichen Hirsche gehört, der ihm einst im Walde aufstieß und welcher das heilige Kreuz zwischen seinem Geweihe trug. Diesem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Gesellschaft dargebracht und den Hirsch wol tausendmal sowol in Kirchen abgemalt, als auch in die Sterne seiner Ritter gestickt gesehen, so daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Waidmanns kaum zu sagen weiß, ob es entweder nicht vor Zeiten solche Kreuzhirsche gegeben habe, oder wol gar noch heutigen Tages gebe. Doch lassen Sie sich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir, ganz wider mein Vermuthen, der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte mir so mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirschsteine, wovon ich, so hurtig sich das thun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar; er taumelte, machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre darnach war ich in eben demselben Walde auf der Jagd: und siehe! zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaum, mehr

denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer ein; ich betrachtete den Hirsch als mein längst wohl erworbenes Eigenthum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirschtunke zugleich gerieth; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte.

Einmal jagte ich zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber doch der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paare müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dies Thierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine bis ganz dicht unterm Leibe weglief, und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

## 68.

## Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

## 69.

## Die Berge.

Die Berge gehören unter diejenigen Gegenstände der Natur, welche von den meisten Menschen mit gleichgültigen Augen betrachtet und gemeiniglich sehr unrichtig beurtheilt werden. Selbst unter denjenigen Personen, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, gibt es viele, die sich sehr sonderbare Begriffe von diesen merkwürdigen und nützlichen Erhöhungen über die Oberfläche der Erde machen und dieselben blos für Schutthaufen ansehen, welche durch eine Fluth entstanden wären. Ja, der Reisende verwünscht sie oft und mancher rohe Fuhrmann flucht, wenn es ihm Mühe und Schweiß kostet, mit seinem schwer beladenen Wagen über einen steilen Berg zu kommen, indem er nicht bedenkt, daß die Berge nicht zu Heerstraßen, sondern zu ganz andern, wichtigeren Dingen bestimmt sind. Denn die Berge, welche man nicht nur auf dem trockenen Lande, sondern auch auf dem Grunde des Meeres antrifft, dienen vorzüglich dazu, um die Theile der Erde zu umringen, zu unterstützen und dieselbe auf diese Art wie durch ein starkes Band, zusammenzuhalten. Was für schrecklichen Ueberschwemmungen würden wir nicht allemal ausgesetzt sein, so oft das Meer aus seinen Ufern ausgetreten wäre, wenn die Oberfläche der Erde eine vollkommene Rundung hätte und das ausgetretene Wasser durch keine Berge und andre Anhöhen, welche die besten und sichersten Dämme abgeben, aufgehalten würde! Die auf dem Grunde des Meeres befindlichen Berge, wovon diejenigen, welche über die Oberfläche des Wassers hervorragen,

allerhand Inseln bilden, die den Menschen und Thieren sehr beträchtliche Vortheile verschaffen, dienen ebenfalls zur Befestigung des Grundes und brechen die heftige Bewegung des Wassers. Ueberdieß beschützen die Berge die nördlichen Länder gegen die rauhe Witterung und die südlichen gegen die heißen, Alles versengenden Winde. Weil auch die Gipfel der hohen Berge mitten im Sommer, und selbst in dem heißesten Erdstriche, meistentheils mit Schnee und Eis bedeckt sind, so liefern sie nicht nur den Einwohnern vieler dürren Gegenden in den Sommermonaten ein vortreffliches Mittel zur Verminderung der heftigen Hitze, sondern verschaffen ihnen auch durch den schmelzenden Schnee Bäche und Flüsse zu ihrer Erquickung. Selbst diejenigen Berge, die wegen ihrer geringern Höhe im Sommer keine Decke von Eis und Schnee behalten, sind als der vorzüglichste Wasserschatz für Menschen und Thiere zu betrachten. Denn sie nehmen die aus der See und andern Gewässern aufgestiegenen und durch den Wind an ihre Gipfel getriebenen und dadurch verdickten Dünste in ihre Höhlungen auf. Wenn diese angefüllt sind, so sucht sich das Wasser, vermöge seiner Schwere und Flüssigkeit, durch die lockere Erde und den Sand, unten am Fuße des Berges einen Ausweg, wodurch hier und da Quellen entstehen, welche durch ihr Ueberlaufen Bäche bilden und nicht nur die Bewohner der Thäler mit Wasser versorgen, sondern auch durch ihre Vereinigung größere Ströme bilden, die den Menschen und allen übrigen Geschöpfen aus dem Thier- und Pflanzenreiche so mannigfaltige Vortheile verschaffen.

Die Berge sind ferner als große Magazine von Steinen, Metallen und andern sehr nützlichen Produkten anzusehen, deren wir entweder gar nicht, oder wenigstens nicht auf eine so bequeme Art, als es jetzt geschieht, würden habhaft werden können, wenn es keine Berge gäbe, weil es außerordentlich beschwerlich und in manchen Fällen unmöglich sein würde, das unterirdische Wasser, welches man in jeder Tiefe antrifft, herauszuschaffen.

Den angenehmen Trank, welcher des Menschen Herz erfreut, würde man in unserm Vaterlande und in vielen andern Gegenden nicht selbst erbauen können, wenn es uns an Bergen und kleinern Anhöhen fehlte, die wir mit Weinstöcken bepflanzen könnten. Denn da nicht nur viele von den Sonnenstrahlen, die auf die Seitenfläche der Berge fallen, von diesen in andere Gegenden der Berge und Thäler zurückgeworfen werden, wodurch die von den unmittelbar auffallenden Strahlen verursachte

Wärme noch mehr verstärkt wird, sondern da auch die Sonnenstrahlen auf der Fläche der Berge keinen so schiefen Winkel machen, als auf einer ebenen Fläche und daher auch wirksamer sein müssen, so wird der auf die gegen Mittag liegende Fläche einer Anhöhe gepflanzte Wein weit eher reif, und gibt weit vollkommenere Trauben, als diejenigen Weinstöcke, die man auf einem ebenen Platze angelegt hat, wo auch immer die vordersten Stöcke den dahinterstehenden einen Theil der Sonnenwärme durch ihren Schatten entziehen. Endlich sind auch die Berge die besten Bollwerke und Schutzmauern gegen feindliche Nachbarn und liefern uns nicht nur eine Menge gesunder Kräuter und nützlicher Bäume, von welchen viele in den Thälern oder auf ebenen Gegenden gar nicht fortkommen würden, sondern verschaffen uns auch auf ihren Gipfeln die angenehmsten Aussichten und tragen dadurch überaus viel zu unserm Vergnügen bei.

## 70.
## Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen der Große, König von Persien, hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete. Der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazukam. „Komm, Vezier," rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezier kam herbei, der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst würde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzt, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe

unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amt, Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen Alle, die um Etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Bei allen diesen Tugenden entging er jedoch den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Diese legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach-Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklagen der Völker zu rechtfertigen, daß nämlich gute Fürsten wie andere Menschen sterben müssen. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. Einen solchen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine Jenen erwünschte Begebenheit diese Anklagen zu rechtfertigen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute gedachten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas verzeichnet war, und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß dieser ihn veruntreut habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und schilderten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch

besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Woher könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige höchst willkommen, er genehmigte sie und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne es jedoch in seinem Verzeichnisse zu bemerken. Der König konnte Nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich in seinen selbst falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann daher einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner größten Verwunderung aber war auch hier Alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken; er erröthete heftig, erholte sich aber wieder und sprach: „Herr! in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, was ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß; ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen."

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Ausdruck der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände, mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlichten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesende erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer Reichthum. Ich verwahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er mir es hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war."

Ali schwieg, und alle Umstehende waren bis zu Thränen gerührt. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdungen waren mit Scham geschlagen und sie durften sich gegen diesen Edlen nie wieder erheben. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugend, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobreden auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

**Aufgabe.** Man gebe die ablautenden und unregelmäßigen Zeitwörter

## 71.

## Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?“

## 72.

## Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einemmale das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als an vielen Stellen auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-überresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser gefluthet haben muß; und das Salz,

das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeer sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt, z. B. Danzig. Aber andere und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Oertern so erscheine, und daß das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im Würtembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und andern solchen Thieren waren, welche nur in sehr heißen Ländern leben können; dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft miteinander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Die Knochen oder andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden, gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer, als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesenelenn, das centnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlecht war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger, als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze

bis zum Rücken zwölf Fuß lang und sechs Fuß hoch; sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hatte es auch wie diese keine Vorder- und Eckzähne, sondern nur Backzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von vierundzwanzig Fuß Länge (in den Niederlanden bei Maastricht), ferner Krokodile, so groß wie die noch jetzt im Nil und Ganges lebenden. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheurer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren vier Zoll lang und fünf Zoll breit, der Fisch aber wol siebenzig Fuß lang. — Der Ueberreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und mit Fleisch gefunden, das für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, vor noch nicht vielen Jahrtausenden, und sie muß plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande wie Sibirien konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so unzerstört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen, und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar Vieles nicht wissen. Die Heilige Schrift aber, und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein, und ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln und Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen, aus vulcanischem Feuer erzeugten) aus dem Wasser und im Wasser gebildet.

Die Gebirge, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Berge der Erde bilden, nennt man Urgebirge. Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, woraus unsere Schiefertafeln gemacht werden, oder aus Glimmer oder Katzengold, einem Schiefer, der viel glänzende dünne Blättchen bildet, oder aus Granit, womit unsere Straßen gepflastert werden. Die Urgebirge haben die meisten Erze, Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen in sich. Man findet diese meistens in sogenannten Gängen, welche man mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich von obenherein durch die hineingeflossenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein und Gyps bestehen und viel Muschelu, Steinkohlen und Salz in sich führen, nennt man Flötzgebirge. Diese Steinmassen liegen in großen Lagen übereinander, die man Schichten nennt, und dem Gebirge das Aussehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flötze, und überhaupt bedeutet flötzen oder flößen ein Ansetzen durchs Wasser, was offenbar jene Gebirge hervorgebracht hat. Diese Gebirge enthalten zwar nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmei und sehr viel Eisen.

Den losen Sand, Lehm und Töpferthon, die in unsern Ebenen liegen, und woraus auch die Hügel bestehen, die man da sieht, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man außer dem Lehm und dem Töpferthon und außer Braunkohlen nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

## 73.

## Die Alpen.

Faßt man einen einzelnen Alpenberg in seiner ganzen Größe von der Ferne aus in seinem herrlichen, grünen Schmucke unterhalb und seinem blendendweißen Haupte obenauf ins Auge, so erscheint er keineswegs so groß, als er wirklich ist, und auch eben nicht sehr entfernt; ja man glaubt von unten, man müsse ihn mit einem Steinwurf erreichen können. Aber nichts täuscht mehr als die Höhe und Größe dieser Berge, wenn man sie aus der Ferne beschaut. Kommt man aber dem Berge näher und näher, dann hat man bald eine andere Meinung von seiner Größe und Entfernung. Aber auch die Wolken erscheinen hier

im Verhältniß zu den hohen Bergen winzig klein, und schon ihre Bildung ist eine ganz andere als anderwärts; denn wenn in den Alpenländern die der feuchten Erde entstiegenen Dünste zu Wolken geworden sind, so legen sie sich in dunkelgrauen Streifen an den Berg an, sind aber zu klein, um ihn zu verhüllen, und verdunkeln daher gewöhnlich nur seine Mitte; Fuß und Gipfel aber stehen frei da. Auch selbst der Zug der Wolken ist in den Alpenthälern ein anderer, und der Wetterbeobachter kommt mit seinen anderwärts gewonnenen Erfahrungen hier nicht fort.

Mit Häusern bebaut sind diese Alpenberge nur dann und wann. In den Thälern aber reihen sich Städte und Dörfer aneinander, und es herrscht da ein gar reges Leben in den Werkstätten gewerbfleißiger Handwerker, in den Fabriken und auf den Aeckern und Wiesen und in den Obst- und Weingärten der rührigen Landleute. Die Aecker und Weingärten ziehen sich in den meisten Gegenden ziemlich hoch auf die Berge hinauf, oft so weit, als dies nur irgend geht; denn in der Höhe von 4000 Fuß ist die Getreidegrenze, das heißt: auf Ebenen, die über 4000 Fuß hoch liegen, gedeiht kein Getreide mehr.

Hat man beim Besteigen dieser Berge die Getreidegrenze hinter sich, so gelangt man in dichte Wälder mit schönem grünen Laubholz, und noch weiter hinauf kommt man in mächtige Waldungen von Nadelholz. In der Höhe zwischen 5500 bis 6000 Fuß hört's aber dann mit den Bäumen wieder auf. Hier ist die Baumgrenze. Berge von dieser Höhe nennt man Voralpen. Von da an wächst nur noch niedriges Knieholz und Beerenstrauchwerk, und den Boden bedeckt wildes Gestein mit Moos und Flechten. Wilde Felsenmassen lagern im wildesten Wirrwarr durcheinander, und Felshörner erheben sich in den abenteuerlichsten Gestalten von allen Seiten. Allenthalben ist Todtenstille. Nur der gewaltige Flügelschlag eines Lämmergeiers oder Steinadlers, die in dieser Region horsten, oder das Rauschen eines Bergstroms, der häufig in tobenden Wasserfällen in die gähnende Tiefe stürzt, an manchen Stellen aber auch in feinen Staubregen zerstiebt, unterbrechen hier zuweilen die feierliche Stille. Unter sich sieht man in schauerliche Schluchten und wilde Abgründe, zuweilen auch in riesige Felsenkessel, die mit Wasser angefüllt sind und große Seen bilden.

Nur dann und wann trifft man jetzt noch einzelne verkrüppelte Nadelholzbäume und Waldbeerensträucher, die nur im Norden gedeihen, untermischt mit schönen bunten Alpenrosen.

Aber nur noch eine ganz kleine Strecke höher, und es wird mit einmal wieder Leben in der Natur. Saftreiches Gras und die kräftigsten Futterkräuter mit Blumen vom prächtigsten Farbenschmelz bedecken den Boden und bilden herrliche Matten. Dies ist die grüne Alp, in Tyrol auch Alme genannt. Die herrlichsten Fernsichten über ganze Gebirgszüge hin überraschen auf diesen Matten den Wanderer.

In der Höhe von 8000 Fuß hört endlich der Pflanzenwuchs ganz auf. Man ist hier an der Schneegrenze. Diese ist jedoch so schroff, daß, wenn man mit dem einen Fuß noch im Grünen steht, man mit dem andern schon in den blendendweißen Schnee schreitet. Berge bis zu dieser Höhe nennt man Mittelalpen; die aber noch höher sind, heißen Hochalpen. Von der Schneelinie an sieht das Auge Nichts mehr, als unabsehbare Schneefelder und Flächen von Eismassen. Alles ist hier mit winterlichem Gewande bekleidet, und nur einzelne Felsenspitzen (Graten), die ungemein steil abfallen und sehr glatte Wände haben, so daß kein Schnee daran haftet, lassen sich's nicht anziehen. Diese Hörner ragen aber dann auch recht kühn und trotzig in ihrer grauen Steinfarbe aus den blendend weißen Schneeflächen hervor und stechen eigenthümlich gegen die ganze Umgebung ab. Ja, eine solche Winterlandschaft auf den Alpen ist ein ganz anderer Anblick, als der von andern Bergen, die im Winter auch mit Schnee und Eis bedeckt sind.

Nun entstehen aber da oben auch mitten in den mit Schnee bedeckten Felsenmassen und deren Spitzen, sowie über denselben, große Berge aus dem Schnee selbst. Wenn nämlich die Strahlen der Sonne diese kaum auf der Oberfläche geschmolzen haben, so verwandelt sie die Kälte bald wieder zu Eis. Und dann kommt wieder frischer Schnee drauf; dieser schmilzt wieder, und so setzt sich eine Schicht von Eis an die andere. Diese Schichten werden aber immer größer, und so bilden sich Eisberge, die man Gletscher und Firnen nennt. Diese hohen, bläulichweißen, krystallnen Eisblöcke glänzen in dem mannigfachen Wechsel der Beleuchtung der Sonne bald grünlich, bald bläulich, bald röthlich, bald wieder silberfarben und bieten ein prächtiges Farbenspiel dar. Und durch das Schmelzen der Sonne und den abermaligen Frost entstehen oben auf den Spitzen dieser Eisberge sehr viele durchsichtige, lange, nadelförmige Riesenkrystalle, die den Gletschern erst ihr eigenthümliches Ansehen geben. Wegen ihrer Gestalt nennen sie die Bewohner der Alpenländer Nadeln. Diese Eisberge haben aber häufig große breite Spalten, und fehlen ihnen diese auch einmal, und sind sie fest, so

rauschen doch gewöhnlich Gewässer darunter weg, oder es entstehen auf ihnen durch das Schneewasser, welches darüber hinwegströmt, große Furchen. Dies Alles macht die Wege hier sehr beschwerlich und gefahrvoll.

Da oben aber ist die Luft ganz hell und klar, rein und leicht, und Wolken und Nebel, Donner und Blitz gehen weit darunter hinweg, und es ist ein eigener Anblick, wenn man von diesen Bergspitzen aus zu den Füßen die umliegenden Gegenden überschaut. Zuerst erblickt man da unter sich die nächsten Strecken mit dem starren Winter, dann tiefer unten die herrlichen grünen Alpenweiden, die mit Sennhütten bedeckt sind, und noch tiefer unten die grünen Fluren, dann ringsum die Nachbarberge, welche die anmuthigen Thäler einschließen, und wieder da und dort Nebelwolken, welche auf den Thälern und Seen lagern und eigenthümliche Formen bilden, deren Aussehen von der verschiedenartigen Beleuchtung gar mannigfach wieder verändert wird.

Von den großartigen Ereignissen und eigenthümlichen Erscheinungen, die auf den Alpen vorkommen, als da sind: Schneestürme, Lawinen, Bergstürze, will ich euch diesmal Nichts erzählen; nur das Alpenglühen will ich hier noch anführen. Denke dir im Geiste, so weit dies möglich ist, trauter Leser, du ständest auf einer fünf- bis sechstausend Fuß hohen Hochebene. Vor deinem Blicke zieht sich eine unabsehbare Kette fortlaufender Alpen hin, die den Himmel zu stützen scheinen. Die majestätische Sonne sinkt im Westen, und ihre Strahlen drücken eben den Scheiteln der weitgedehnten Alpenketten den Abschiedskuß für den heutigen Tag auf. Weit umher schimmern jetzt die Spitzen in einem unaussprechlich reinen Glanze; tausendjähriger Schnee kleidet sich in das klarste Gold, und ewiges Eis blitzt in unbeschreiblicher Pracht. Bald darauf erglühen einige Minuten lang die Gipfel in der reinsten Purpurfarbe, und alle die stärker erleuchteten Abhänge fangen an mit zu glänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaßt, in lauter Strahlen schwimmt. Aber schon in wenig Augenblicken schwinden die purpurnen Decken, und alle Höhen schimmern in einer gemilderten prachtvollen Rosenfarbe. Nach und nach erbleicht auch diese in ein helles, leichtes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist. Jetzt ersterben in langsamen Zuckungen die heitern Farben, ein sich allmälig verdunkelndes Violett geht aus einer Dämmerung in die andere über, bis endlich die mit dem Himmel verbundenen Höhen, die vorher im höchsten Goldglanze brannten, von der allgemeinen

Dunkelheit überwältigt, sich in den Schleier der Nacht einhüllen. Dieses herrliche Naturschauspiel, von dem Alle, die so glücklich waren, es zu schauen, mit der höchsten Begeisterung sprechen, ist eben das genannte Alpenglühen.

Daß das Leben auf den Vor- und Mittelalpen in der Sommerzeit ein herrliches ist, brauche ich euch wol nicht zu sagen. Ihr solltet einmal in dieser Zeit die einfachen, stets muntern und fröhlichen Senner hier sehen, welche da auf den grünen Matten vom Mai bis in den September zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen weiden und die Milchwirthschaft besorgen, und solltet die lustigen Töne ihrer Schalmeien und Alpenhörner hören, wenn sie den Kuhreigen blasen, oder wenn sie aus voller Brust ihre fröhlichen Lieder in die reine Bergluft hinausjodeln. Doch nicht nur die Senner sind hier auf den grünen Alpen; zur Heuernte kommt auch Jung und Alt aus den Dörfern herauf, wo dann das Heu gewöhnlich in großen Bündeln von den Bergen in das Thal hinuntergeworfen wird, um später als Winterfutter für das Vieh benutzt zu werden, wenn dies im Herbst von den Alpen wieder in die Dörfer zurückgekehrt ist.

Aber auch im Winter hausen auf den starren Schneealpen Menschen. Da sind es die Schützen, die keine Mühe und Entbehrung scheuen und selbst mit der größten Lebensgefahr in schwindelnder Höhe verwegen von einem Felsenhorn und von einem Eisberg zum andern bis auf die Hochalpen hinaufklettern, um mit ihren sicher treffenden Kugelbüchsen, womit sie auf 1200 Schritt hin selten einmal fehlen, die flüchtigen Gemsen zu erlegen, deren Zufluchtsörter ja die hohen Berge sind.

Sonst lebten da oben auf den höchsten Gipfeln auch Steinböcke in Menge; doch diese sind jetzt fast ganz ausgestorben. Und dann findet man noch auf den Alpen Adler, Geier, Berg- und Schneehühner, Murmelthiere, Alpenhasen, Marder, Wiesel und dergleichen mehr. Aber das Hauptziel der Jäger sind die Gemsen. Auf der Jagd sind ihnen lange starke Stöcke oder Stangen mit großen Eisenstacheln und Aexte, womit sie sich Bahn durch das Eis brechen, unentbehrlich. Auch müssen ihre Schuhe mit großen Nägeln beschlagen oder mit Eissporen versehen sein.

**Aufgabe: Wieviele Wurzelwörter gibt es den vier ersten Abschnitten dieses Stückes?**

## 74.

## Lied eines Landmannes in der Fremde.

Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk ich immer noch an euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts, in meinen Träumen,
Schiff' ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee.

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo, gekühlt vom Abendwinde,
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimath meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

## 75.

## Wandelungen und Wanderungen des Gesteins.

### A. Wie ein Sandkörnchen wandert und wandelt.

Ein Sandkörnchen vom höchsten Gebirge der Erde, abgelockert durch die chemische Auflösungskraft der feuchten Luft, losgelöst durch die Bewegung des Windes und davongetragen vom Luftstrom, der um diesen kreist, dies Sandkörnchen ist vor wer weiß wie vielen Jahrtausenden aus dem Schooß des Innern der Erde emporgehoben worden. Es hat eine Wanderung von innen nach außen, von der Tiefe der Erde zur höchsten festen Höhe derselben gemacht; aber es hat sich zugleich verwandelt durch die ganze lange Zeit. Aus dem geschmolzenen flüssigen Zustand ist es in den harten übergegangen. Bei der Erkaltung hat es seine Gestalt und sein Gefüge verändert, Licht und Thau, Wolken und Blitze,

die Luft und ihre Strömungen haben ihren Einfluß nach langer, langer Zeit auf dasselbe geltend gemacht. Jetzt wird es vom Regen fortgespült und von Ort zu Ort abwärts die Höhe hinabgerollt, bis es zu einer Grenze kommt, wo der Boden fähig ist, einen Grashalm zu tragen, und es bleibt an dem Stamm eines solchen Halms, von der langen, langen Reise ausruhend, hangen.

Da kommt der Herbst, der den Halm verdorren läßt, und es naht der Schnee, der das Sandkörnchen bedeckt, und drüber bettet ein langer Winter sein eisiges Kleid; man sollte meinen, es geschehe, um allen darunter Schlummernden Ruhe zu gönnen. Aber dem ist nicht so. Luftarten dringen hindurch und verbinden sich mit Feuchtigkeiten der Erde und lösen den Kies des Sandkörnchens auf und machen es zur Speise eines neuen Grashalmes, der da wachsen soll. Und wenn der Frühling gekommen, wiegt sich ein Halm an der Stelle, der Kieselsäure in sich aufgenommen hat und an seinen zarten Rändern äußerst feine Kieselchen ablagert, welche den Gräsern die Schärfe geben, daß sie wie haarscharfe Messer zu schneiden vermögen.

Aber der Herbst naht, und der Grashalm vermodert und seine feinen Kieskörnchen fallen zur Erde und werden fortgespült von Regengüssen. Die Reste des verwandelten Sandkörnchens gehen in ihrer Verwandelung wiederum auf die Wanderung. Das eine bleibt weiter unten in der Ebene als Speise für einen neuen Grashalm hangen; ein anderes versenkt sich in Lehmboden und dient vielleicht nach Jahren zum Stoff eines Ziegels in einem künstlichen Gemäuer; ein drittes wird bis zum Fluß getragen, der es in sein Bette aufnimmt und es je nach dem Laufe des Gewässers mitrollt, mit vielen anderen Resten vieler anderer verwandelten Dinge, die eine gemeinschaftliche Reise zum Meere machen. Viele andere Theilchen des Sandkornes von ehedem sind auf anderen kaum auszurechnenden Wegen begriffen, wandernd und sich verwandelnd in viele tausend Dinge, die vielleicht nicht einmal ein Menschenauge erblickt. — — Und wenn Jahre und Jahre vergangen sind, nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden vielleicht, ruht ein Atom wirklich auf dem Meeresgrund, wo es am tiefsten ist, und wird vom Druck des Wassers gepreßt, bis er wieder mit Millionen anderer Theilchen zum Gestein wird, während andere hoch in der Luft noch getragen werden, um vielleicht dann erst den Meeresgrund zu erreichen, wenn sich aus demselben neue Gebirge erhoben und neue Thäler gesenkt haben.

Nach wie vielen Jahrmillionen kommen zwei Atome desselben Sandkörnchens wieder zusammen?

Wer weiß dies? Wer vermag es zu berechnen? Die Wanderungen und Wandelungen sind für unsere Begriffe unendlich.

### B. Die Wirkung der wandernden Sandkörnchen.

Was wir „Erde" nennen, der Boden, den wir mit dem Namen Acker-Erde, Garten-Erde u. s. w. bezeichnen, ist nichts als zerkrümelte Felsblöcke, gemischt mit Pflanzenresten und aus den Tiefen der Erde durch Quellen herbeigeführte Salzarten. Was in den Pflanzen jetzt noch von Kieselsäure steckt und als feiner Kiesel alljährlich auf den Boden hingestreut wird, das vermag kein Auge zu überblicken und keine Zahl annähernd anzugeben. Aber die Wissenschaft hat sich in den Hinterhalt gelegt und an der letzten Station, an den Flüssen, die die Körnchen zum Meer hinabrollen, Untersuchungen angestellt, die kleinen Passagiere zu zählen, die hier vom Lichte Abschied nehmen, um im dunkleren Meeresgrunde sich anzusammeln und des Jahrtausendes zu harren, das sie wieder als ganzer Fels emporhebt in den lichteren Luftraum.

Alle Ströme sind mit diesen Passagieren besetzt. Der Rhein, die Elbe und ihre verwandten deutschen Ströme führen die auswandernde deutsche Erde davon; die Donau rollt fort und fort, beladen mit ihnen, dem schwarzen Meere zu und wird es noch kräftiger thun, wenn erst die durch Rußlands Politik gebildete Verschlammung der Mündungen ihr Ende erreicht hat. Die Weichsel bringt von den Karpathen herab die wandernden und sich verwandelnden Körnchen und trägt sie mit gar vielen Genossen aus Rußland und Polen hinunter in die Ostsee. Die Summe, die sie zusammen in jeder Secunde hinabbefördern, beläuft sich freilich auf nur einige Kubikfuß. Aber Jahr aus Jahr ein sammelt sich's zu furchtbaren Mengen an und lagert da unten millionenmal mehr Ballast ab, als die Schiffe droben auf allen Meeren zu tragen vermögen.

Aber der Nil in Egypten, der Mississippi in Amerika und der Ganges in Indien treiben dies Commissionsgeschäft der Auswanderung vom Lichte des Tages in die Tiefen des Abgrundes in großem Maßstabe. Der Nil führt alljährlich 200 Millionen Kubikfuß Erde mit hinab, der Mississippi 4500 Millionen Kubikfuß, der Ganges gar an 6000 Millionen dieses Stoffes. Das ist schon eine ansehnliche Summe;

würde sie über Berlin zusammengehäuft, so würde sie die Stadt sammt allem Leben in ihr in einem Jahre bedecken und einen Berg bilden, auf dessen Gipfel man Nachgrabungen halten müßte, um die Spitze des Marien- und Petrithurmes zu entdecken.

Und das währt nicht ein Jahr, und nicht zehn Jahre, und nicht hundert Jahre, sondern viele, viele Jahrtausende schon, deren Zahl man nicht kennt, und deren Wirkung man nicht zu ahnen vermag.

Sollte dies nicht das Gleichgewicht der Erdoberfläche stören?

Gewiß geschieht dies; aber die Wanderung und Wandelung ist doch so langsam und unmerklich, daß wir Menschenkinder, die wir nur eine kurze Nachtherberge auf diesem Erdenrunde wandeln, nichts davon ahnen würden, wenn nicht der Geist der Wissenschaft ein Licht der Menschheit wäre und Strahlen lichterer Offenbarungen durch unser Leben leuchten ließe.

In Amerika ist ein Strom, der Niagara, der im Ausfluß aus dem Eriesee sein Wasser hinabstürzen läßt von einer Höhe von 165 Fuß. Wer an diesem furchtbar erhabenen Wasserfalle, dessen Breite an einer Stelle 1800 Fuß beträgt, verweilt und das ewige Tosen als die donnernde, betäubende Sprache der Natur in Schauern unaussprechlicher Art empfindet, der merkt nicht, daß diese ungeheuere Wassermasse von dem Felsen, wo sie hinabstürzt, Krümel abreißt und auf dem Felsengrunde, in den sie hineinstürzt, Zertrümmerungen hervorbringt. Untersuchungen der Wissenschaft aber haben gezeigt, daß dem so ist. Der Wasserfall reißt sein eigenes Bette ein, und dadurch befindet er sich auf einem langsamen Rückgange begriffen, während er die Ebene unten immer mehr ausfüllt und so seine eigene Fallhöhe verringert.

Wie lange aber treibt er schon diese Zerstörung seines Bettes? Die Untersuchung zeigt, daß er sich bereits sieben Meilen rückwärts bewegt hat. Sieben Meilen Felsenbett hat er bereits abgespült und abgerissen und in Sandkörnern ins Thal geschleudert; aber es ist nicht eine Arbeit kurzer Zeit, denn er vermag mit all' seinen Kräften nur etwa eine halbe Elle seines Bettes alljährlich zu zerstören. Und so hat er denn zu seinem Werke, das er unverkennbar schon vollbracht hat, die Zeit von fünfunddreißigtausend Jahren gebraucht, eine Zeit, die groß ist, gemessen nach Menschenleben, aber klein, gemessen nach dem Alter der Naturkräfte.

### C. Die Felsen wandern auch auf dem festen Lande.

Das Wasser, das vom ewigen Schnee alljährlich abschmilzt, reicht aus, die lockere Schneemasse zu durchtränken und aus dem Schneelager ein Eislager zu bilden. Die abschüssigen Wände der Gebirge, mit solchen Eislagern belastet, sind nicht im Stande, dieselben zu tragen, sondern lassen sie äußerst langsam abwärtsgleiten und so schieben sie sich unmerkbar in die Hochthäler hinein, die sich zwischen den hohen Gebirgsgipfeln finden. Diese Thäler aber, gleichfalls vom ewigen Schnee bedeckt, der ebenso vom abschmelzenden Wasser durchsickert ist, bilden weite, breite und oft meilenlange Eislager, die man Gletscher nennt, und da sie bis auf den Grund hin eine Eismasse bilden, würden diese Eislager, von welchen die Sonnenwärme niemals soviel abzuschmelzen vermag, als sie alljährlich an Zuwachs vom fallenden Schnee und den sich senkenden Eislagern erhalten, immer mächtiger und mächtiger werden, bis sie zur Höhe der höchsten Bergesgipfel hinanstiegen. Allein das Hinabschieben, das schon von den Seiten der höchsten Bergesgipfel stattfindet, geschieht in den Gletschern in noch wunderbarerer Weise.

Denken wir uns das meilenlange, abschüssige Eisfeld, das rechts und links in sehr verschiedener Breite von Bergeskämmen und Bergesgipfeln eingefaßt ist, so erscheint es dem prüfenden Auge wie ein feststehender, unverrückbarer Strom, denn Eis ist nach den gewöhnlichen Wahrnehmungen ein fester Körper, der zwar von Höhen herabgleiten kann, aber unmöglich im Stande zu sein scheint, dies zu thun, sobald seine Seiten fest anliegen an bald sich enger schließenden, bald weiter sich ausbreitenden Ufern. Allein es *erscheint* uns nur Eis als solch ein fester Körper, in Wahrheit lehren die Gletscher, daß dem nicht so ist.

So fest auch Eis in seinem Zusammenhange erscheint, wenn man es in kleineren Massen betrachtet, so sehr ergibt es sich an den Gletschern, daß es im Innern *verschiebbar* ist, sobald es in ungeheuren Massen übereinander gelagert ist. Die Gletscher bewegen sich, trotzdem sie von beiden Seiten von bald enger, bald weiter werdenden Ufern eingefaßt sind, abwärts. Sie *gleiten* nicht, sondern sie *fließen* im vollen Sinne des Wortes von der Höhe zur Tiefe, sie fließen äußerst langsam, unmerklich für ein gewöhnliches Menschenauge; aber sie fließen dennoch ganz wie ein flüssiger Strom, drängen sich durch schmale Schluchten, strömen wie Gewässer in der Mittellinie stärker, als an den Seiten und ziehen abwärts und abwärts, bis zu der Grenzlinie nach unten, wo die

Sommerwärme alljährlich gerade soviel abzuschmelzen vermag, als das Jahr hindurch die Höhen an festen Wassermassen Zuwachs erhalten haben.

Daher kommt es, daß im Sommer, wo der Gletscher an seinem untersten Ende abschmilzt, oft die Leiche eines Menschen, eines Thieres sich zeigt und die Bewohner dieser Gegenden in Staunen versetzt; denn an dieser Stelle ist seit Menschengedenken Niemand verunglückt. Zuweilen erkannte man in der Leiche eine Person, die vor langer, langer Zeit verunglückt und zwar weit oben an irgend einer Stelle verunglückt sein mußte, und begriff nicht, wie die Leiche durch das starre Eis so weite Strecken hindurchgetrieben wurde. Jetzt ist es klar, daß Eis in großer Masse nicht starr, sondern flüssig ist, und nur unendlich langsamer, als ein Strom, aber ganz wie ein solcher sich und Alles, was er enthält, an den Fuß des Gletschers trägt.

Und langsam kommen auch in und auf diesem Eisstrome ganze Felsenstücke von der Höhe abwärts. Dieser starre Strom reißt Steine vom Grunde und von den Seitenufern ab und führt sie mit sich zu einer wunderbaren, fast ungeahnten, langsamen Felsenwanderung, die von der Höhe nach der Tiefe geht, selbst dort, wo nicht Meereswogen felsenschwangere Eisschollen davontragen.

### D. Merkwürdige Sommerreisen eines Felsens.

Aber nicht nur inmitten des starren Eises wandern Steine von großem und kleinem Umfange bergabwärts bis in die Thäler, sondern es zeigt sich ein noch wunderbareres Wandern von Felsen, die über ebene Eisfelder hin ihren bestimmten Gang innehalten und zuweilen sogar in der Richtung ihres geraden Laufes von kleinen Hügeln nicht gestört werden.

In den Hochebenen hoher Gebirge, die durch das ganze Jahr von Eisfeldern bedeckt sind, lagern kleine und große Steine oben auf den Eisfeldern. Diese Bruchstücke der festen Erdrinde sind durch das Frieren des Wassers in Felsspalten losgesprengt worden von den nahen, hoch aufragenden Bergesgipfeln und sind herniedergestürzt auf die Eisebene, um hier scheinbar für die Ewigkeit liegen zu bleiben.

Aber sie wandern dennoch; und wunderbar: das Sonnenlicht ist es, welches den kleineren Steinen den Weg bahnt und welches den größeren die Straße bezeichnet, in welcher sie zu wandern haben.

Wenn das Licht der Mittagssonne in Sommermonaten die Eis-

felder bestrahlt, dann erregt es auch Wärme auf denselben; aber diese Wärme ist sehr verschieden, je nach der Farbe des Gegenstandes, auf welchen der Sonnenstrahl fällt. In dunkelfarbigen Gegenständen erregt der Sonnenstrahl stets einen höhern Grad der Wärme als in hellfarbigen. Wir können dies im gewöhnlichen Leben bei jedem Thauwetter beobachten. Der Schnee auf dem Bürgersteig schmilzt dort weit früher, wo er mit Asche oder Sand bestreut, also dunkelfarbig ist, als dort, wo er weiß bleibt; denn von gleich stark erwärmten Gegenständen nimmt der dunkelfarbige schneller und mehr Wärme auf. Zwei Thermometer, die nebeneinander hängen, zeigen bedeutende Unterschiede der Wärme an, wenn eines von ihnen schwarz, das andere weiß angestrichen ist; und zwar ist im schwarzen Thermometer der Grad der Wärme höher. Ein richtiges Gefühl lehrt das Frauengeschlecht, für den Winter die wärmere, dunklere Farbe zu Kleidern zu wählen und im Sommer die hellere und kühlere.

In gleicher Weise wirkt der Sonnenstrahl über ganze Länder und erwärmt den dunkeln Boden früher und stärker, als den hellen. Auf schwarzem Boden keimen, wachsen und reifen die Früchte früher, als auf hellem; an einem schwarzen Zaune wird die Weintraube reif und süß, während sie an einer weißen Mauer hart und sauer bleibt.

Bestrahlt nun die Mittagssonne das Eisfeld, auf welchem kleinere Steine zerstreut liegen, so durchwärmt sie den dunkleren Stein schneller und stärker, als das klare Eis umher, und deshalb schmilzt unter dem kleineren durchwärmten Stein das Eis schneller, als ringsum, und der Stein sinkt darum abwärts in ein aufgethautes Loch und wandert immer weiter zu Boden, so lange die Wärme noch bis zu ihm gelangen kann. Hält die Sonnenwärme an, so verdampft das über dem Stein sich ansammelnde Wasser und es entsteht ein Eisloch, das von wunderbarer Hand tief eingebohrt zu sein scheint, das jedoch Niemand gebohrt, als die Sonnenwärme, die ein tief in dem Loche liegender Stein in sich angesammelt hat.

Dies ist bei Steinen der Fall, welche so klein sind, daß die Wärme, die an ihrer beschienenen Oberfläche sich entwickelt, durch den ganzen Stein sich verbreiten und hinabdringen kann bis auf die untere Fläche, mit welcher er auf dem Eise ruht. Die Wärme macht, daß er ein Loch ins Eis bohrt und in dasselbe nach der Tiefe sinkt. Gerade die entgegengesetzte Wirkung aber hat die Wärme bei großen Felsmassen. Liegt ein breites, großes, mächtiges Felsstück auf einem Eisfelde,

so vermag die Wärme des Sonnenlichtes, die an der oberen Fläche des Steines erregt wird, nicht durch den ganzen Stein und bis auf die untere Fläche desselben zu dringen. Steigt nun die Sommerwärme und schmilzt vom ganzen Eisfelde einen beträchtlichen Theil ab, so bleibt gerade der Theil, worauf der Stein ruht, ungeschmolzen, denn er befindet sich im Schatten des Steines, durch welchen der Sonnenstrahl nicht zu dringen vermag; und die Folge davon ist, daß das ganze Eisfeld während des Sommers sinkt, während alle großen Steine auf demselben hoch auf einem Gestelle von Eis liegen bleiben.

Man nennt solche Erscheinung, die oft höchst imposant und wunderbar ist, einen Eistisch und es gehören solche Wundertische, deren Platte ein Felsen und deren Fuß eine Eissäule ist, zu den Merkwürdigkeiten, welche Reisende nicht unangestaunt lassen.

Aber auch dieses Naturwunder bleibt nicht an seinem Orte. Die Eissäule, auf welcher der Fels ruht, wird in lang anhaltenden Sommern auf der Seite, wo die Sonne am Mittag steht, also auf der südlichen Seite, doch nach und nach angeschmolzen. Sobald dies in stärkerem Maße geschieht, kann sich der Stein nicht mehr im Gleichgewicht erhalten. Die Eissäule bricht zusammen und zwar vom Gewicht des Steines, der auf sie drückt, und der Bruch geschieht stets in gerader Richtung von Norden nach Süden, so daß der Fels in dieser Richtung herabstürzt und ein Stück weiter nach Süden wandert.

Hier ruht er nun, um wieder in einem besonders heißen Sommer einen Eistisch zu bilden und wiederum zu stürzen und wiederum ein kleines Stück nach Süden zu wandern. Er vermag diese Wanderung sogar über kleine Hügel fortzusetzen. Zu Anfang macht er seine äußerst langsame Sommerreise stets, indem er kopfüber stürzt oder indem er, so zu sagen, sich „fortkantelt"; später, wenn die Eissäule nicht hoch genug ist, daß er sich kanten kann, macht er nur eine Rutschpartie nach Süden, und diese Reise setzt er so lange fort, bis er aus dem Gebiete der Eisfelder hinaus und auf festen Boden kommt.

Dies ist die Wundergeschichte der wandernden Steine.

## 76.

## Einfluß der Thierwelt auf den menschlichen Verkehr.

Liebe Leser! Ihr habt wol schon aus dem Obigen entnommen, daß viel Geschicklichkeit dazu gehört, um die Metalle und Mineralien

uns nutzbar zu machen, uno daß man schon viel gelernt haben muß, um den Bergbau gehörig betreiben zu können. Dagegen finden wir im Pflanzenreich schon Manches für unsern Gebrauch zubereitet. So lassen sich die Hölzer ohne Weiteres zu Bauten, die Blätter, manche Halme und Fasern ohne viele Mühe zur Kleidung, und viele Früchte zur Nahrung anwenden. — Am leichtesten wird es uns aber, aus dem Thierreiche mannigfachen Nutzen zu ziehen. Die Thiere gedeihen gerade in der Wildniß zur größten Kraft, während die meisten und wichtigsten Pflanzen erst sorgfältig von uns gepflegt werden müssen, ehe sie uns ihre schönsten Gaben schenken. Daher war der Fang der wilden Thiere das älteste und einfachste von den Menschen betriebene Gewerbe; er gab die erste Veranlassung zu Ansiedlungen, zum geselligen Leben der Fischer und Jäger.

Die Thiere bewegen sich eigenwillig, wie die Menschen, und sind in der Richtung ihrer Sammelplätze von der Gestaltung des Erdbodens abhängig. Natürlich haben dort auch die die Thiere verfolgenden Jäger und Fischer ihre Wohnplätze aufgeschlagen.

Viele Thiere leben einsam in ihren Höhlen und entfernen sich nicht weiter von ihren Wohnsitzen, als es nöthig ist, um ihre Nahrung zu suchen. Andre dagegen verbinden sich nicht nur zu großen Gesellschaften, sondern stellen auch große Züge an: so die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft und viele Landthiere. Sie wählen (besonders die Landthiere) ihre Wege und Sammelplätze je nach der Bodenbeschaffenheit, wie der Mensch.

Obgleich das Wandergebiet der Fische ungemein groß ist, tritt auch ihnen manche Schranke entgegen. Alles Festland bildet für sie ein Hinderniß; sie müssen den Küsten entlang wandern. Dies ist eine der Ursachen, warum die Ufer fischreicher sind, als die hohe See; besonders sind die Meerengen bedeutende Sammelplätze der Fische, die aus einem Meer ins andre wandern. Die Meerbusen lassen sich in Bezug auf Fische mit Netzen vergleichen, deren Flügel die zu beiden Seiten ausgehenden Küsten sind. Die Fischerdörfer an der nördlichen Küste des kaspischen Meers sind alle an der Spitze der dort sich findenden kleinen Busen gebaut. Es kommen die Fische an den Spitzen dieser Busen besonders zahlreich zusammen.

Die Mündungen der Flüsse gehören zu den bedeutendsten von allen Fischsammelplätzen. Die bedeutenden Fischfänge an diesen Mündungen sind bekannt.

In den Flüssen wirken die verschiedenen Verengungen, Erweiterungen und Verflachungen des Flußbettes ganz ähnlich auf die Fische, wie auf die Menschen. Nehmen wir z. B. die Wasserfälle. Wie sie den menschlichen Verkehr hemmen, so hemmen sie auch das Fortschreiten der meisten Fische. Die Wasserfälle sind daher gewöhnlich auch der Sammelplatz vieler Fische, deren Fang hier alsdann zu einer menschlichen Ansiedlung Anlaß gibt.

Der Nahrung wegen wandern die Vögel viel auf den Wegen der Menschen; der Nahrung, des Wassers und des Schutzes wegen sammeln sie sich oft in Flußthälern.

Offenbar sucht jedes Landthier die ihm am meisten passende Bodenform und meidet die ihm nicht passende, wobei also ähnliche Erscheinungen stattfinden, wie beim Verkehr der Menschen.

An den Sammelplätzen der Thiere schlägt nun der dieselben fangende Mensch vorzugsweise seine Ansiedlungen auf. Ganze von der Jagd lebende Völker haben daher ihre Hauptsammelplätze und Hauptvereinigungsorte an Landengen, an Gebirgspässen, u. s. w.; daher die Erscheinung von Fischerdörfern bei Wasserfällen, bei Flußwinkeln, bei Meerengen u. s. w.

Ebenso wie der Mensch folgen auch die Thiere den Nahrung gebenden Pflanzen und Quellen. Die fruchtbaren Landstriche, die Flußthäler, die Bäche und Quellen sind daher ebenso die Sammelplätze der Thiere, wie die der Menschen. Unsere jagenden Indianerstämme ziehen daher sowohl wegen der Flüsse, als auch des Thierlebens in den Flußthälern an den Flußufern ihres Landes auf und ab.

**Aufgabe:** Bilde Haupt- oder Eigenschaftswörter von den Wurzelwörtern dieses Stückes.

## 77.

## Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Nischnei-Nowgorod, am Einfluß der Oka in die Wolga und an der von Moskau nach Sibirien führenden Straße gelegen, ist eine Stadt von dreißigtausend Einwohnern; aber zur Zeit der Messe ist sie der Sammelplatz von mehr als dreimalhunderttausend Menschen, die aus allen Ländern Europas und Asiens daselbst zusammenströmen. Da nur ein sehr geringer Theil der Fremden in der Stadt Platz findet und auch der prächtige Kaufhof mit seinen dreitausend Buden dem Bedürf-

niß bei weitem nicht genügt, so werden zur Zeit der Messe vor den Thoren der Stadt noch viele tausend Buden und Hütten aus Brettern, Baumrinde und Matten errichtet, die sich meilenweit über die Ebene ausdehnen. Die Flußufer sind mehrere deutsche Meilen lang mit Kähnen und Barken bedeckt, die zugleich die Stelle von Buden und Magazinen vertreten; zwischen den verschiedenen Verkaufslokalen erheben sich zahllose Speisehäuser, Wein-, Bier- und Branntweinschenken, Theater, Menagerien und andere zur Belustigung dienende Lokale.

Es ist unmöglich, durch Worte ein treues Bild von dem bunten Treiben und dem ungeheuren Menschengewühl auf dieser Messe zu entwerfen, mit der keiner der übrigen Märkte in der ganzen Welt verglichen werden kann. Von der unübersehbaren Masse von Waaren, die hier sechs Wochen lang feilgeboten werden, kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der Werth der wirlich verkauften sich in der Regel auf mehr als hundert Millionen Rubel beläuft. Vergebens würde man nach einer Waare fragen, die sich hier nicht in großen Massen aufgethürmt fände, sie möge zu den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen, oder zu den feinsten Luxusartikeln gehören. Alles, was man hier sieht, geht ins Große und Riesenhafte, und von manchen Gattungen von Waaren finden sich Budenreihen, die mehrere tausend Schritte lang sind. Altes Leder und die kostbarsten Pelzwerke, hölzerne Kisten und die feinsten Mahagoni-Möbeln, kirgisische Filzdecken und indische Shawls, Stiefeln und brabanter Spitzen, getragene Kleider und die prächtigsten goldenen Schmucksachen, Branntweinfässer und Diamanten, Häringstonnen und arabisches Räucherwerk, kurz Alles, was man in großen Handelsstädten an verschiedenen Orten mühsam zusammensuchen muß, findet sich auf diesem ungeheuren Markte vereinigt. Hier handelt ein ehrlicher Schwarzwälder mit einem zerlumpten Kosaken um eine Kuckuksuhr für einige Rubel, während sein Nachbar, ein verschmitzter Italiener, Hunderte von Dukaten einstreicht, die ihm ein stattlicher Buchar in seinem mit Gold verbrämten Gewande für eine mit Diamanten besetzte Cylinderuhr bezahlt. Dort vertauscht ein sibirischer Kaufmann mehrere tausend Centner Eisen gegen einige Perlen, während der neben ihm sitzende Franzose seine Fässer mit Wein an einen Kaufmann aus Moskau verhandelt. Wenn aber schon die mannigfachen Waaren einen merkwürdigen und anziehenden Anblick gewähren, so ist das bunte Gemisch der verschiedenen Trachten und Sprachen für Auge und Ohr noch viel seltsamer. Hier sieht man alle europäischen und

asiatischen Völker, unter denen sich besonders die Russen, Griechen, Türken, Juden, Armenier, Bucharen, Perser, Kirgisen, Baschkiren und Indier in ihren Nationaltrachten auszeichnen; hier herrscht eine Sprachverwirrung, wie sie an keinem Orte der Welt wieder vorkommt.

Zu den merkwürdigsten Buden der ganzen Messe gehören die der Pelz- und Perlenhändler. In den erstern sieht man Nichts, als unscheinbare Kisten, die aber oft einen Werth von mehr als hunderttausend Rubeln haben; in den letztern sitzt der Kaufmann auf einer hölzernen Bank und hat einige Bogen grauen Papiers vor sich liegen, in denen sich Perlenschnüre befinden, von denen jede einzelne acht- bis zehntausend Rubel kostet. Einen ähnlichen Gegensatz zwischen einem ärmlichen Aeußern und einem kostbaren Inhalt bieten die Buden der Shawlhändler dar, in denen jeder der auf der Erde liegenden Ballen gegen hunderttausend Rubel werth ist. Einen besonders freundlichen Anblick gewähren die endlosen Reihen aufgethürmter geschnitzter und gedrechselter Holzwaaren, die theils weiß, theils mit grellen Farben bemalt, oder auch mit kunstvollen goldenen und silbernen Verzierungen besetzt sind. Unter diesen Holzwaaren zeichnen sich wieder die aus Sibirien kommenden Kisten und Koffer aus, von denen einige bunt angestrichen, andere mit Juchtleder überzogen, noch andere mit Eisenblech beschlagen und mit allerlei getriebener Arbeit geschmückt sind.

Sobald die Geschäfte des Tages beendet sind, regt sich in den Speisehäusern und zahllosen Vergnügungsorten ein Leben, das nicht weniger bunt und mannigfaltig ist. In der sechsten Woche nimmt allmälig das Menschengewühl ab; eine Bude nach der andern wird abgebrochen; Wagen und Kähne entfernen sich in unabsehbaren Reihen, und endlich stehen die Räume öde und leer, auf denen noch vor wenigen Tagen das regste Leben geherrscht hatte.

## 78.

## Wanderlied.

Vögel singen, Blumen blühen,
Grün ist wieder Wald und Feld.
O, so laßt uns ziehn und wandern
Von dem einen Ort zum andern
Durch die weite grüne Welt.

Wie im Bauer sitzt der Vogel,
Saßen wir noch jüngst zu Haus,
Aufgethan ist jetzt das Bauer,
Hin ist Winter, Kält' und Trauer,
Und wir fliegen wieder aus.

Freude lebt auf allen Wegen,
Um uns, mit uns, überall.
Freude säuselt aus den Lüften,
Hauchet aus den Blumendüften,
Tönt im Sang der Nachtigall.

Nun so laßt uns ziehn und wandern
Durch den neuen Sonnenschein,
Durch die lichten Au'n und Felder,
Durch die dunkelgrünen Wälder
In die neue Welt hinein!

## 79.

## Die Luft.

Wenn wir schnell gehen, fühlen wir die Luft. Was wir ein- und ausathmen, ist ebenfalls Luft. Wo wir auch immer sein mögen, da ist Luft; in den Häusern, auf den Bergen, in den Thälern, auf dem Wasser und dem Lande, in Höhlen und Gruben — überall sind wir von Luft umgeben. Wir können sie freilich nicht sehen, weil sie sehr fein, farblos und durchsichtig ist.

Der Wind weht, der Sturm heult und braust. Der Wind treibt die Wolken daher und bringt oft Regen nach langer Trockenheit; oft zerreißt er die Wolken auch wieder und treibt sie auseinander. Er bläst in die ausgespannten Segel der Schiffe, so daß diese leicht und schnell über das Wasser dahinfahren können. Den Knaben macht der Wind viel Vergnügen, wenn er ihre Drachen in die Höhe hebt.

Der heftige Sturm schadet aber auch oftmals dadurch, daß er große Bäume entwurzelt, oder aus dem Boden reißt; auch hebt er Dächer von den Häusern weg. Auf Seen und Meeren erzeugt der Sturm oft große Wellen, höher, als die größten Häuser, so daß die Schiffe umgeworfen oder auf Felsen geschleudert werden. Nicht selten bersten oder scheitern diese Schiffe, sinken unter, und viele Menschen ertrinken.

Der große Raum rings um die ganze Erde herum, ist weit hinauf mit Luft angefüllt und heißt daher der Luftkreis. Ist er mit Nebel und Wolken angefüllt, so sagen wir: es ist trübes, feuchtes, nasses Wetter.

Versucht einmal, den Athem anzuhalten. Nicht wahr, es geht nicht lange an? Wir können es ohne Luft nicht aushalten. Wenn uns plötzlich alle Luft weggenommen würde, so müßten wir nach wenigen Minuten sterben. Wir brauchen also zum Leben nicht bloß Nahrungsmittel, sondern auch Luft. — Auch die Thiere können nicht ohne Luft leben, und die Pflanzen mit ihren schönen Blumen und wohlriechenden Früchten nicht wachsen. Ohne Luft können die Vögel nicht fliegen; denn sie schlagen mit ihren Flügeln in die Luft und heben sich so in die Höhe.

Ohne Luft könnten wir nicht blasen, nicht hauchen, nicht saugen, nicht schlürfen, nicht schlucken, nicht pfeifen, nicht lachen, nicht weinen, nicht sprechen, nicht singen und nicht hören.

Was für eine traurige Oede und Leere würde unsre Erde ohne die Luft darbieten!

## 80.

## Münchhausen's Abenteuer.

Wir belagerten einmal, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung ständen. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hineinzugelangen, so daß selbst der gewandteste und muthigste Soldat bei einem derartigen Versuch dem sichern Tod verfallen mußte. Vor Muth und Diensteifer fast ein wenig allzurasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopf. Hm, dachte ich, hinein kommst du nun wol, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wol verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich darauf hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei Reisenden fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, wovon die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Leute wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwol sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht mein eigener kräftiger Arm mich an meinem eigenen Haarzopfe, sammt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gebräuchlich ist, ich wurde als Sclave verkauft.

In diesem Stande der Demüthigung war mein Tagewerk nicht sowol hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten, und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten, und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte, als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wieder kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs, und sich an eines von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. — Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle andern Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eines von des Mondes Hörnern, und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit heruntergelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebensowenig besser, als er mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wol noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herabfiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich in ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Allein was thut nicht die Noth? Ich holte mir von Hause einen Spaten und förderte mich dadurch glücklich zu Tage.

Aufgabe: Welches ist die Wurzel zu den Wörtern „Gelegenheit" und „Gewandtheit", und welche andre Wörter könnt ihr aus jenen Wurzeln bilden?

## 81.

## Der Sturmwind.

Ist das nicht Ungezogenheit! Uneingeladen, ungescheut, kommt da von ungefähr ein Passagier aus Norden her, bläht sich und bläst die Backen auf, fährt berghinan und berghinauf von einem End' zum andern End' der Erden und will zuletzt mit Wagen und Pferden mir nichts, dir nichts, zum Fenster herein! Hat er wol Lust ein Wüthrich zu sein? Hab' da ein Pflaumenbäumchen steh'n, gewohnt nur leiser Lüfte Weh'n, ein Bäumchen, das mit seinem Schatten zur Sommerszeit mein Bette kühlt, auf dem der Sperling mit dem Gatten, der Schmetterling mit seinem spielt; ein Bäumchen, das im Herbste schwer voll saft'ger Früchte hängt und kaum sie tragen kann, mein Lieblingsbaum. Da rauscht der grobe Bursche her und schnarcht mein armes Bäumchen an und schüttelt es und schüttelt's wieder, daß seine schlanken, zarten Glieder in Todesschauer beben und mit ihm schüttelt er mein

Leben. Gemach, gemach! Du wirst's noch aus der Wurzel heben! Und dann mit aller deiner Prahlerei wirst du mir doch, wie klein es sei, kein Blättchen wiedergeben. Herr Nord, er meint wol, er gehöre zu Kriegsherrn, daß er mit Luft zerstöre? Ich aber lobe mir der sanften Lüfte Weh'n, wodurch die Blüthen aus den Knospen geh'n und Aug' und Au' in Rührungsthränen steh'n.

## 82.

## Die Hauptarten der Luft.

Die atmosphärische Luft, welche uns überall umgibt und die wir also auch einathmen, besteht aus einem Gemische von zwei verschiedenen Luftarten (Gasen), welche Stickstoffgas und Sauerstoffgas genannt werden. Das Sauerstoffgas beträgt etwa nur den fünften Theil der gesammten Luftmasse, die übrigen vier Fünftel bestehen aus Stickstoffgas. Der Körper aller warmblütigen Geschöpfe, also auch der des Menschen, ist so eingerichtet, daß das Leben nicht fortbestehen kann, ohne Sauerstoffgas einzuathmen. Der Sauerstoff, welcher in dem Sauerstoffgas enthalten ist, vereinigt sich nämlich mittelst der Lunge, welche ein Gewebe von unzählbaren Blutgefäßen ist, mit dem Blute und theilt demselben erst die Eigenschaft mit, welche zur Erhaltung des Lebens nothwendig ist. Ohne diese Vereinigung des Sauerstoffes mit dem Blute erfolgt in wenigen Minuten der Tod. Weil also das Sauerstoffgas zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig ist, so hat man demselben schon in früheren Zeiten den Namen Lebensluft beigelegt. Die Luft, die wir wieder ausathmen, ist dann größtentheils ihres Sauerstoffes beraubt und zur Erhaltung des Lebens untauglich. Wenn daher ein warmblütiges Geschöpf, es sei Mensch oder Thier, in einem engen Raume eingeschlossen ist, so ist in kurzer Zeit durch das Athemholen der Sauerstoff verzehrt, und es ist nur noch Stickstoffgas und kohlensaure Luft übrig, welche beide zur Erhaltung des thierischen Lebens untauglich sind. Die Todesart, welche wegen Mangel an Sauerstoff erfolgt, heißt das Ersticken. Man hat viele Beispiele, daß Menschen, wenn eine große Anzahl derselben in ein enges Gefängniß eingesperrt wurde, darin erstickt sind.

Sowie das thierische Leben ohne Lebensluft oder Sauerstoffgas nicht bestehen kann, so ist dasselbe der Fall mit der Flamme. Der

Körper kann nur so lange brennen, als die Luft, welche ihn umgibt, noch Sauerstoffgas enthält. Wenn man dagegen einen glühenden Holzspan in eine nur mit Sauerstoffgas gefüllte Flasche steckt, so brennt er augenblicklich mit heller Flamme. Und so brennen alle Körper, die in der atmosphärischen Luft blos glimmen, im Sauerstoffgas mit heller Flamme. Sperrt man ein kleines Thier, etwa eine Maus, in ein mit Sauerstoffgas gefülltes Gefäß, so kann es darin viermal längere Zeit aushalten, ohne zu ersticken, als wenn es in einem gleich großen, mit atmosphärischer Luft angefüllten Gefäße eingeschlossen ist.

Andere Luftarten sind das Leuchtgas oder Wasserstoffgas und die Kohlensäure.

## 83.

## Die Gasbeleuchtung.

Es gab eine Zeit, wo es Nachts auf den Straßen der Städte stockfinster war. Niemand sorgte sich darum, ob man den Hals brach, oder ob Roß und Mann in den ungepflasterten, bodenlosen Wegen stecken blieben. Da ward Licht; die Straßenlaternen mit Oellampen kamen auf und wurden mit Jubel begrüßt. Jahrhunderte lang war man zufrieden mit ihrem trüben Lichte hinter den schwarzberäucherten Scheiben und als man vollends blitzende Metallblenden hinter der Flamme anbrachte, da waren die öligen Lampenputzer in mondlosen Nächten der civilisirten Welt beste Freunde und die geschwornen Feinde aller Diebe und anderen liederlichen Gesindels.

Die armen Oellampen, wie verachtet sind sie doch *jetzt*! In die kleinen Städte, in die Vorstädte der größeren haben sie sich zurückziehen müssen! Und vor wem? Vor der schwarzen, rußigen Steinkohle und ihrem reinen, weißen Lichte, das die Nacht in Tag verwandelt! Niemand freut sich mehr, als der Lampenputzer. Längst hat er sein fettiges Röcklein ausgezogen und die Scheere, die den Docht putzt, in den Winkel geworfen. Er dreht den Hahn in der eisernen Röhre auf, hält das Licht daran, und husch — brennt die weiße, helle Flamme, — ein Licht ohne Oel und Talg, ohne Wachs und Docht, eine Gasflamme, eine Leuchte von brennender Luft! Was doch Alles in einer schwarzen, rußigen Steinkohle, diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt entstandenen Stoffe, stecken kann, und was der Mensch nicht Alles erfindet.

Da ist eine der vielen Gasbeleuchtungsanstalten, wie sie bei großen Städten gar häufig sich finden. Tritt näher, aber halte die Nase zu, denn das Gas stinkt gewaltig. Hier sind rohe Steinkohlen; sie werden in ein von allen Seiten zu verschließendes eisernes Behältniß gebracht, in das nur eine eiserne Röhre hineingeht, worauf man außerhalb ein recht gehöriges Feuer rings um das eiserne Behältniß anbrennt. Sobald die Kohlen in dem glühenden Eisenkasten zu glühen anfangen, entwickelt sich aus ihnen das Leuchtgas, welches sogleich in der angebrachten eisernen Röhre in die Höhe steigt. Da dasselbe aber noch eine große Menge dicker, schmutziger Bestandtheile bei sich hat, wird es in den Röhren durch ein großes, mit kaltem Wasser angefülltes Faß hindurchgetrieben. Sobald es kalt wird, setzt es dort den bekannten Steinkohlentheer ab, der durch eine andere Röhre abfließt. Es ist das der schwarze, zur Sommerszeit stark riechende Theer, mit welchem man häufig die Fensterladen und Balken an den Häusern anstreicht. Das Gas aber steigt wieder in die Höhe in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß. In diesem Gefäße steht im Wasser, wie ein umgekehrt hineingestelltes Bierglas, der eiserne, ungeheuer große Gasbehälter, so daß das Wasser den ganzen innern Raum desselben ausfüllt. Da die leichte Luft nämlich im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas aus dem Wasser in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hineingestellte Gasometer auffinge und zurückhielte. Je mehr sich Gas entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter, der immer leerer vom Wasser wird. Zuletzt ist das ganze Gefäß mit Gas gefüllt und steht nur mit dem Rande unten noch im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen könne. Aus diesem Gasbehälter, der gewöhnlich 30,000 Kubikfuß faßt und 22 Fuß hoch und 40 Fuß weit ist, führen nun eiserne, unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Straßen und Häuser der Städte. Sobald man an den Röhren den Hahn aufdreht, ist es da! — Nun kommt's freilich vor, daß der Gasbehälter springt; — nun, dann brennt keine Lampe in der ganzen Stadt, und die Herrschaften in dem mit Gas erleuchteten Theater sitzen mit einem Male im Finstern! — Das konnte allerdings in der guten alten Zeit nicht vorkommen! Manchmal bekommen sogar die Röhren Risse, es strömt äußere Luft hinein und bildet, mit dem Leuchtgase vermischt, das furchtbare Knallgas, das angezündet, wie Pulver, Explosionen erzeugt und Röhren und Alles um sich her zerschmettert. Aber wer denkt daran, wenn man beim blendenden Gaslichte die Nacht in Tag ver-

wandelt sieht? Wer denkt daran, daß aus denselben Kohlen sich auch jenes furchtbar tödtliche Gas entwickelt, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Oefen schließt, oder Kohlenbecken in verschlossene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unbemerkbar den Todesschlummer herbeiführt!

Aufgabe: Man lasse einen der fähigsten Schüler die Gewinnung des Leuchtgases mündlich in freier Weise erklären.

## 84.

## Der fliegende Drache und die Irrlichter.

Der fliegende Drache ist nichts Anderes, als eine feurige Naturerscheinung, eine wahrscheinlich entzündete Gasart, die in Gestalt einer Kugel oder eines Balkens mit der größten Geschwindigkeit durch die Luft zieht und einen langen, glänzenden Schweif hinter sich sehen läßt; er verschwindet ferner nie so schnell wieder, als eine Sternschnuppe, sondern bewegt sich in der Gestalt, die er zufällig erhalten hat, einige Minuten lang fort. Wie aber kommt die beschriebene Erscheinung zu ihrem sonderbaren Namen? Abergläubische Leute meinen, sie sei ein böser Geist und trage solchen Menschen, die mit ihm einen geheimen Vertrag abgeschlossen haben, Geld, Butter, Eier und ähnliche Dinge zu. Wie lächerlich! Mag sich immerhin der fliegende Drache einem Schornsteine nähern, ja sogar in denselben hinunterfahren, er ist doch nur eine Naturbegebenheit, und weiß davon nichts, was mit ihm vorgeht. Seine Richtung nach einem Schornsteine hin, die er übrigens nur zuweilen annimmt, beruht auf einer ganz natürlichen, längst bekannten Ursache. Das Feuer im Kamin, Ofen, auf dem Heerde u. s. w. dehnt die Luft im Schornsteine aus; es strömt daher die äußere Luft, um das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen, mit Schnelligkeit herbei und führt den fliegenden Drachen, wenn gerade ein solcher Feuerklumpen in ihr entstanden ist, mit sich fort. Haltet mithin auch diese Naturbegebenheit nur für eine prächtige Erscheinung im unermeßlichen Weltenraume und verbannet Alles aus Eurem Kopfe, was ihr der Aberglaube angedichtet hat.

---

Wie nicht selten am Himmel, sehen wir zuweilen auch auf der Erde gewisse Lichter, die wol geeignet sind, den Abergläubischen in Furcht und Schrecken zu versetzen. Zu diesen gehören vorzugsweise die Irrlich-

ter oder Irrwische. Wer je Gelegenheit gehabt hat, sie zu betrachten, muß wissen, daß sie von Weitem brennenden Lichtern gleichen, die nie ruhig an derselben Stelle verharren, vielmehr bald nach dieser, bald nach jener Gegend fortlaufen. Kirchhöfe, Schlachtfelder, Schindanger und sumpfige Oerter sind ihre gewöhnlichen Wohnplätze. Sie sind nichts Anderes, als brennbare Dünste, welche sich aus faulenden thierischen Stoffen und aus der Sumpfluft entwickeln und durch Berührung mit der Lebensluft von selbst entzünden. Weil sie von einer leichteren Luft sind, so hüpfen sie und nähern sich, wenn man ängstlich ist und den Athem einzieht, entfernen sich aber, wenn man darauf losgeht und die Luft dadurch oder durch starkes Sprechen von sich stößt. Wer ihnen folgt, geräth leicht in Sümpfe.

## 85.

## Wind und Sonne.

Wind und Sonne machten Wette, wer die meisten Kräfte hätte, einen armen Wandersmann seiner Kleider zu berauben.

Wind begann; doch sein Schnauben that ihm nichts; der Wandersmann zog den Mantel dichter an.

Wind verzweifelt nun und ruht, und ein lieber Sonnenschein füllt mit holder sanfter Gluth Wanderers Gebein.

Hüllt er sich nun tiefer ein? Nein. Ab wirft er nun sein Gewand, und die Sonne überwand.

## 86.

## Vom Winde.

Die Luft, ungefähr achthundertmal leichter, als das Wasser, ist in immerwährender Bewegung. Das sogenannte Zwitzern, welches wir in heißen Sommertagen über dem Erdboden wahrnehmen, besonders wenn wir über eine trockene Fläche hinwegschauen, ist nichts Anderes, als die wallende Luft, die wie ein leuchtender Krystallstrom vor unsern Augen vorüberzieht.

Die Bewegung in der Luft insgesammt heißen wir Winde. Sie sind, wie die Bewegungen des Meeres, bald sanfter, bald heftiger, zuweilen reißend und verheerend, wo sie dann Stürme und Orcane genannt werden. Ebenso ist auch die Richtung der Winde verschieden, wie wir dieses an dem Zuge der Wolken, an Wetterfahnen und andern

Gegenständen erkennen können. Die verschiedenen Winde erhalten ihre Benennungen meist nach den Himmelsgegenden, von welchen sie herwehen, wie Südwind, Nordwind und andere.

Die Ursache der Winde liegt theils in der Bewegung der Erde um ihre Achse und um die Sonne, theils in gewissen Veränderungen, welche in der Temperatur oder dem Wärmezustande der Atmosphäre immerwährend vor sich gehen. Es kann nämlich die Atmosphäre in einer Gegend durch Zunahme der Wärme verdünnt werden, und dann strömt aus der Nachbarschaft die kältere, dichtere und schwerere Luft so lange herbei, bis sie mit der wärmeren sich ausgleicht, und Alles wieder ins Gleichgewicht gekommen ist. Je plötzlicher dieser Wärmewechsel geschieht, um so schneller das Herbeiströmen der Luft, und folglich um so heftiger der Wind.

Man theilt die Winde in regelmäßige und unregelmäßige.

Ihr erinnert Euch, daß bei der Beschreibung des Meeres von einem Wasserstrom gesprochen worden ist, der in der Gegend des Aequators oder Erdgleichers beständig von Osten nach Westen zieht und von der Bewegung der Erde um ihre Achse herrührt. Aus der nämlichen Ursache wird dort auch ein regelmäßiger Luftstrom unterhalten, welcher mit dem Oststrom des Meeres gleiche Richtung hat und Passatwind heißt.

Regelmäßige Winde sind ferner die sogenannten Mussons, welche auf dem indischen Meere, und zwar die eine Hälfte des Jahres von Osten nach Westen, die andere umgekehrt von Westen nach Osten wehen. Sie haben ihre Ursache in der Bewegung der Erde um die Sonne.

Dann müssen zu den regelmäßigen noch die Küstenwinde gezählt werden, welche fast von allen Meeresküsten der wärmeren Länder, bei Tage vom Meer gegen das Land, bei der Nacht vom Land gegen das Meer wehen, und darum abwechselnde Seewinde und Landwinde genannt werden. Die Ursache dieser Winde liegt in der abwechselnd ungleichen Erwärmung der Luft über dem Land und dem Meere.

Unter den unregelmäßigen Winden, welche zu keiner bestimmten Zeit wehen und an keine so bestimmte Dauer gebunden sind, wie die regelmäßigen, zeichnen sich besonders folgende aus.

Der Harmattan in Guinea und in den Ländern am Senegal, in Afrika. Er ist ein Ostwind und der heißeste aller bekannten

Winde. Seine Hitze nimmt er an, indem er über die glühend heißen Sandwüsten des ganzen Afrika streicht. Er weht drei bis fünf Tage, oft noch länger hintereinander. Der Himmel ist um diese Zeit wolkenlos, aber ein trockener, heißer Dampf erfüllt die Atmosphäre dermaßen, daß selten ein Sonnenstrahl sie durchdringen kann. In wenigen Stunden hat dieser Wind Alles ausgetrocknet, Gras und Kräuter sind verwelkt und alle Blätter an den Bäumen gedörrt. Selbst die in den Häfen liegenden Schiffe werden leck und reißen in ihren Fugen weit auseinander. Ein Mensch braucht nur wenige Minuten diesem Winde sich auszusetzen, und seine Haut wird an den entblößten Stellen so angegriffen, daß sie nach wenigen Tagen sich abschält. Eine Stunde Aufenthalt im Freien würde den Tod durch Erstickung herbeiführen.

Ein andrer furchtbarer Wind ist der Chamsin im Lande Aegypten. Er weht im Frühjahr, dauert zwei bis drei Tage, und kommt von Süden her. Aus den Wüsten, über die er daherweht, bringt er reinen, feinen Staub mit sich und füllt damit die Luft so an, daß der Himmel wie mit Wolken bedeckt erscheint. Wie der Hermattan, so verwüstet auch er alles zartere Wachsthum. Die Menschen verbergen sich in ihre Häuser. Wer in dieser Zeit durch die Wüste reis't, ist verloren, wenn er nicht gleich zur Erde sich wirft und sein Angesicht in den Sand einwühlt. Allein auch dieses Mittel rettet nicht immer vom Tode; oft findet man Leichname, welche von den Wirkungen dieses Windes so ausgetrocknet sind, wie Fleisch, das lange in einem Rauchfang gehangen.

Nicht minder furchtbar, als die beiden genannten Winde, ist der Samiel, der in den Morgenländern, besonders in den arabischen Wüsteneien weht. Er verbreitet einen schwefelartigen Geruch, ist von einem Knistern und Zischen begleitet und hebt gewöhnlich des Morgens nach einer kühlen Nacht an. Kurz vor seinem Beginnen geräth die Luft in eine seltsame Bewegung und scheint mit rothem Feuer erfüllt zu sein. Er strömt glühend daher, und wer im Freien sich befindet und vor dem Tode sich retten will, muß sich eilig zur Erde werfen. Dies thun nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere. Die Leichname von Menschen und Thieren, die durch diesen Wind getödtet worden sind, werden überall schwarz und gehen schnell in Verwesung über. Darum heißen die Einwohner diesen Wind in ihrer Sprache Samum, das heißt Gift.

Im südlichen Theile Europa's, in Sicilien, Neapel, Portugal und Spanien, weht öfter ein Wind, der in Unteritalien Sirokko heißt, und auch zu den heißen Winden gehört. Er kommt

aus Afrika her und wird in seinem Uebergange über das mittelländische Meer sehr gemäßigt. Nichtsdestoweniger verwelken, wenn er einige Tage weht, die zartern Gewächse und erschlaffen Menschen und Thiere so, daß sie vor Mattigkeit oft niedersinken. Ich habe die Wirkungen dieses Windes in Sicilien, wo sie besonders stark sind, zweimal erfahren und zwar das eine Mal so, daß ich fünf Tage lang in einem elenden Dorfe verbleiben mußte. Schmerzen und Abgeschlagenheit in allen Gliedern, und besonders ein dumpfes, drückendes Kopfweh, waren die Empfindungen, die ich hatte. Ein alter Bewohner des Dorfes rieth mir, viel starken Wein zu trinken; ich that's und fühlte dabei mich weit besser.

Der Sirokko kommt bis in die Schweiz und heißt da Föhn. Bei seinem Uebergange über die Alpen und Gletscher verliert er viel von seiner Wärme, verursacht aber dennoch vielen Leuten drückende Kopfschmerzen und andere Uebelkeiten, wenn er einige Tage anhält.

Die Winde, welche in Deutschland oft besonders stark wehen, sind der Nordwind und der Westwind. Der erstere ist sehr kalt, weil er aus den kalten Nordländern kommt; der andere, auch unter dem Namen Regenwind bekannt, kommt über das weite atlantische Meer und treibt meistens eine Menge grauer Wolken daher, die aus den Verdünstungen eines Theils des Meerwassers gebildet sind und sich früher oder später wieder in Regen auflösen.

Die Geschwindigkeit, mit der die Winde wehen, ist sehr verschieden, übertrifft aber in allen Fällen die des fließenden Wassers weit. Ein sanfter Wind durchläuft in einer Sekunde ungefähr zehn, ein Sturmwind dreißig bis sechszig, ein Orkan hundert bis hundert und fünfzig Fuß. Von dem Grad der Geschwindigkeit hängt die Gewalt der Winde ab. Während ein sanfter Wind die Oberfläche der Gewässer leicht bewegt und die Zweige der Bäume in leises Schwanken versetzt, wühlen die Sturmwinde und Orkane brüllende Wogen auf, reißen Eichen nieder und stürzen die Gebäude der Menschen um.

Wenn die Winde zuweilen auch großen Schaden verursachen, so haben wir ihnen doch viel Gutes zu verdanken. Denn durch sie wird die Luft gereinigt von allerlei schädlichen Dünsten, welche sich beständig ihr beimengen. Ohne diese immerwährende Bewegung würde die Atmosphäre voll giftiger Stoffe sein, so daß kein Geschöpf in ihr leben könnte.

Nach der Beschaffenheit der verschiedenen fremdartigen Substanzen,

welche immer mehr oder minder häufig in der Luft sich aufgelöst befinden, ist dieselbe auch für die Gesundheit der Menschen und Thiere mehr oder minder zuträglich. Gesünder ist die Luft auf dem Lande, als in den Städten, wo viele Menschen beisammenwohnen; gesünder über trockenen Gegenden, als über stehenden Gewässern und Morästen, aus denen beständig böse Dünste aufsteigen. Ueberhaupt hat die Beschaffenheit des Bodens einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Luft, und daraus läßt sich auch erklären, warum in manchen Ländern gewisse eigenthümliche Krankheiten herrschen, die man anderswo kaum dem Namen nach kennt, wie das furchtbare gelbe Fieber auf mehreren feuchten Inseln in den heißen Erdgegenden, das fast alle Sommer dort ausbricht und Tausende von Menschen wegrafft.

## 87.

## Ein Sturm auf den Antillen.

Dieser Sturm, welcher unter die furchtbarsten Naturerscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehört, verheerte um die Mitte des Jahres 1780 alle Antillen, besonders aber die Inseln Barbados und Jamaica. — Um acht Uhr Morgens brach das Ungewitter aus und wüthete 48 Stunden unaufhörlich fort. Die Schiffe, welche in den Häfen vor Anker lagen und sich in völliger Sicherheit glaubten, wurden von ihren Ankern gerissen, in die hohe See getrieben und dort der Gewalt des Sturmes preisgegeben.

Die Lage der Bewohner der Inseln war noch trauriger; denn in der folgenden Nacht verdoppelte sich die Wuth des Sturmes. Häuser stürzten ein und die größten Bäume wurden mit ihren Wurzeln ausgerissen. Menschen und Thiere irrten umher oder wurden unter den Trümmern begraben. Die Hauptstadt der Insel Jamaica wurde fast dem Boden gleichgemacht. Die prächtige Wohnung des Gouverneurs, deren Mauern drei Fuß dick waren, wurde bis auf den Grund erschüttert und drohte jeden Augenblick einzustürzen. In den Häusern bemühte man sich die Thüren und Fenster mit Riegeln zu befestigen, um den Windstößen zu widerstehen; aber alle Anstrengungen waren vergebens. Die Thüren wurden aus den Angeln gehoben, die Balken auseinandergerissen und die Wände spalteten sich. Die unglücklichen Bewohner irrten ohne Zufluchtsort und Hilfe verzweiflungsvoll umher. Viele wurden zerschmettert unter den Trümmern ihrer Wohnungen,

andere ertranken in den von dem Orkan auf das Land geworfenen, unermeßlichen Gewässern; noch andere wurden von Sand- und Staubwolken erstickt. Die dicke Finsterniß, das Feuer der häufigen Blitze, das unaufhörliche Rollen des Donners, das furchtbare Sausen des Windes und Regens, das herzzerreißende Geschrei der Sterbenden, das Klagen und Jammern Derjenigen, welche ihnen nicht zu Hilfe kommen konnten, das Geheul der Mütter und Kinder; alles dieses schien den Untergang der Welt anzukündigen.

Endlich enthüllte der wiederkehrende Tag den Blicken Derer, welche diese Schreckenstage überlebt hatten, ein Schauspiel, welches sich die Einbildungskraft kaum zu entwerfen vermag. Die vorher so reiche und blühende Insel Barbados mit ihren bezaubernden Ländereien schien plötzlich in eine jener Gegenden am Nord- oder Südpol verwandelt zu sein, wo ein ewiger Winter herrscht. Es stand kein Haus mehr; überall sah man nur Trümmer der Verwüstung. Die Bäume waren entwurzelt; die Erde war mit Leichnamen von Menschen und Thieren bedeckt; selbst die Oberfläche des Landes hatte ihr Ansehen verändert. Man sah blos Schlamm und Sand, die Grenzen der Ländereien waren verschwunden, die Gräben ausgefüllt und die Wege durch entstandene tiefe Abgründe zerschnitten. Die Zahl der Todten belief sich auf mehrere Tausende, außer denen, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen verschüttet oder von den Wogen und Stürmen fortgeschwemmt worden waren. Der Wind war von solcher Gewalt, daß eine 12pfündige Kanone von einer Batterie nach einer andern, welche über dreihundert Schritte von jener entfernt lag, geschleudert wurde.

Aufgabe: Was wird von folgenden Dingwörtern ausgesagt: Der Sturm; die Schiffe; die Häuser?

## 88.

## Räthsel.

Die Erste ist gar luft'ger Art,
Kann nirgend lange rasten,
Zaus't ohne Hände Haar und Bart,
Verrückt selbst große Lasten,

Heult ohne Zunge überlaut,
Fliegt pfeilschnell ohne Schwingen;
Kein Auge hat sie je geschaut,
Und keinem wird's gelingen.

Bald eisig kalt, bald siedend heiß,
Bald schwach, bald stark wie Riesen,
Bricht sie durch Feld und Wald ihr Gleis
Und schwärmt auf Blumenwiesen.

Die andern Zwei sind im Gebrauch
Bei Herren und bei Damen,
Doch hat das Ding mit hohlem Bauch
Nicht immer gleichen Namen,

Hängt bald am Arme, bald am Kopf,
Und nützt, indem es zieret;
Doch voll wird stets dem armen Tropf
Die Gurgel zugeschnüret.

Das Ganze ist ein schlimmer Wicht,
Hält weder Wort noch Treue —
Drum, liebe Kinder, traut ihm nicht,
Damit 's euch nicht gereue.

## 89.

## Der Seesturm.

Furchtbar und unwiderstehlich für die schwachen Werke von Menschenhand ist der Aufruhr der Natur. Gewöhnlich geht eine bedrohliche schwüle Stille dem Toben des Sturmes vorher; der regelmäßig wehende Wind setzt plötzlich um, Wirbelstöße erheben sich; das Meer beginnt ohne sichtbare Ursache zu wallen, nun kommt ein heulender Wind heran, der zischend und pfeifend durch das Tauwerk fährt, die Matrosen klettern an den Strickleitern empor und reffen die Segel zum größten Theile ein und binden sie zusammen, damit sie dem Winde keine zu bedeutende Fläche darbieten. Die Luken werden nach allen Seiten hin auf das Sorgfältigste geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Kaum hat dies geschehen können, als auch schon mit erneuerter Gewalt der Sturm daherbraust, die Wogen peitscht, immer höher hinauftreibt, bis sie den erschreckenden Bewohnern des Schiffes wie Berge, bis ihre Thäler, wie furchtbare bodenlose Abgründe erscheinen.

Schon hat das Meer seine Durchsichtigkeit verloren, schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Schlund neben dem andern. Doch hat es noch nicht seine schrecklichste Gestalt angenommen. Nun aber

sinkt die Nacht hernieder; da scheint der Himmel flach und nicht mehr gewölbt sich auszubreiten; er scheint sich zum Meere zu senken, um es mit seiner Last zu erdrücken; die Sternbilder werden größer, breiter; der zitternde Duft, in dem Alles schwimmt, gibt ihnen ein furchterregendes Ansehen, dehnt ihren Flächenraum auf das Zehnfache aus; die Planeten und die hellsten Fixsterne bekommen ein kometenartiges Ansehen, und immer wüthender und wilder rast der Sturm daher, schleudert das Schiff hinab, hinauf; jetzt auf einer Wellenkuppe treibt er es die glatte Bahn hinunter; die Spitze des vordersten, schräg hinaus liegenden Mastes taucht in das Wasser und scheint das Schiff durch die dunkeln Massen des Meeres selbst ziehen zu wollen; jetzt steigt es bergan, und steil und hoch in die Luft ragt desselben Mastes Spitze, weit im Bogen aufwärts das Wasser schleudernd, das er gefaßt hat.

Noch geht Alles gut, denn solcher Ereignisse ist der durch tausend Gefahren geprüfte Seemann schon gewohnt; weiß er nur, daß er auf 500 Meilen kein Land vor sich hat, so kann er solchen Sturm schon aushalten. Nun aber hebt der Wind noch heftiger und wilder seine Schwingen, schon darf das Sturmsegel, womit der Steuermann noch das Schiff zu lenken, in seiner Bahn zu halten im Stande ist, nicht mehr gebraucht werden; obwol es aus dem stärksten, doppelten Hanftuche gemacht ist, so zerreißt der wüthende, stoßweise kommende Wind dasselbe doch spielend; ja die Segel, welche zusammengebunden an den Raaen, vor den Masten hängen, müssen ganz herabgenommen werden, weil selbst an diesem kleinen geringfügigen Gegenstande der Wind zu viel Macht ausübt, weil er das Schiff gewaltsam auf die Seite neigt und es umzustürzen droht. So seiner sämmtlichen Segel beraubt, treibt es nur noch vor den leeren Masten und ist nunmehr nicht ferner zu lenken, ist ein Spiel der Winde, ja im höchsten Stadium des erzürnten Sturmes muß man sogar die Masten kappen, d. h. nahe an dem Verdecke abhauen, und nun fliegt es auf der öden Meeresfläche umher, rettungslos verloren, nicht durch den Sturm, der ihm jetzt Nichts mehr anhaben kann, wenn seine Rippen nur fest sind und die Planken gut und frisch, sondern dadurch, daß es nicht gelenkt werden, also auch, wenn der Sturm vorüber ist, keinen Hafen erreichen kann, und entweder an einer Klippe zerschellt oder auf einer Sandbank sitzen bleibt, bis die Mannschaft vor Hunger und Durst zur Verzweiflung gebracht ist, bis vielleicht doch noch der glückliche Zufall den Nothleidenden ein Schiff in den Weg führt, das sie aufnimmt, oder bis sie Alle zu Grunde gehen.

Minder lange dauert die Qual der so durch den Sturm Verunglückten, wenn derselbe sie in einem Insel- oder Klippenmeere überrascht. Zerschmettert ist bald auf dem glasharten Felsen das hölzerne leichte Gebäu; die Trümmer schwimmen in den Strömungen umher; der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne, sucht seine Beute unter ihnen, eine brandende Welle entreißt Anderen die rettende Planke, mit der sie die nahen Ufer zu erreichen hofften, und begräbt sie in des Meeres dunkeln Schooß, und am Morgen freuen sich die Anwohner des gesegneten Strandes; denn was die Wogen von der Ladung heraufspülen, das gehört ihnen — von Rechts wegen.

## 90.

## Der Matrose.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein und auf dem Verdeck, auf dem Vorderkastell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Das Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen die Matrosen beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen worden, brausen die Winde darein und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung des Mastes hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über dem Schiffe; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkte dient. Auf diesem Seile gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherem Tritte zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus trotz des

Windes, der das flatternde Segel gewaltsam hin- und herschleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert, trotz der schwankenden Bewegung des Schiffes, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdeck. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen; der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünzig Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechszig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm Keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindelig machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offener See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff, mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt, oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturme hinfliehen läßt, vorausgesetzt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sei. Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten; Anstrengun-

gen und Unannehmlichkeiten hingegen sind in der Regel sein tägliches Loos.

Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten. Keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus, und wenn die See in hohen Wogen geht, und der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug im Charakter des Seemanns.

Die schnellen Veränderungen des Windes und der Witterung, die man zur See oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten.

Aufgabe: Welche Zeitwörter dieses Stückes sind von Hauptwörtern abgeleitet?

## 91.

## Unten und Oben.

Ein Britte war zu eb'ner Erde
In einem Hause einlogirt,
Und ward von mancherlei Beschwerde
Des Körpers oft incommodirt;
Sein Arzt, ein kunsterfahr'ner Mann,
Rieth ihm als Kur Bewegung an.

„Die will ich mir auch wirklich machen!" —
Sprach Pitt, — „doch schmerzt mein linkes Bein,
„Und alle Leute würden lachen,
„Wollt' ich als Lahmer, Läufer sein.
„Sonst ging ich fleißig auf die Jagd;
„Jetzt schmerzt mein Fuß, — Gott sei's geklagt!

„Doch kann ich auch im Zimmer jagen;
„Man fange mir nur Hasen ein
„Und lasse junge Bäume schlagen;
„Die Zimmer sind als Wald dann mein;
„Auch schaffe man mir Hunde an,
„Daß ich wie vormals jagen kann."

Im selbstgeschaffenen Gehege
Ward nun ein solcher Lärm gemacht,
Als ob der wilde Jäger zöge,
Vom Morgen an bis in die Nacht;
Von Hundsgebell und Hörnerschall,
Hurrahgeschrei und Peitschenknall.

Gleich über diesen Jagdrevieren
Logirte ein Philosophus;

Dem machte dieses Mordturniren
Sehr viele Störung und Verdruß,
Drum kam er bei dem Britten ein:
Man möchte unten ruhig sein.

„Was ich in meinem Zimmer mache,
„Das kümmert keinen Andern was!"
Sprach Pitt,— „das ist nur meine Sache!
„Mir macht einmal das Jagen Spaß.
„Nicht einen Tag wird's eingestellt;
„Herr! morgen wird ein Fuchs geprellt!"—

Und ohne noch ein Wort zu sagen,
Schlich sich der Philosoph davon.
Er dachte: „Sollst du dich hier schlagen,
Wer zahlte wohl der Mühe Lohn?
Wenn er genug gelärmet hat,
Wird er des Dinges selbst wohl satt." —

Auf einmal träufelten die Decken
Des Britten, und gleich Bächen floß
Ein Wasserstrom aus allen Ecken
Herab vom oberen Geschoß,
So daß der Jäger, Baum und Wand
In Kurzem tief im Wasser stand

Und unter Schimpfen, unter Fluchen
Hinkt unser Pitt die Trepp' hinan,
Die Sache selbst zu untersuchen,
Wer ihm den Schabernack gethan;
Doch wie versteinert stand er da,
Ob der Geschichte, die er sah.

Der Philosoph saß auf dem Tische
Und angelte; im Zimmer war
Viel Wasser, und in diesem Fische;
Die Dienerschaft trug immerdar
In großen Kübeln, ohne Ruh
Noch neuen Wasservorrath zu.

„Herr! lassen Sie die Narrenstreiche!"-
Sprach hier der Britte voll Verdruß, —
„Sie machen meinen Forst zum Teiche,
„Daß ich darin ersaufen muß,
„Und das geht doch, bei Gott! nicht an,
„Daß ich so etwas dulden kann."

„Was ich in meinem Zimmer treibe,
„Das kümmert keinen Andern was!
„Ob ich hier lese oder schreibe;
„Mir macht einmal das Fischen Spaß.
„Nicht einen Tag wird's ausgesetzt;
„Herr! morgen wird ein Aal gehetzt!

„Doch, daß Sie sehen, ich sei billig,
„So lassen Sie das Jagen sein,
„Und ich dagegen stelle willig
„Mein Lieblingsfach, das Fischen ein!"
„Es gilt!" — hub Jener lachend an. —
Und so war Alles abgethan.

## 92.

## Die Luftströmungen und das Wetter.

Um die Witterungsverhältnisse genau zu begreifen, muß man Folgendes nicht außer Acht lassen.

Die Sonne macht zwar Sommer und Winter, ihre Strahlen rufen zwar Wärme hervor und ihre Abwesenheit läßt Kälte auf der Oberfläche der Erde herrschen, aber das eigentliche Wetter macht die Sonne allein nicht.

Wenn die Sonne allein wirkte, so würde auf jedem bestimmten

Theil der Erde, in jeder bestimmten Jahreszeit eine unveränderliche Wärme und Kälte herrschen; die Sonne aber bringt Bewegungen der Luft hervor, dadurch strömen Winde aus kalten Gegenden in warme, aus warmen Gegenden in kalte, und dies bringt bald bewölkten, bald klaren Himmel, bald Regen, bald Sonnenschein, bald Schnee, bald Hagel, bald Kühlung im Sommer und Wärme mitten im Winter, bald frostige Nächte im Sommer, bald laues Thauwetter im Winter hervor. Mit einem Worte: die Bewegung der Luft, der Wind macht eigentlich das Wetter, das heißt die Veränderlichkeit von Wärme und Kälte, von Trockenheit und Feuchtigkeit, die man eben unter Wetter versteht.

Woher aber entsteht der Wind?

Er entsteht aus dem Einfluß der Sonnenwärme auf die Luft.

Die ganze Erdkugel ist nämlich von einer Dunsthülle umgeben, die man Luft nennt. Diese Luft hat die Eigenschaft, daß sie sich ausdehnt, wenn sie warm wird. Legt man eine mit Luft gefüllte und gut zugebundene Schweinsblase in die Röhre eines warmen Ofens, so dehnt sich die Luft in der Blase so aus, daß die Blase mit einem starken Knall zerplatzt. Die ausgedehnte warme Luft ist aber leichter, als die dichte kalte Luft und steigt deßhalb immer in die Höhe.

Hohe Stuben heizen sich daher schlecht, denn die warme Luft steigt in die Höhe zum Balken hinauf. In einem Zimmer ist es immer am Fußboden kühler, als am Balken. Darum friert man auch im Winter in der Stube weit mehr an den mit Strümpfen und Stiefeln versorgten Füßen, als an den nackten Händen, und wenn man in einem ziemlich kalten Zimmer auf eine Leiter steigt und der Stubendecke nahe kommt, wundert man sich, wie warm es da oben gegen unten ist. Die Stubenfliegen machen sich daher mit Recht im Herbst das Vergnügen, an der Zimmerdecke spazieren zu gehen, da dort sommerliche Wärme, wenn am Fußboden winterliche Kälte herrscht, denn die warme Luft steigt, weil sie leichter ist, nach oben.

Ganz so ist es auch auf der Erde. Die Sonne durchwärmt in der heißen Zone am Aequator die Luft fortwährend, die Luft steigt dort in die Höhe. Von beiden Seiten aber, sowohl von der nördlichen, wie von der südlichen Erdhälfte, strömt fortwährend kältere Luft hinzu, um die Lücke auszufüllen. Diese kältere Luft wird aber wiederum erwärmt und steigt in die Höhe und wieder strömt neue kalte Luft hinzu. Dadurch entsteht aber auch zugleich an den Polen der Erde ein luftleerer

Raum, und nach diesem leergewordenen Raum hin strömt die erwärmte Luft, die eben zur Höhe gestiegen war.

So entstehen die Strömungen in der Luft, die Jahr aus, Jahr ein, fortwährend stattfinden, und in diesen Strömungen wandert die Luft stets unten an der Erde von beiden Polen nach dem Aequator hin, während hoch oben die erwärmte Luft von dem Aequator nach den Polen hinfließt.

Man sagt daher mit Recht, die Luft circulirt fortwährend unten von den Polen nach dem Aequator und oben hoch in der Luft von dem Aequator nach den Polen.

Wer Sinn hat für Beobachtung der Naturerscheinungen, dem wird im Leben schon Aehnliches vorgekommen sein. Wenn im Winter ein starker Rauch im Zimmer ist, so öffnet man das Fenster und da wird schon Jeder die Bemerkung gemacht haben, daß oben zum offenen Fenster der Rauch hinausströmt auf die Straße, unten aber es den Anschein hat, als ob der Rauch zurückschlüge in das Zimmer. Das ist aber eine Täuschung und rührt nur daher, daß oben zum Fenster die warme Stubenluft hinausströmt und den Rauch mit sich nimmt, unten am Fenster aber strömt dafür kalte Luft ein und drängt den Rauch, der unten ist, zurück in die Stube. — Bei solcher Gelegenheit kann aber der aufmerksame Beobachter sehen, wie zwei Luftströmungen oben und unten gerade entgegengesetzt sich bewegen, während sie in der Mitte sich verdrängen und eine Art Wirbel bilden, was man an der Bewegung des Rauches ebenfalls recht gut merken kann.

## 93.

## Die Luftschifffahrt.

Schon in den ältesten Zeiten haben die Menschen Versuche gemacht, sich, gleich Vögeln, in die Luft zu erheben; sie liefen aber fast alle unglücklich ab, ja kosteten den Wagehälsen nicht selten das Leben. Dergleichen Erfolge reizten aber wenig zur Nachahmung. Als indessen der Engländer Cavendish um das Jahr 1766 die wichtige Entdeckung gemacht hatte, daß die brennbare Luft 10 bis 12 mal leichter sei, als die atmosphärische, nahm man jene Versuche wieder auf; und Doctor Black in Edinburg war der Erste, der genau berechnete, daß eine mit diesem Gase angefüllte Blase in gewöhnlicher Luft emporsteigen müsse. Als die eigentlichen Erfinder der Luftschifffahrt aber sind Stephan

und Joseph Montgolfier, Besitzer einer Papierfabrik im südlichen Frankreich, zu betrachten. Die Wahrnehmung, daß der Rauch stets emporsteige, bewog sie, den Rauch eines Strohfeuers sammt der erwärmten Luft, in kleine Ballons steigen zu lassen, die sich bis zur Decke des Zimmers erhoben. Im Jahre 1783 verfertigten sie den ersten großen Luftballon aus dünner Leinwand und beklebten ihn inwendig mit Papier; unter der Oeffnung unten im Ballon hing ein mit Stroh gefüllter Feuerkorb. Als dasselbe angezündet ward, stieg der Luftballon bis zu einer bedeutenden Höhe.

Dieser in seiner Art erste glückliche Versuch erregte überall ungeheures Aufsehen und brachte nicht wenige Denker in große Bewegung. Unter diesen verdient einen der ersten Ehrenplätze der Professor Charles zu Paris. Er kam auf den glücklichen Gedanken, einen Ballon aus Seidentaffet fertigen und mit einem Firniß von elastischem Harze überziehen zu lassen und denselben dann mit Wasserstoffgas, einer Luftart, welche bei Weitem leichter ist, als die gewöhnliche Luft, zu füllen. Am 22. Aug. 1783 ließ er ihn zu Paris steigen. In 2 bis 3 Minuten erhob sich derselbe gegen 3000 Fuß, verlor sich in einer Wolke, zeigte sich hierauf wieder ein wenig und verschwand zuletzt ganz aus dem Gesichtskreise der jubelnden Menge. Nach ungefähr ¾ Stunden kam er in der Nähe eines von Paris 2 Meilen entfernten Dorfes wieder zur Erde herab.

Mit diesen ersten Luftballons war kein lebendiges Geschöpf emporgestiegen. Der jüngere Montgolfier brachte um seinen Ballon eine geflochtene Gallerie an, und setzte darin ein Schaf, einen Hahn und eine Ente. Diese vollbrachten die Fahrt glücklich und kamen wohlbehalten wieder zur Erde. Am 21. November 1783 stiegen schon der Naturforscher Pilatre de Rozier und d'Arlandes in einem Ballon in die Luft und erreichten nach 25 Minuten glücklich wieder die Erde. Am 1. December desselben Jahres unternahmen Charles und Robert eine zweite Luftfahrt, die ebenfalls glücklich ablief.

Unter den spätern Luftfahrern zeichnete sich besonders Blanchard durch seinen Eifer in der Kunst aus. Nachdem er bereits mehrere Luftreisen gemacht hatte, faßte er den kühnen Entschluß, über den 5 Meilen breiten Kanal zwischen England und Frankreich zu fahren, und vollführte auch in Begleitung eines furchtlosen Amerikaners, des Doctors Jeffries, sein Vorhaben am 7. Januar 1785. Er legte den gefährlichen Weg binnen 2 Stunden 32 Minuten zurück und stieg eine Meile

von Calais glücklich ans Land. Bei seinem Einzuge in diese Stadt ertönten die Glocken, donnerten die Kanonen, und er selbst wurde mit dem Ehrenbürgerrecht beschenkt.

Nicht jede Luftreise fiel so nach Wunsche aus. Pilatre de Rozier verlor dabei sein Leben, als er über den Kanal zwischen England und Frankreich in umgekehrter Richtung zu fahren gedachte, und der Ballon in Brand gerieth. Heutzutage füllt man die Luftballons mit einer billigen, gleichfalls sehr leichten Luftart, dem Leuchtgas, demselben, das zur Gasbeleuchtung verwandt wird. Unter einem solchen Ballon wird kein Feuer unterhalten; er ist vielmehr überall verschlossen, bis auf eine Oeffnung im obern Theile, die von einer Klappe bedeckt wird. Unter dem Ballon hängt eine Gondel, in der die Luftschiffer sich befinden. Sie nehmen Säcke voll Sand mit und werfen dieselben hinab, wenn sie höher steigen wollen. Um zu sinken, öffnen sie jene Klappe, durch welche gewöhnliche, schwerere Luft in den Ballon eindringt. Den Ballon zu lenken, ist man nicht im Stande. Unter den Luftschiffern der neuesten Zeit hat der Engländer Green große Berühmtheit erlangt; mit einem mit Leuchtgas gefüllten Ballon hat er unter anderen Luftfahrten eine von London nach Coblenz in 24 Stunden ausgeführt. Von bedeutendem Nutzen kann die Luftschifffahrt erst dann werden, wenn man erfunden haben wird, den Luftballon nach Belieben zu lenken.

## 94.

## König Friedrich II. und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstens stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen.

Der König wußte, warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich kommen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir Zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt Ihr auch nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that gern ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil." „Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben."

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nicht!" Da lächelte der unerschrockene Müller, und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht zu Berlin nicht wäre!" nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft.

Aufgabe: Was wird von den Subjekten „der König Friedrich, die Mühle, der Müller" ausgesagt?

## 95.

## Der Bauernstand.

Nur Thoren verachten den Bauernstand, der Weise hält ihn in Ehren! D'rum bauet, ihr Pflüger, mit Lust das Land, und laßt euch von Witzlern nicht stören! Mehr Ruhm, als dem prahlenden Gelde gebührt dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug, um es mit Scheffeln zu messen, so würde doch ohne den edlen Pflug bald Mangel und Hungers-

noth pressen; denn ihm nur öffnet die Erde das Horn des Ueberflusses von Weizen und Korn.

Wie stolz donnert Mancher bei euch vorbei in seiner hohen Karosse! Wer säet den Hafer, wer mähet das Heu für seine schnaubenden Rosse? Laßt brach die Felder und Wiesen steh'n, so muß der Stolze zu Fuße geh'n!

Der Geist des Gebildeten ordnet sie an, die Kriegs- und Friedensgeschäfte; ihr aber vollführt den gezeichneten Plan mit Armen voll rüstiger Kräfte. Ihr schützet im Heer mit gewaffneter Hand, gleich ehernen Mauern, das Vaterland.

Beneidet sie nicht, die Großen der Welt! In ihrer Herrlichkeit Mitte sind sie von gefährlichen Schlingen umstellt, die Niemand euch legt in der Hütte. Wie blutet manch' Herz, das ein Ordensstern deckt, vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm steckt.

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer Gewürz und Säfte der Reben; doch führt ihm kein Schiff die Gesundheit dorther, die Brod und Wasser euch geben. Er kränkelt, so viel sich sein Arzt auch bemüht, indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

D'rum bauet vergnügt und zufrieden das Land und laßt euch von Witzlern nicht stören! Nur Thoren verachten den Bauernstand, der Weise hält ihn in Ehren. Mehr Ruhm, als dem prahlenden Gelde gebührt dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

## 96.

## Regen, Schnee und Hagel.

Der Regen, das wißt ihr Alle, ist Wasser, das in Tropfen aus den Wolken herabfällt. Die Wolken müssen daher wässeriger Natur sein, jedoch noch nicht eigentliches Wasser; denn Wasser könnte sich vermöge seiner Schwere nicht oben in der Luft halten. Wie aber sind die Wolken am Himmel entstanden? Da sie aus wässerigen Theilen bestehen, müssen sie im Wasser ihren Ursprung haben; am Himmel aber, d. h. hoch in der Luft, kann kein Wasser sein, weil das Wasser schwer ist; die Wolken müssen daher in dem Wasser auf der Erde ihren Ursprung haben und von hier in die Luft emporgestiegen sein. Daß sich das wirklich so verhält, davon überzeugt uns bald die Erfahrung.

Alles Wasser und alle Körper, welche Wassertheile enthalten, dünsten aus, d. h. es lösen sich Theilchen von ihnen ab, die so klein sind,

daß man sie mit den Augen nicht wahrnehmen kann, und steigen in die Luft empor und verbinden sich mit derselben. Wollt ihr euch davon überzeugen, so stellt nur ein flaches Gefäß mit Wasser hin und beobachtet es von Zeit zu Zeit; bald werdet ihr finden, daß das Wasser abgenommen, und nach längerer Zeit ist es ganz verschwunden. Die Wärme befördert die Ausdünstung sehr. Ein kleines Gefäß mit einer Flüssigkeit auf den warmen Ofen gesetzt, wird in kurzer Zeit leer sein. Wollt ihr noch deutlicher sehen, wo das Wasser bleibt, so betrachtet einen Kessel auf dem Feuer, in dem Wasser siedet; der hohe Grad der Wärme löst auf einmal so viel von der Flüssigkeit auf, daß sie sichtbar als Dampf in die Höhe steigt.

Durch mancherlei Ursachen, besonders durch plötzliche Kälte, werden die in der Luft schwebenden Wassertheilchen wieder von derselben geschieden, zusammengezogen und dem Auge sichtbar. Die feuchten Dünste z. B., die in einem Zimmer sich befinden, werden sichtbar an den Fensterscheiben, wenn es draußen kalt ist; man sagt: die Fenster schwitzen. Auf solche Weise entsteht auch der Nebel, der am häufigsten Abends und Morgens, und zwar im Frühlinge und Herbst öfters, als in den übrigen Jahreszeiten, sichtbar ist. Die graue, in einiger Entfernung undurchsichtige Masse ist Nichts, als wässerige Dünste, die sich nicht mit der Luft vermischt haben, sondern als kleine Wasserbläschen, den Seifenblasen ähnlich, wie man durch Vergrößerungsgläser erkennt, sichtbar in ihr umherschweben. Der Nebel senkt sich entweder zur Erde und löst sich in Wasser auf, oder er steigt in die Höhe, und dann bildet er die Wolken, welche aber häufig auch erst oben in der Luft entstehen, indem sich dort erst die Dünste verdichten. Diese segeln eine Zeit lang in der luftigen Höhe umher, bald langsam und bedächtig einherziehend, bald in stürmischer Eile dahinfliegend, je nachdem der Wind, dem sie gehorchen müssen, sie regiert. Sie überziehen mitunter wie eine graue Decke den ganzen Himmel, daß kein freundlicher Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag; ein andermal erscheinen sie in den verschiedensten Gestalten, bald drohend, wie schwarze aufeinander gethürmte Berge, bald wie riesige Thiergestalten, die schnell ihre Formen ändern, bald sanft und lieblich, wie silberweiße Schäflein, die auf der großen Au des Himmels weiden. Auch ihre Farbe ist sehr mannigfach, und nicht selten bieten sie uns, von der Sonne beleuchtet, die schönsten Schauspiele dar. Denkt nur an die schwarzen Wolken, die ihr oft werdet gesehen haben, wenn die Sonne sie mit silbernem

Rande säumt, oder an die Gold- und Purpurfarben des Morgen- und Abendrothes.

Endlich aber müssen sie ihr fröhliches Spiel am Himmel beschließen und wieder zur Erde hernieder, von der sie aufgestiegen sind. Kälte und andere Ursachen nämlich verdichten die feuchten Dünste, aus welchen die Wolken bestehen, zu Tropfen, und diese zieht ihre Schwere zur Erde hernieder, — es regnet. Der Regen äußert sich aus mancherlei Ursachen auf verschiedene Weise; entweder fällt er in dichten, ganz feinen Tropfen, die man kaum als solche erkennt, hernieder, und dann nennt man ihn Staubregen; oder er strömt in großen Tropfen zur Erde, und man heißt ihn Platzregen. Am häufigsten ist der Regen, dessen Tropfen weder so fein, wie beim Staubregen, noch so dick, wie beim Platzregen sind. Bisweilen, jedoch selten, ereignet es sich auch wol, daß der Regen in ungeheuren Güssen, bei welchen gar nicht mehr von Tropfen die Rede sein kann, herunterstürzt, und das ist dann ein Wolkenbruch. Fällt Regen, wenn der ganze Himmel mit dicken grauen Wolken bedeckt ist, so pflegt er sich über eine sehr große Strecke zu verbreiten, Landregen; regnet es aber nur aus einer Wolke, so erstreckt er sich nicht weit, Strichregen. Scheint die Sonne einer regnenden Wolke gegenüber, so brechen sich ihre Strahlen — wie man das nennt — in den herunterfallenden Regentropfen, und es entsteht der schöne bunte Regenbogen. — Der Regen hört wieder auf, wenn entweder der größte Theil der Wolken sich in Wasser aufgelöst hat, oder wenn der Wind sie anderswohin treibt.

Um den Nutzen dieser Naturerscheinung zu begreifen, braucht ihr euch nur an einen Gewitterregen nach langer Dürre zu erinnern. Traurig ließen die mit Staub bedeckten Pflanzen auf den trocknen Feldern die Blätter hängen und waren dem Verwelken nahe; das Gras auf den Angern war gelb, und selbst die Blätter der Bäume hatten ihr frisches Grün verloren. Die Luft war heiß und ermattend; das Vieh schlich lechzend auf den trocknen Weiden umher; die Vögel verbargen sich still unter dem Laube, und auch der Mensch fühlte sich erschlafft und nicht aufgelegt zu rüstiger Arbeit. Da stiegen Wolken herauf, immer schwärzer färbten sie sich, immer höher thürmten sie sich aufeinander, und nicht lange, so war der ganze Himmel von ihnen überzogen. Helle zackige Blitze zertheilten die finstere Decke, krachende Donner folgten schnell, und der Regen strömte hernieder. Nach einigen Stunden klärte es sich wieder auf, in den fliehenden Wolken malte sich der Regenbogen,

und bald bedeckte die reinste Bläue den ganzen Himmel. Wie war jetzt die Natur verändert! Erquickend wehten die Lüftchen; erfrischt hoben die Gewächse die rein gewaschenen Blätter empor, an denen Millionen von Tropfen hingen, die im Strahle der Sonne wie Diamanten erglänzten; die Lerche erhob sich jubend wieder in die blaue Höhe, und tausend Vögel zwitscherten und sangen im frischen Laub der Bäume und Sträucher; überall war Munterkeit und Freude.

So erquickt also der Regen die Pflanzenwelt, die ohne ihn gar nicht gedeihen könnte. — In unserer Gegend und überhaupt in den gemäßigten Zonen regnet es zu unbestimmten Zeiten; in der heißen Zone aber fällt der Regen nur in der eigentlichen Regenzeit, die mehrere Monate dauert, und dann in ungeheurer Menge. In den kalten Zonen und auf hohen Bergen, wo es immer kalt ist, und bei uns im Winter vertritt eine andere Naturerscheinung die Stelle des Regens, — der Schnee.

Ist es oben in der Luft, indem die wässerigen Dünste der Wolke sich verdichten, kalt, so bilden sich jene nicht zu Tropfen, sondern gefrieren sogleich, indem sie sich zusammenziehen, und fallen als Schnee herunter. Die Schneeflocken sind also wässerige Dünste, die von der Kälte erstarrten und zu Eis wurden, ehe sie sich in eigentliches Wasser auflösen konnten. Sie bilden, wie man am besten durch ein Vergrößerungsglas erkennt, mannigfaltige, sehr niedliche, regelmäßige Figuren, die alle aus Sechsecken zusammengesetzt sind. Ist es recht kalt, so erscheint der Schnee in ganz kleinen Flocken; ist die Luft milder, so sind sie größer, weil dann mehrere Flocken sich aneinander setzen.

Auch der Schnee hat großen Nutzen, denn einmal befeuchtet er eben so gut als der Regen die Erde, da er ja bei eintretender Wärme sich in Wasser auflöset, und macht sie für den künftigen Frühling fruchtbar; und sodann schützt er die junge Saat, die schon im Herbste zu keimen anfing, vor dem Froste. Aber auch schön macht er die Natur im Winter. Möget ihr gleich grüne Wälder und blumige Gefilde lieber sehen, so freut ihr euch doch gewiß auch, wenn Berg und Thal, Feld und Wald mit dem reinen weißen Kleide angethan sind, und Alles im Sonnenstrahl wie Silber und Edelgestein flimmert und blitzt! Und kann man nicht auch, wenn Schnee liegt, im Schlitten fahren, oder Schneemänner machen, die gar possierlich anzusehen sind? Und das ist doch auch ein Vergnügen!

Haben die wässerigen Dünste in der obern Luft sich zusammengezo-

gen und zu Tropfen gebildet und gefrieren dann, so fallen sie als Eiskörner herunter, die man Hagel nennt. In den kälteren Jahreszeiten sind diese nur klein, im Sommer aber oft sehr groß; man hat Beispiele, daß Hagelkörner gefallen sind, wie Taubeneier, ja wie Hühnereier groß, und hin und wieder sind Eisstücke, die einige Pfund schwer waren, aus der Luft herunter gefallen. Je höher die Wolke steht, aus der es hagelt, — denn das ist sehr ungleich, — desto größer werden die Körner, indem sich beim Herunterfallen, in der unteren Atmosphäre, wo es wärmer ist, immer mehr Dunsttheilchen ansetzen, auch wol mehrere Eisstücke aneinander frieren. — Ein solcher Hagelschlag richtet, wie ihr leicht denken könnt, große Verwüstungen an, indem die Feldfrüchte dadurch vernichtet, ja wol gar hin und wieder Thiere getödtet werden. Glücklicherweise aber erstreckt sich ein Hagelschauer nicht weit.

Mit den eben erläuterten Naturerscheinungen hängt auch noch die Entstehung der Quellen zusammen. Der Erdboden nämlich saugt eine große Menge Wasser ein, welches aus den von der Luft sich wieder ausscheidenden Dünsten, die als Nebel niedersinken, aus dem Regen und dem schmelzenden Schnee entsteht. Vorzüglich aber ist dies auf hohen Gebirgen der Fall, wo der ewige Schnee, der sie bedeckt, und von dem immer ein Theil schmilzt, eine bedeutende Wassermasse erzeugt. Freilich gefriert Vieles hiervon wieder, ehe es in den Erdboden eindringen kann, und bildet nach und nach ganze Berge von Eis, die man Gletscher nennt; allein auch in diesen Eisbergen wird beständig wieder durch die Wärme viel Eis in Wasser aufgelöst, was entweder schon hier Quellen bildet, oder von der Erde eingesogen wird und unterirdische Wasserbehälter und Wasserkanäle entstehen läßt, die in den Quellen auf der Oberfläche der Erde einen Ausgang finden. — Die Quellen bilden Bäche, aus den Bächen werden Flüsse und aus diesen Ströme. Wie unentbehrlich sind diese Gewässer den Menschen! Aus ihnen schöpfen wir Wasser, das uns zu so manchen Bedürfnissen nothwendig ist, sie machen die Erde fruchtbar, durch sie wird die Verbindung der Länder und daher Verkehr und Handel der Menschen befördert.

Alle Ströme senden ihr Wasser ins Meer, und es gibt ihrer viele Tausende, von denen manche an ihrer Mündung meilenbreit sind. Und dennoch wird das Meer nicht voller, — es würde ja sonst alle Länder überschwemmen. Das kommt daher, daß, so viel Zufluß an Wasser der Ocean erhält, so viel er auch wieder als Dünste in die Luft

steigen läßt, und ist also eine ewiger Kreislauf des Wassers auf der Erde, in welchem auch kein Tropfen verloren gehen kann.

## 97.

## Gewitter in Brasilien.

Die Gegend hier mitten im Walde hatte schlechterdings nichts Einladendes. Ein wüster Waldstrom rauschte im tiefen Grunde, während bärtige Affen bei anbrechender Nacht in weiter Ferne murmelten. Im Rancho*) herrschte die geschäftigste Thätigkeit. Die Neger schleppten Holz herbei, die Kochöfen sprudelten, und indem der Geruch derselben uns den willkommenen Genuß vorspiegelte, kamen auch die Thiere herbei, gleiche Labung erheischend und sich darauf freuend. Man beschlug in der Eile noch, wo es fehlte, und heilte die durch den Druck der Sättel entstandenen Wunden. In dieser regsamen Thätigkeit verblieb die Gesellschaft, bis endlich die Thiere auf die Weide getrieben, und die Abendmahlzeit genossen war. Eine Wachskerze leuchtete uns noch zu irgend einer den Schlaf herbeiführenden Lektüre, der dann auch nach einer ruhelos hingebrachten Nacht sich wie ein lieber Gast nicht lange bitten ließ. Zwar leuchteten Blitze aus der Ferne durch das Dunkel der Bäume, und das ferne Rollen des Donners verkündete die Ankunft eines Gewitters; aber der Schlaf war mächtiger, als alle Drohungen des Himmels. Wir genossen wol eine Stunde lang der Ruhe, als das Unwetter mit aller Macht einbrach und uns erweckte. Ein Orkan, der mit furchtbarer Gewalt die Urbäume schüttelte und bis zu den Wurzeln bewegte, raste voran und riß in wirbelnden Bewegungen meine Bettdecke fort, indeß er zugleich die Ziegel des Daches neben unserm Lager niederwarf. Zusammengekauert unter Ochsenhäuten saßen die Neger am erlöschenden Feuer und kreuzten sich bei jedem Blitze. Auch wir rückten der stehenden Wand der Venda näher, Schutz gegen die herabfallenden Ziegel und den nun in Strömen niederstürzenden, vom Winde auf uns getriebenen Regen zu suchen. Selbst unsere Maulthiere und Pferde, geschreckt vom wilden Getöse und dem Niederstürzen der Bäume, flohen aus dem Walde unter unser unsicheres Dach. Es ist schwer, sich eine deutliche Idee von dem schauerlich Großen eines nächtlichen, mit Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde Brasiliens zu machen,

*) Offenes Gebäude, mit Ziegeln oder Schilf gedeckt, zum Unterkommen für die Reisenden.

und Schauer erregend, ihm ohne Obdach ausgesetzt zu sein. Noch schwerer bleibt die Beschreibung eines solchen Gegenstandes, der Alles in seiner Furchtbarkeit überbietet. Ein Sturm zur See, wenn Segel reißen und Masten brechen, ist wol wegen des schwankenden Elements gefahrvoller, doch grausender dieses. Bei jenem sind die Momente die schrecklichsten, wo der Schiffer die dem Sturm sich entgegenstemmenden Gegenstände, Masten und Segel, noch nicht eingezogen und verkleinert und der einwirkenden Gewalt angepaßt hat. Ist dieses Geschäft aber vorüber und glücklich überstanden, so kann man sich auf offener See und in wasserdichtem Fahrzeuge sorglos schaukeln lassen; das Heulen des Windes in den Tauen, das Rasseln und Knarren der Masten und Segelstangen, das Dehnen, Renken, Winden und Knistern des Schiffsbauchs, die an- und überschlagenden Wellen hört man nach einigen Stunden ohne Angst; der Eindruck wird schwächer und schwächer, und selbst der Donner verliert von seiner Furchtbarkeit; er eilt schnell vorüber, und man liegt ruhig in der Kajüte. Nicht so Stürme und Gewitter, wie ich sie in den brasilischen Wäldern oft erlebte. Immer waren sie mir furchtbar, und selbst den Thieren schien es unheimlich zu Muthe zu sein, denn auch die kleinsten werden unruhig, besonders die Frösche. Das Toben des Windes in den Riesenbäumen Brasiliens, das Getöse und Gekrache der umstürzenden, nahe und fern das Abfallen dürrer Aeste, der Strom sich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere, besonders der Affen, die vielleicht durch einen niederstürzenden Baum aus ihrer Schlafstelle geschleudert, vielleicht auch beschädigt wurden, das unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners mit seinen unendlichen Echos, das wunderliche Licht, welches die hellen Blitze unter dem Dunkel des Waldes verbreiten, dabei die beständige Gefahr, von den dürren Aesten oder niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden, alles dieses versetzte mich immer in den unbehaglichsten, nervösesten Zustand.

Noch auf meiner letzten Reise von Villa Rica nach Rio de Janeiro bestanden wir eine eben so unangenehme Nacht. In einem tiefen, an und für sich schon Grausen erregenden Thale, zwischen hohen und felsigen Bergen eingeschlossen, fließt der Rio das Petras, sehr unbedeutend, aber bald mächtig werdend durch starke Regengüsse. Eine kleine Brücke führt nicht fern von der Mündung eines andern kleinen Waldbachs über denselben. Der Tag war so heiß gewesen, die Thiere waren so ermüdet, die reinen, mit Gras bewachsenen Ufer und der grüne Abhang des

untern Theils des Berges, beschattet von majestätischen, hohen, dickbelaubten wilden Feigenbäumen, so einladend, daß wir uns entschlossen, auf diesem Platze unser Nachtlager aufzuschlagen. Hoch oben am Berge war die Wohnung eines Pflanzers. Es war noch früh am Tage, und wir hatten Zeit, unsere häuslichen Einrichtungen zu treffen. Der Boden war allenthalben rein, das Gras kurz, so daß von Schlangen nichts zu befürchten war. Vertrauend auf den schönen Abend, der uns eine herrliche Nacht verkündete, gaben wir uns keine Mühe, uns gegen Regen zu sichern. Einige lagerten hier, die Andern dort. Ich wählte meinen Platz unter einem großen, etwas erhaben stehenden Feigenbaum, breitete meine Ochsenhaut auf die Erde und ließ mein Bett darauf legen. Hochflammende Feuer verbreiteten einen wunderlichen Schein über die schlafenden Gruppen, das aufgethürmte Gepäck und das an den Bäumen herumhängende Sattelzeug. Mein kleiner Pflegesohn war mein Schlafkamerad. Lange dauerte es, ehe ich einschlafen konnte. Kein Lüftchen rührte sich, und nur das Rauschen des in der Ferne sich durch Felsen zwängenden Flusses unterbrach die Stille der Nacht. Die ganze Natur schien zu schlafen, und die Feuer verglimmten in sich, als ferner Donner und helle Blitze uns weckten. Schnell rückte das Gewitter näher heran, und die schleunigsten Maßregeln mußten getroffen werden, uns gegen den Regen zu schützen. Die Feuer wurden vergrößert, das Gepäck und unser Lager mit Ochsenhäuten zugedeckt. Bald wütheten Sturm, Regen, Blitz und Donner; Jeder kroch unter seine Ochsenhülle und zog sich zusammen, da wo die Hülle nicht zureichte. Die dickbelaubten Bäume schützten anfänglich; später aber entledigten sie sich des Wassers in verdoppelten Güssen. Die Feuer verloschen vom unaufhörlichen Regen; die nahen Waldströme ertönten mit brüllendem Geräusche. Rabenschwarze Nacht umgab uns. Mein kleiner Schlafkamerad drückte sich fest an mich; Alle, die Einen in Betrachtung dieser unangenehmen Lage verloren, die Andern, besonders die Neger, sich vor Gottes Zorn fürchtend, verhielten sich ganz ruhig. Keiner sprach ein Wort, bis endlich ein ertosendes, krachendes Geräusch uns mit einem Schrei des Entsetzens aufriß. Tausend Vermuthungen, Angst, Zweifel, Furcht und Erwartung wechselten mit einem Male ab. Waren wir hier sicher, oder der Gefahr ausgesetzt? Dies Alles verbarg uns die dunkle Nacht. In diesem qualvollen Zustande der Angst, der Furcht und des Schreckens, die Neger immer "misericordia, meo deos!" ächzend, verblieben wir bis zum Anbruche des Tages; da er-

leuchtete die Sonne die Ursache jener Getöse — es war ein während des Gewitters unfern von uns herabgegangener Bergsturz.

**Aufgabe:** Gieb die Wurzeln der mit der Vorsilbe „Ge" gebildeten Wörter an.

## 98.

## Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang;
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Göttlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen, zu preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerstoben und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort,
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn! nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach,

„Halloh! halloh! frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Um Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
Doch, that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her! nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' ein'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

## 99.

## Nebel, Wolken, Regen und Schnee.

Die Luft, die Wassertheilchen aufsaugt an allen Theilen der Erde, macht es mit diesem Wasser ebenso, wie der Hauch unseres Athems, der Wassertheile in sich hat.

Sowie eine Luftschicht, die Wassertheilchen in sich hat, mit einer kälteren Luftschicht zusammentrifft, so fließen die luftförmigen Wassertheilchen sofort zu einem Nebel zusammen. Aber Nebel ist, wie gesagt, nichts Anderes als Wolke. Wer in Gebirgsgegenden gereist ist, wird dies oft genug beobachtet haben. Von unten sieht man oft, daß die Spitze eines hohen Berges in Wolken gehüllt ist und man glaubt Wunder, was für Neues sehen zu können, wenn man hinaufgeht, um sich die Wolke in der Nähe zu beschauen. Kommt man aber hinauf, so sieht man eben nichts vor sich und um sich als Nebel, den man schon so oft gesehen hat, ohne auf Berge zu steigen. Der Unwissende, der nun glaubt, daß die Wolke etwas Anderes als Nebel, und im Wahn ist, daß die Wolke, die er von unten gesehen, während des Besteigens des Berges wol verschwunden sei, und nur einen Nebel zurückgelassen habe, der wird nicht wenig erstaunen, wenn er wieder am Fuß des Berges ist, die Wolke wieder oben zu sehen und wahrzunehmen, daß er wirklich da oben in den Wolken umhergewandelt ist.

Die Wassertheilchen der Luft bilden also Nebel, oder, was dasselbe ist, sie bilden Wolken, sobald sie in eine kältere Luftschicht gerathen. Aber die Wolke ist noch immer kein Regen, sondern es hängt von Umständen ab, ob sich nun auch Regen bildet oder nicht. Es läßt sich leicht übersehen, wie diese Umstände sind. Zieht über die Luftschicht, in der sich Wolken gebildet haben, wieder eine wärmere und trockene Luftschicht, so saugt die neue Luftschicht wieder die Wassertheilchen auf. Es geht der feuchten Luft ganz so, wie es der nassen Wäsche geht: die trockene Luft nimmt ihr die Wassertheilchen fort. Die Wolken lösen sich auf, der Himmel wird heiter und es regnet nicht. Strömt aber zu der wol-

kigen Luft noch kältere Luft heran, dann verdichten sich die Wassertheilchen noch mehr, aus der Wolke werden lauter kleine Wassertropfen; diese Wassertropfen sind zu schwer, um sich in der Luft schwebend zu erhalten und fallen dann herunter als Regen.

Während des Fallens vergrößert sich der Tropfen immer mehr durch die Wassertheilchen der Luft, durch die er fällt, und so kommt es, daß der Regen oft die Erde erreicht in Form von großen Wassertropfen, während er, als er wirklich zu fallen anfing, nur kleine Tropfen bildete. In der That sind auf den Dächern die Regentropfen kleiner, als die, welche auf die Straße fallen, und der Unterschied ist so groß, daß auf das Dach des Königl. Schlosses in Berlin durch das Jahr $4\frac{1}{2}$ Zoll weniger Regen fällt, als auf dem Schloßplatze.

Es wird sich nun Jeder leicht vorstellen können, wie in ähnlicher Weise der Schnee entsteht. Wenn nämlich eine feuchte Luftschicht einer sehr kalten begegnet, so fängt der Nebel an zu frieren und wird zu ganz feinen Schneeflöckchen. Auch diese vergrößern sich beim Fallen und kommen dann in großen Schneeflocken herab.

Bei Gelegenheit einer Schilderung, über die Bildung des Schnees in der Luft, erzählt Professor Dove in Berlin eine Anekdote, die ebenso interessant wie lehrreich ist. In Petersburg nämlich gab ein Musiker ein Concert in einem großen Saal, wo die vornehme Welt sich sehr zahlreich einfand. Draußen war eine eisige Winternacht, wie man sie in unsern Gegenden gar nicht kennt; in dem überfüllten Saal aber herrschte eine Hitze, wie sie nur Russen vertragen können. Aber die Hitze wurde bald auch den Russen zuviel. Es war eine zu große Menschenmasse beisammen, das Gedränge war gefährlich, mehrere Damen wurden ohnmächtig. Man wollte ein Fenster öffnen; aber es ging nicht, es war fest eingefroren, da wußte ein tapferer Offizier schnell Rath: er schlug das Fenster ein. — Und was geschah? — es schneite im Concertsaal. Wie ging dies zu? — Der Wasserdunst, den die große Menge Menschen im Saale einathmete, schwebte in der Höhe des Saales, wo es am heißesten war, in der Luft, der plötzliche Eintritt der eisigen Luft durch das zerbrochene Fenster verwandelte die Wassertheilchen in Schnee und so sendete hier nicht der Himmel, sondern der mit Wasserdunst gefüllte Raum eines Concertsaales Schneeflocken hernieder.

## 100.

## Der Gemsenjäger.

Der Gemsenjäger verläßt früh, lange vor Anbruch des Tages seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpenweiden gelangen könne, wo mit den ersten Strahlen der Sonne die Heerde von Gemsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von fern die Stelle entdeckt, wo die Gemsen gemeiniglich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche und erforscht genau die ganze Gegend. Erblickt er keine Gemse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber eine oder mehrere, so bemüht er sich, durch Umwege höher hinanzuklimmen und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dies, so kriecht er leise neben den schrecklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen und von dem Nebel und Thau naß und schlüpfrig gemachten Rasen, hinter den Felsen herum, bis er den Gemsen so nahe kommt, daß er deutlich ihre Hörner sieht.

Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, daß er die Hörner der Gemse deutlich entdeckt, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt und schießt. Fällt die Gemse, so läuft er hinzu und schneidet derselben sogleich die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich und sieht sich um, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gemse auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen, selten ohne Lebensgefahr, nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt und das Fell verkauft.

Weit öfter geschieht es aber, daß der Jäger von den Gemsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese Thiere im Grase weiden, hält immer eins von ihnen auf einer benachbarten Anhöhe Wache und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schildwache irgend Etwas, das ihr bedenklich scheint, so gibt sie den übrigen durch starkes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich laufen die übrigen alle herbei und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein reißendes Thier oder ein Jäger, was der Schildwache in die Augen fiel, so setzt sich die erfahrenste Gemse als Anführerin an die Spitze des Haufens, und dann eilen sie mit unglaublich großer Schnelligkeit über Felsen und

Abgründe und Gletscher und Schneegebirge unzugänglichen Wildnissen zu.

Nun erst wird die Jagd beschwerlich und mit Gefahren verknüpft; denn nun erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig und ohne Rücksicht auf die schrecklichen Gefahren, denen er sich aussetzt, verfolgt er die Thiere, klettert ihnen nach, die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach über unergründliche Abgründe, wo jeder Fehltritt der schrecklichste Tod ist, verfolgt sie über die gräßlichsten Spalten der Gletscher, vergißt Hunger, Durst, Ermattung, Weib und Kinder und behält nur immer unverrückt das vor ihm her entweichende Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an; nun erst hält er still und überlegt, wo er die Nacht zubringen will; denn er hat sich soweit verstiegen, daß jede Rückkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird ihm schwer, ein Nachtlager zu finden; denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kahle, nackte Felsen. Auf einem derselben, den er sich ausgesucht hat, legt er sich nieder, allein oder in Gesellschaft seiner Mitjäger. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finstern, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brod und Käse, gewährt ihm seine Jägertasche; das Getränk dazu der Gletscher. Das Brod, welches er mit sich führt, ist aus Hafermehl und so hart, daß er dasselbe entweder mit seiner Axt entzweihacken oder zwischen zwei Steinen zerschlagen muß. Ohne Axt geht er niemals aus, denn diese dient ihm, Tritte in das Eis einzuhauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgendämmerung steht er auf, setzt seine Muskeln in Bewegung; um sich der Kälte zu erwehren, nimmt er einen Schluck Branntwein, wirft die Jagdtasche über die Schulter, ergreift die Büchse und geht auf neue Abenteuer aus. Eher geht er nicht nach Hause, bevor er nicht Etwas geschossen hat.

Indessen sind sein Weib und seine Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schreckliche Möglichkeit, daß der Mann, der Vater verunglückt sei, daß er endlich das Ziel erreicht habe, dem selten ein Gemsenjäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Zurückkunft. Der Aberglaube vermehrt noch diese Qualen; denn es ist unter den Alpen bewohnern eine allgemein angenommene Meinung, daß Derjenige, der in den Alpen auf irgend eine Weise einsam umkommt, seinem nächsten Verwandten im Schlafe erscheint, ihm die Stelle anzeigt, wo der Leich-

nam zu finden ist, und ihm den Auftrag gibt, für die Beerdigung zu sorgen.

Und wenn denn nun der Jäger nach langer vergeblicher Mühe endlich seinen Zweck erreicht und eine geschossene Gemse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, aufs höchste gerechnet, ungefähr 4—5 Thaler werth, denn soviel gilt ungefähr das Fell mit dem Fleische. Welch eine klägliche Belohnung für so viele Gefahren!

Der Gemsenjäger muß ein außerordentlich guter Schütze sein; denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß sein Kopf sein; denn überfällt ihn am steilen Abgrunde, oder an der Gletscherspalte auch nur ein augenblickliches Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, so glitscht er aus und ist verloren. Oefters, wenn er an dem steilsten Abgrunde über einer Tiefe schwebt, die sein Auge kaum ergründet, und wo er nur langsam mit Hülfe seiner Fußeisen weiter fortkriecht, sieht er sich, was in den Alpen sehr gewöhnlich ist, plötzlich mit einem dicken Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts noch rückwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seinen Fuß kaum halb festsetzen kann. In dieser gefährlichen Lage muß er unbeweglich so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft Stunden lang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gemsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur einen Eingang durch eine schreckliche Kluft hat (dergleichen Thäler es in den Alpen sehr viele gibt), so ist seine Gefahr groß. Sobald die Gemsen ihn am Eingang gewahr werden, stürzt die ganze Heerde mächtig auf ihn zu und wirft ihn durch einen mächtigen Stoß in den unergründlichen Abgrund.

Viele Menschen verlieren jährlich ihr Leben oder werden zu Krüppeln auf dieser schrecklichen Jagd. Ein Naturforscher reiste auf den Walliser Gebirgen und hatte einen Gemsenjäger zum Führer. An einer hohen Gletscherwand sagte dieser: „Hier sehen Sie die Stelle, wo ich voriges Jahr mit zerbrochenem Beine 6 Stunden lang gelegen habe. Ich war ganz allein, Niemand war in der Nähe, und alle Hoffnung, daß Jemand mir helfen oder mich retten würde, hatte ich längst aufgegeben. Rufen um Hilfe hatte ich lange vergeblich versucht; kein anderes Mittel blieb mir übrig, als meine Büchse einmal ums andere zu laden und Nothschüsse zu thun. Durch einen sonderbaren Zufall, oder vielmehr durch eine bewunderungswürdige Leitung der Vorsehung geschah

es, daß ein Hirtenjunge diese Schüsse hörte, welcher Hülfe herbeirief und mich rettete."

Bald führt ein undurchdringlicher dicker Alpennebel, welcher rund umher Berge, Felsen und Gletscher bedeckt, den Jäger irre und führt ihn weit von seiner Heimath in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald führt ein plötzlicher Sturm Schneegestöber um ihn hin, so daß er den Pfad verliert und in dem heulenden Schneesturme elendiglich umkommt; bald nähert sich in schwarzen Wolken ein Gewitter, welches mit Regengüssen herabfällt und die Felsen schlüpfrig macht; bald trocknet eine brennende Hitze die Felsen so sehr aus, daß auf den glatten Steinen der Fuß keinen sichern Halt findet, und der tief herabgähnende Abgrund alle Augenblicke den herabstürzenden Jäger als eine Beute zu verschlingen droht.

Ebenso merkwürdig als schauderhaft ist es, einem bernischen Gemsenjäger zuzusehen, wenn er in den rauhesten Gegenden seiner vaterländischen Alpen wandert. Nichts vermag ihn aufzuhalten. Dem Fußsteig zu folgen, verschmäht er. Ueberall, wo nur der Fels die kleinste Unebenheit hat, findet er Raum genug, seinen Fuß hinzusetzen. Allein am merkwürdigsten ist sein Abwärtssteigen. Hinter sich hält er seinen Stock, auf den er sich stützt, und so glitscht er an der steilen Felswand schnell herunter, gleich als stürzte er sich herab. Mit Schrecken sehen die Walliser zu, wenn die Berner auf diese Weise die senkrechte Wand der Gemmi herunterfahren. Innerhalb zehn Minuten kommen sie so weit, als man auf dem geradesten Fußsteige kaum in einer Stunde kommen kann.

Aufgabe: Finde Prädikate zu „Gemse, Gemsenjäger, Felsen, Gletscher"

## 101.

## Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Roß feldein;

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

So fliegt er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.""

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„„Herr Gott! so ritteſt du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?""

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot, und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab;
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

## 102.

# Die Schneefelder der Polargegend.

Der Norden von Amerika, Asien und Europa ist im Winter mit so ungeheuren Schneeflächen bedeckt, dass diese Schneewüsten mit den heissen Sandwüsten Asiens und Afrika's in der tropischen Zone wetteifern können. Es ist schwer zu entscheiden, welche von den beiden Wüsten grossartiger ist in ihrer Einförmigkeit und furchtbarer in den Gefahren, welche sie den Reisenden bereitet. Wie dort im Süden der Kaufmann auf dem Schiffe der Wüste, dem Kamele, Afrika's und Arabiens heissen Sandocean durchzieht, in steter Gefahr, von den glühenden Wogen verschlungen zu werden, oder, bedroht von Räubern, in die Sklaverei zu gerathen; wie dort der Mangel an Wasser das Leben gefährdet, und heisse Winde in fürchterlicher Wuth sich dem Wanderer entgegenwälzen: so hat der Russe, welcher jährlich zweimal eine Schneewüste von 3000 Werst (7=5 engl.. Meilen) von Jakutsk bis Kolyma durchzieht, mit nicht geringeren Naturmächten zu kämpfen. Bei einer Kälte von 35 Grad zieht er über unermessliche, gefrorene Sümpfe, durch dichte Wälder und pflanzenlose Steppen, Monate lang ohne einen Menschen, oder eine menschliche Wohnung zu erblicken, in steter Gefahr, vom Schneegestöber verschüttet, oder eine Beute der wilden Thiere zu werden, oder endlich, was noch schlimmer ist, nach dem Verlust seiner Pferde, die aus Mangel an Futter verhungern mussten, sich lebendig in der Wüste

begraben zu müssen. Wie die Karavanen in langer Reihe, ein Kamel hinter dem andern, und ohne dass der Reiter mit seinem Nachbar Zwiegespräch hält, die Wüste des Sandbodens durchziehen, so schleppen sich langsam, eines hinter dem andern, die Pferde der russischen Kaufleute fort unter der Last von zwei Zentnern und darüber. Schwer schreiten sie durch die Schneehaufen, auf denen man zuweilen bloss die Fusstapfen wilder Thiere, oder die Schichtenstreifen des gestrigen Schnees erblickt. Die Reisenden, tief in Pelzwerk eingemummt, dessen Haar nach Aussen gekehrt ist, mit ungeheuren Pelzmützen und Stiefeln aus Rennthierhaut, die fast bis an den Gürtel gehen, sitzen gleich verhüllten Todten auf ihren hohen jakutischen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft hängt voller Schnee und ist schwer und düster. Endlich durchbricht das Licht des Tages den dichten Nebel; am Rande des Horizonts erglüht der blutrothe Streif des ersten Morgenstrahls; die dichten Dünste beginnen ihre Hüllen zu heben; aber noch lagern sie wogend über dem Haupte des Reisenden. Die Sonne geht auf; wie eine Feuerkugel erscheint sie, die auf der Erdfläche daherrollen will, und nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee und den von Eis starrenden Sumpfgräsern und Zwergbäumen. Strahlen schiessen auf und wogen gleich Saatfeldern auf dem Boden; die durch den Nebel vergrösserten und zurückgeworfenen Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in mannigfachen phantastischen Gebilden als Thürme, Säulen, Schlösser — eine prachtvolle Erscheinung, die aber nach einigen Augenblicken wieder verschwunden ist. So wird von den Nebeln des Brockens zuweilen des Menschen eigenes Bild wie von einem Hohlspiegel in vergrösserter Gestalt zurückgeworfen, und die Phantasie wird in Spannung und Thätigkeit versetzt, wo die Wirklichkeit öde und traurig ist.

Die Sonne, als wäre sie kraftlos, sich zu erheben und in weitem Bogen zu kreisen, sinkt bald wieder nieder, und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber. Aufs Neue dehnt sich die Schneefläche in unabsehbarer Ferne aus, aufs Neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif und Schnee belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste; man ist im Reiche des Todes. Endlich zeigen sich die Kennzeichen des nahen Lagerplatzes. Die Treiber ermuntern ihre matten Pferde und spornen ihre letzte Kraft an; man ist an Ort und Stelle. Schwarzgebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee ihrer Feuerstätte. Die Reiter steigen ab; die Jakuten entlassen ihre Pferde und suchen Weideplätze, wo ihre Thiere das dürftige Moos aus dem Sumpfe mit dem Fuss hervorscharren müssen. Andere schleppen Reiser herbei, und allmälig flammt knisternd ein

kleines Feuer auf, um das sich die Kaufleute lagern, um ihre kalte Küche mit dem warmen Thee geniessbar zu machen. Die Haare, die Kleider — Alles ist von Froststaub weiss; die Larven sind mit Eis überzogen; man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen freier, aber ihr Athmen fliegt zischend als Reif; sie sprechen, und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange, bis man den Schnee geschmolzen, das gefrorene Brod aufgethaut und das Essen gekocht hat, das man geniessen muss, ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen und ohne die Fausthandschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, muss man sich bis aufs Hemd entkleiden und in andere trockene Pelze hüllen, damit die von den Ausdünstungen befeuchteten Kleider wieder trocknen können. Man kann sich vorstellen, wie angenehm ein solcher Kleiderwechsel und ein solches Nachtlager bei Wind und Kälte ist. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind und überdeckt Reisende und Pferde mit Schneehaufen; dann geschieht es zuweilen, dass man in dieser Lage zwei Tage bleiben muss, um den Pferden die nöthige Erholung zu gönnen.

## 103.

## Eine Lappenhütte.

Ein Regen, der immer stärker wurde, trieb uns nach der Hütte, wo die Führer bereits unsere Mäntel und Röcke untergebracht hatten. Verkrüppelte Birkenstämme waren im Kreise, deren Halbmesser kaum acht Fuß betragen mag, in den Boden verrammt und kugelförmig oben zusammengebunden. Dies das ganze Gestell der Hütte. Unten hatte man einigen Rasen darum gelegt, dann Birkenzweige mit vertrocknetem Laub und darüber Lumpen von abgetragenem braunem Zeug. Ganz oben aber mußte die Oeffnung für den Rauch bleiben. In dieser kläglichen Baracke hausen die dürftigen Bewohner Sommer und Winter. Sie meinten, wenn wir sie recht verstanden, auch in der letzteren Jahreszeit verdichteten sie nicht um ein Bedeutendes ihre Hütten. Der Schnee, der sich herumthürmt, mag es dann wol am besten thun; aber in der naßkalten Jahreszeit, bis dieser so hoch gefallen, um eine Schutzwand zu werden, muß der Zustand fürchterlich für Jeden sein, der nicht, wie diese Leute, im Morast geboren und auferzogen ist. Auf dem Boden lag Nichts, als ein wenig trockenes Laub, ein einziges Rennthierfell im Winkel. Des Nachts, wenn das Feuer ausgebrannt und auch wol oben die Oeffnung zugedeckt ist, streckt sich Alt

und Jung zusammen und die Hunde oben darauf, und dies bewirkt denn wol einige animalische Wärme gegen den Nachtfrost.

Kaum glaubten wir Fünf uns hineinschichten zu können, und doch wollten auch unsere Führer, und als das Melkgeschäft vorüber war, auch unsere lappländischen Wirthe Schutz darin gegen den Regen suchen. Das Unmögliche ward möglich. Einer rückte näher an den Andern, und wer nur nicht zu große Forderungen auf Bequemlichkeit machte, konnte schon zufrieden sein, wie z. B. ich. Wenn ich den Kopf auf den Ellenbogen des rechten Arms stützte, so konnte ich allenfalls aufrecht sitzen, ohne in Gefahr zu gerathen, vornüber ins Feuer zu fallen. Auf meinem linken Bein huckte die Lappenmutter mit einem ihrer Enkel, und auf meine Hüfte lagerte sich gesellig der gelbe Spitz. Nicht bequemer waren die Andern ringsum an den spitzwinkelig aufschießenden Wänden eingeschichtet. Die größte Qual bereitete aber und beleuchtete das Feuer. Bei unserm Eintreten oder vielmehr Einkriechen schwelten nur noch einige Kohlenbrände, und darüber dampfte sehr anmuthig in eiserner Marmite eine Fleischsuppe, die uns an das berühmte Ragout des Master Sampson in Walter Scott's Astrologen erinnerte. Das aber uns vorzusetzen, hielten die guten Lappen für unanständig. Während die Männer draußen ein junges Rennthier schlachteten, schürte die Frau die Kohlen an und legte solche Stöße Holz in unsere Mitte, daß wir nicht anders glaubten, als, wenn es in Flammen aufginge, müßten wir und die Hütte mit verbrennen. Aber der Luftzug ist wol so berechnet, daß die Flammensäule gerade hinaufsteigt in die Oeffnung. Die Hitze dagegen war unerträglich, und der Rauch nicht minder. Schuhe und Strümpfe trockneten am Fuße und ausgezogen gleich schnell; aber jeden Augenblick war Gefahr, daß Fußspitzen und Kniee selbst ansengen möchten, und vor dem Feuer retirirend drückten wir fast mit dem Rücken die Wände ein.

Weiße Taschentücher, wie Schleier vor das Gesicht gebunden, schützten nur etwas vor dem sengenden Hauch. Die Lappen, an Kälte und Hitze gleich gewöhnt, lachten uns aus, und ihre nackten Kinder griffen in die Kohlen, fast wie in trocknen Sand. Merkwürdig bleibt es, daß trotz des starken Regens das Feuer durch ihn nicht im Geringsten bedroht wurde. Durch die weite Schornsteinöffnung drang fast keine Feuchtigkeit, wogegen die dicken Tropfen jeden Augenblick durch die löchrigen Wände quollen, und ich sogar meinen Strohhut draußen

mußte aufhängen lassen, um den Regen von einem großen Loche über meinem Kopfe abzuhalten.

Aufgabe: Gib die Wurzeln der abgeleiteten Hauptwörter mit den Endungen: „e, el, er, heit, keit, ung, schaft, chen" — an.

## 104.

## Der Trompeter.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kann halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
Erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk' ich seiner, rinnet mir die Thräu' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigsten Wein,
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.
Wir hatten musicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
Ich trug das Horn, und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!
Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!...
Da donnerte das Eis, die Scholle, sie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach!...
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her!

## 105.

## Das Eis.

Wenn das Wasser seine Wärme verliert, wird es zu Eis und da, wo die Wärme nicht wirken kann, wird dieses niemals flüssig, wie

z. B. auf sehr hohen Bergen, in Eisgruben ꝛc. In den Polargegenden ist das Meer mit ewigem Eise bedeckt; weiter abwärts, wo die Sonnenstrahlen schon zu wirken anfangen, lösen sich von den unübersehbaren Eisfeldern mächtige Eisstücke ab, treiben in dem Meere umher und werden zuweilen für die Schifffahrt sehr gefährlich; denn jedes Schiff ist unrettbar verloren, welches zwischen zwei solche schwimmende Eisberge geräth. Zuweilen schwimmen solche Eisstücke aus dem Eismeere weit in den Atlantischen Ocean herab und schmelzen nach und nach. Im hohen Norden ist das Eis viel härter, als in unsern Gegenden und läßt sich kaum mit dem Hammer zerschlagen.

In dem strengen Winter 1740 ließ die russische Kaiserin Anna in Petersburg einen Eispalast von 42 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe bauen. Die Eisstücke wurden in Form von Quadersteinen behauen und nach den Regeln der Baukunst zusammengefügt. Alles Hausgeräthe, bis auf die Fenster und Schlüssel, bestanden aus Eis. Vor dem Palaste befanden sich 6 Kanonen und 2 Bombenmörser von Eis, aus welchen, ohne sie zu sprengen erst mit Kugeln von Hanf und dann mit eisernen Kugeln geschossen wurde. Die Stuben wurden wirklich geheizt und die Kaiserin gab darin ein glänzendes Fest. Dieses merkwürdige Gebäude stand mehrere Monate und erst im Anfange April wurde es von der rückkehrenden Wärme aufgelöst.

Bei zunehmender Kälte dehnt sich das Eis mit solcher Gewalt aus, daß steinerne Wasserbehälter, eiserne Röhren und dicke Bomben zerspringen, wenn sie mit Wasser gefüllt und dem Gefrieren ausgesetzt werden. Daß bei heftiger Kälte oft die stärksten Bäume und mächtige Felsen bersten, ist eine bekannte Thatsache.

## 106.

## Ein Abenteuer in Polen.

Ich befand mich mit meiner Schwester Aninia zum Besuch auf dem Schlosse meines Oheims auf der lithauischen Grenze, als ich die betrübende Nachricht erhielt, daß mein Vater plötzlich gefährlich erkrankt sei. Unter diesen Umständen durften wir nicht zögern, und da der Schneefall aufgehört hatte, der Mond hell schien, und wir an Rosko, dem alten, erfahrenen Jäger meines Vaters, einen zuverlässigen Kutscher hatten, so beschlossen wir, noch am Abend abzureisen und die Nacht durchzufahren.

In unsere Pelze gehüllt und mit Mundvorrath reichlich versehen, bestiegen wir unsern Schlitten und erreichten beim Anbruch der Nacht den großen Wald, der uns von der väterlichen Wohnung trennte, und der sich weit nach Lithauen hinein erstreckt. Unser Weg war breit, daß die Aeste der Bäume die Strahlen des Mondes nicht abhielten, ihn zu beleuchten; dagegen hemmten große Eis- und Schneemassen, die sich auf der Straße angesammelt hatten, unser Fortkommen und ermüdeten zugleich unsere Pferde. Das Schweigen, welches unter uns herrschte, wurde nur durch den Hufschlag der Pferde und das Schnarchen der eingeschlafenen Kammerfrau unterbrochen. Meine und meiner Schwester Gedanken waren dem theuren Vater zugewendet; denn bei seinem hohen Alter konnten wir uns das Gefährliche seiner Krankheit nicht verhehlen.

Es war schon nahe an Mitternacht, und noch hatte sich nichts Ungewöhnliches ereignet, als unsere Pferde plötzlich eine große Unruhe zeigten; sie athmeten schwer und fingen von selbst an, viel schneller zu laufen. Wir hatten die Thiere schon seit mehreren Jahren und wußten daher, daß nur etwas Ungewöhnliches diese Veränderung hervorbringen konnte. Offenbar schienen sie sich zu fürchten; denn sie wendeten die Köpfe scheu zurück, und es war, als triebe eine unsichtbare Macht sie vorwärts.

Bald wurden ihre Sprünge so wild, daß Rosko sie mit Gewalt im Zügel halten mußte, was ihm jedoch nur mit Mühe gelang. Mich machte diese ungewohnte Wildheit unserer Thiere besorgt, und ich erblickte darin die Annäherung irgend einer drohenden Gefahr. Auch der alte Rosko wurde jetzt unruhig: er blickte sich mehrmals um und schien gespannt zu horchen; dann ließ er plötzlich den Pferden die Zügel schießen, und sie flogen im Nu davon, so schnell sie nur laufen konnten.

Ich saß rückwärts in dem Schlitten. Indem ich mich ein wenig umwendete, war mein Mund dem Ohre unsres alten Führers nahe. „Was gibt's, Rosko?“ fragte ich so leise, daß Aninia mich nicht hören konnte. Der Alte schien einen Augenblick nachzudenken; dann antwortete er mir eben so leise: „Ich fürchte, daß die Wölfe auf unserer Spur sind; die Kälte treibt sie aus den Wäldern, der Hunger führt sie uns zu, und wir sind verloren, wenn die Schnelligkeit unserer Pferde uns nicht rettet.“

Ich habe den Tod unter furchtbaren Gestalten gesehen; aber nie hatte der Donner der Kanonen mich erblassen gemacht, wie diese Worte.

Mein erster Gedanke war Aninia; ich sah meine geliebte Schwester schon von den blutdürstigen Bestien zerrissen. Oft hatte ich von der Hartnäckigkeit und Schnelligkeit gehört, mit welcher die Wölfe ihre Beute verfolgen. Wenn unsere Pferde nicht stürzten, waren wir zwar gerettet; aber ich mußte fürchten, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden.

Ich hatte ein Jagdmesser, eine Flinte und zwei Pistolen; aber mein Vorrath an Pulver und Blei war nur gering, und ich konnte daher nur wenige unserer Feinde erlegen, deren Gewohnheit es ist, zu Hunderten auf ihre nächtlichen Unternehmungen auszuziehen.

Der alte Rosko trieb die Pferde an, aber er hatte dies kaum nöthig; denn ihr Instinkt trieb sie mehr an, als seine Peitsche.

Ich sah beständig rückwärts; aber noch hatte ich Nichts entdeckt, als Rosko, dessen Gehör und Gesicht unendlich schärfer waren, plötzlich ausrief: „Sie kommen! sie kommen! Hören Sie das Schnaufen? Der dunkle Punkt dort unten, das ist ein Haufe von mehr als hundert Stück!“

Jetzt sah auch ich, was das scharfe Auge Rosko's zuerst erkannt hatte. Eine dichte finstre Masse kam immer näher und näher. Wilde, furchtbare Töne drangen durch die Nacht zu uns herüber, als sichere Boten der nahenden Gefahr.

Noch ahnte Aninia Nichts, noch hatte die nahende Gefahr sie nicht aus ihren Träumereien geweckt. Doch ich durfte sie nicht länger in ihrer Unwissenheit lassen. Schon unterschied ich die Gruppen der reißenden Ungeheuer; schon eilten einzelne der Masse voraus und kamen unserm Schlitten bis auf die Schußweite nahe. Ich erhob mein Gewehr und zielte auf die nächste Bestie.

„Bück' dich!“ rief ich meiner Schwester zu, die bei diesen Worten wie aus einem tiefen Schlafe erwachte. Sie sah mich an, als wollte sie mich fragen; aber sie schien auf meinem Gesichte zu lesen, daß jetzt keine Zeit zu Erklärungen sei; unwillkürlich beugte sie sich nieder, und der vorderste und größte der Wölfe stürzte, von meinem Schusse getroffen.

Der Knall erweckte die Kammerfrau; sie glaubte, wir wären von Räubern überfallen, und stieß ein gellendes Geschrei um Hülfe aus. „Es sind nur Wölfe,“ sagte der alte Rosko mit furchtbarer Kaltblütigkeit; „sie fressen den Geschossenen. Von einem Feinde sind wir befreit,“ fuhr er fort; „aber es bleiben noch Hunderte, bis —“

Er endete nicht; denn er wollte die Frauen nicht mit dem Gräßlichen unserer Lage bekannt machen.

Die Pferde jagten unterdeß, durch den Schuß angefeuert, mit erneuerter Schnelligkeit vorwärts, während die Wölfe über den gefallenen Kameraden herfielen.

„Das wird sie nicht lange aufhalten," flüsterte Rosko mir zu; „bald sind sie wieder hinter uns her, und unsere Pferde werden erliegen."

Jetzt mußte ich die Seelenstärke Aninia's bewundern; sie beschäftigte sich nur damit, die Kammerfrau zu trösten und sie zur Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu ermahnen. Dann faltete sie die Hände und betete mit der Ruhe eines Engels.

Dieser Anblick gab auch mir neuen Muth und neue Hoffnung. Ich lud mein Gewehr wieder und hielt mich schußfertig; die Pferde strengten alle ihre Kräfte an; doch zugleich sah ich schon wieder einige der Ungethüme mit gierig aufgesperrten Rachen uns näher kommen.

Ein Schuß streckte abermals den vordersten nieder, und ich hoffte, daß wir durch den wiederholten Aufenthalt der Thiere bei den Leichen soviel Zeit gewinnen würden, um das Ende dieses Waldes oder irgend eine menschliche Wohnung zu erreichen. Aber ach, wie unbegründet zeigte sich diese Hoffnung! Ich hatte kaum mein Gewehr geladen, als die Wölfe auch schon wieder dicht hinter uns waren.

„Das Alles nützt zu nichts," flüsterte mir Rosko zu; „bald werden die Pferde erschöpft sein, und dann sind wir verloren!"

Und in der That war auch schon eine Abnahme der Kräfte bei den armen Thieren bemerkbar. Ihr Athem wurde keuchend, ihr Lauf ungleich. Dennoch thaten sie, was sie vermochten; denn sie erkannten gleich uns die Gefahr.

Unsere Lage war entsetzlich, und ich zitterte, nicht für mein Leben, sondern für das Aninia's. Zwar schoß ich noch einige der Bestien nieder; aber sie ließen sich dadurch nicht aufhalten. Sie waren jetzt dicht hinter uns, und ich konnte die lechzende Zunge und die flammenden Augen jedes einzelnen erkennen.

Und welch' eine Menge! Ich hatte kein Pulver mehr und zur Vertheidigung gegen diese zahllose Masse der Feinde nur noch meine beiden Pistolen, die noch nicht abgefeuert waren, meinen Hirschfänger und den Kolben meines Gewehres. Das Alles hatte Rosko bemerkt.

„Uns bleibt noch eine Hoffnung!" sagte er. „Ich erinnere mich, daß ich auf dem Herwege eine verlassene Jagdhütte bemerkt habe, die

nicht mehr fern sein kann. Gelingt es uns, sie zu erreichen, so sind wir für den Augenblick gerettet, wo nicht, so werden wir von den Wölfen zerrissen. Kommt es dahin," flüsterte er mir zu, „so sein Sie so barmherzig, gnädiger Herr, und geben Sie dem Fräulein durch eine Ihrer Pistolen, die noch geladen sind, einen schnellen Tod, um sie vor dem qualvollen unter den Zähnen der Wölfe zu bewahren!"

Starr blickte ich den alten, treuen Diener an; eine Thräne rann über seine gefurchte Wange; er nickte mir noch zu, um mir den Sinn seiner fürchterlichen Worte zu bestätigen.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen! Eiseskälte durchzitterte meine Glieder, indem ich den Blick auf die lieblichen Züge meiner Schwester richtete und daran dachte, daß ich vielleicht in wenig Sekunden gezwungen sein würde, ihr den Tod zu geben, während sie fromm und ergebungsvoll die sanften Augen zum Himmel richtete, in dessen Willen sie sich ohne Murren ergab.

Plötzlich sahen wir unsere erbitterten Feinde zu beiden Seiten des Schlittens erscheinen; ich sah, wie sie die Nüstern aufrissen, als wollten sie dessen Inhalt erst witternd prüfen, ehe sie darüber herfielen.

In diesem Augenblick überließ ich mich der Verzweiflung. Meine linke Hand ergriff eine Pistole; mit unsicherem Blicke suchte ich nach dem Kopfe meiner Schwester. Ich kam mir vor, als sei ich kein Mensch mehr, sondern auch ein reißendes Thier der Wüste, das andern die Beute streitig machen wollte. Unwillkürlich zog ich mit der rechten Hand den Hirschfänger aus der Scheide. Es schwamm mir wie Blut vor den Augen; ich sah Nichts mehr als die gierigen Wölfe und die weite Schneefläche.

Da that eine der Bestien einen gewaltigen Satz, um in den Schlitten zu springen; aber von meinem Streiche getroffen, stürzte sie röchelnd zurück, Aninia wurde ohnmächtig an der Seite der Kammerfrau, die schon lange die Besinnung verloren hatte.

„Wohlgethan!" rief der alte Rosko. „Sparen Sie Ihr Pulver und bedienen Sie sich der Klinge und des Kolbens. Ich sehe schon die Hütte. Setzen Sie den Kampf nur noch einige Augenblicke fort, und wir sind gerettet!"

Diese Worte gaben mir meine Geistesgegenwart zurück. Rosko peitschte erbarmungslos auf die Pferde ein, und die armen Thiere machten eine letzte gewaltige Anstrengung. Ich steckte die Pistolen vorn

in meinen Pelz und stand aufrecht mit geschwungenem Kolben im Schlitten.

War es diese drohende Haltung, war es die erneute Schnelligkeit der Pferde, die unsere Feinde einen Augenblick stutzen machte, genug, wir gewannen einen Vorsprung, der zwar unbedeutend, in unserer Lage aber dennoch unschätzbar war. Ich sah mich um und dicht neben uns die offene Thür der Hütte. Rosko stieß ein lautes Freudengeschrei aus, indem er die Pferde anhielt und von seinem Sitze sprang. „Wir sind da! wir sind da!“ rief er. „Jetzt keinen Augenblick verloren!“

Unterdeß hatte sich Aninia von ihrer Ohnmacht erholt und mit bewundernswerther Geistesgegenwart den Schlitten verlassen; Rosko folgte ihr, die noch immer ohnmächtige Kammerfrau auf den Armen; ich blieb zuletzt. Als wir in die Hütte eingetreten waren, entriß mir der alte Diener das Gewehr und eilte wieder hinaus. Voll Staunen blickte ich ihm nach, und indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich, daß die Wölfe im nächsten Moment in zahlloser Menge bei uns sein würden. Ich rief Rosko und beschwor ihn, sich nicht nutzlos einer Gefahr auszusetzen; aber seine Absicht war bereits erreicht. Mit zwei gewaltigen Peitschenhieben trieb er die Pferde im Galopp davon; dann kehrte er zur Hütte zurück, auf welche eben die beiden vordersten Ungeheuer zusprangen. Er tödtete beide mit dem Kolben des Gewehrs, trat zu uns ein und schob die Riegel vor die feste Eichenthür der Hütte. Es war hohe Zeit!

Vergebens würde ich die Gefühle zu schildern versuchen, von denen ich in jenem Augenblicke ergriffen wurde. Viele Jahre sind seitdem verflossen, viele Ereignisse habe ich erlebt; aber noch immer sind jene Momente meinem Gedächtnisse mit unveränderter Frische gegenwärtig.

Als Rosko die Pferde angetrieben (die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten), hatte er die Geistesgegenwart gehabt, die brennende Laterne vom Schlitten zu reißen. Während nun die Wölfe draußen heulten, während sie gegen die Thür sprangen und die mit starken Läden verschlossenen Fenster zu erklettern bemüht waren, untersuchten wir das Innere unseres Zufluchtsortes.

Wir fanden Nichts, als nackte Erdwände; eine Erdbank zog sich an der einen Seite hin; in einer Ecke lag etwas halbverfaultes Stroh; daneben aber fanden wir einen unbezahlbaren Schatz, einen hinlänglichen Vorrath von trockenem Holz, um uns vierundzwanzig Stunden gegen die Kälte zu schützen. Der alte Diener zündete damit sogleich

ein Feuer an, und eine wohlthuende Wärme verbreitete sich durch die Hütte. Der Rauch zog durch eine Oeffnung, welche man zu diesem Zwecke in den Jagdhütten zu lassen pflegt.

Mit Entzücken betrachtete ich jetzt meine geliebte Schwester, die neben der Kammerfrau kniete, welche sie mit Hülfe einiger Tropfen eines geistigen Getränks bald zum Bewußtsein zurückrief. Dann lagerten wir uns um das wohlthuende Feuer, und während wir unsere Feinde draußen heulen hörten, wünschten wir uns Glück, ihnen entronnen zu sein.

Nur der alte Rosko schien fühllos gegen die Gunst zu sein, welche der Himmel uns gewährt hatte. Er warf finstere Blicke in die Flammen; seine Stirn war gefurcht, und von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf. Doch ich fühlte mich so glücklich, daß ich darauf wenig achtete. Plötzlich hörten wir draußen einen durchdringenden Schrei und sahen uns erschrocken an; der Schrei war so groß, daß er aus keiner Menschenbrust kommen konnte; bald verstummte er; doch die gewaltige Klage, die er ausgesprochen hatte, tönte uns noch immer in den Ohren.

Nach einer Pause sagte Rosko: „Dieser furchtbare Schrei verkündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes, gnädiger Herr. Ich habe diesen Schrei oft von Pferden auf dem Schlachtfelde im Todeskampfe gehört. Es ist gewiß, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden sind, welche sie jetzt verschlingen und uns deßhalb etwas Ruhe lassen; bald aber werden sie blutdürstiger, als zuvor zu uns zurückkehren."

Der alte Rosko sprach die Wahrheit. Die Bestien begannen bald aufs Neue ihre Angriffe gegen die Hütte, und wir konnten sogar erkennen, daß ihre Wuth sich vermehrt haben mußte; denn sie machten gewaltige Anstrengungen, um an den Wänden herauf auf das Dach zu klettern. Voll Erwartung blickten wir in die Höhe; da vertrieb ein Windstoß den Rauch und zeigte uns den klaren Himmel, zugleich aber auch vier bluttriefende Wolfsrachen.

Mit großer Ruhe, die wir Andern nicht theilten, sagte der alte Rosko: „Von denen haben wir nichts zu fürchten; sie scheuen das Feuer und sind darum jetzt so geblendet, daß sie uns nicht einmal unterscheiden."

Plötzlich entstand ein furchtbares Krachen; in demselben Augenblick verschwanden drei der Ungethüme, das vierte aber stürzte durch das zusammenbrechende Dach zu uns herunter, gerade in das Feuer.

„Schießen Sie, aber zielen Sie gut!“ rief Rosko mir zu, während er zugleich das Gewehr ergriff. Ich schoß und traf, und Rosko versetzte dem Wolf mit dem Kolben vollends den Todesstreich.

Wir warfen das getödtete Thier, dessen mit den Flammen vermischtes Blut einen stinkenden Qualm hervorgebracht hatte, in eine Ecke, und der alte Rosko sagte dabei: „Das ist wahrscheinlich der einzige Besuch der Art, welchen wir während der Nacht zu fürchten haben; aber der Tag wird uns mehr von diesen Gästen zuführen, als wir zu tödten im Stande sind.“

Diese Worte hatte ich allein gehört und fragte ihn flüsternd, was wir denn für den Tag zu fürchten hätten, da wir doch hoffen dürften, daß die Wölfe sich dann in das Innere des Waldes zurückziehen würden.

„Das ist nicht zu hoffen,“ antwortete er; „denn da, wo die Wölfe sich in großer Anzahl versammeln, scheuen sie auch das Licht des Tages nicht. So lange unser Holzvorrath vorhält, sind wir wol gegen einen Angriff von oben gesichert; aber dennoch bleibt uns keine andere Hoffnung, als die Frauen und unser Leben aufs Aeußerste zu vertheidigen. Was sollen wir aber anfangen, wenn die Nacht wiederkehrt, und unser Holz zu Ende geht?“

So war denn meine letzte Hoffnung vernichtet, und unser Verderben schien mir jetzt unvermeidlich; die Bitterkeit der Verzweiflung bemächtigte sich daher meiner Seele aufs Neue. Dennoch bot ich Alles auf, Aninia meine Unruhe zu verbergen, und ich war froh, als die Ermüdung sie in einen festen Schlaf versenkte; das freundliche Lächeln aber, welches im Schlafe ihre Lippen umspielte, zerschnitt mir das Herz.

Der alte Rosko fuhr schweigend fort, das Feuer zu unterhalten. Er hatte Recht gehabt; keines der Thiere ließ sich an der Oeffnung im Dache blicken, aber das Kratzen an der Thür und das Geheul währte die ganze Nacht fort.

Ehe Rosko mir seine Besorgnisse mittheilte, riefen alle meine Wünsche den Tag herbei; nun aber wünschte ich, daß die Nacht ohne Ende sein möchte. Ach, was hätten wir dadurch gewonnen, als den langsamen Hungertod statt des schnelleren durch den Rachen der Wölfe?

Endlich begannen die Sterne zu erbleichen, und der gefürchtete Tag brach an. Der Augenblick, wo die Prophezeiung Rosko's in Erfüllung gehen sollte, nahte heran. Die Wölfe, ermuthigt durch das Licht des

Tages, kletterten bis zu zwanzig auf das Dach, welches unter ihrem Gewicht zusammenzubrechen drohte. Aninia schlief noch immer und ich dankte Gott. In dieser äußersten Noth, als schon jede Hoffnung verloren schien, fiel plötzlich ein Schuß, noch einer, wieder einer, bis gegen fünfzig; lautes Jagdgeschrei und Hundegebell traf unsere Ohren. Die Frauen fuhren aus dem Schlafe empor; die Wölfe aber sprangen vom Dache herab und liefen heulend davon.

Rosko riß hastig die Thüre auf und rief voller Freuden: „Die Wölfe sind schon weit fort, und die Jäger treten aus dem Walde."

Wir eilten zur Thür. Die Freiheit war uns zurückgegeben und mit ihr der Genuß des Lebens. Die Wonne des Daseins rann durch unsere Adern, und wir athmeten mit Entzücken die frische Luft ein.

Aufgabe: Wie verhalten sich Nebel, Wasser, Schnee, Eis und Hagel zu einander?

## 107.

## Der Winter.

Wer hat die Baumwoll' oben feil?
Sie schütten schon ein redlich Theil
Ins Feld herunter und aufs Haus.
Es schneit doch auch, es ist ein Graus;
Noch hängen ganze Säcke voll
Am Himmel da, ich merk' es wol!

Und wo ein Mann von weitem lauft,
Hat von der Baumwoll' er gekauft;
Er trägt sie auf den Achseln schon
Und auf dem Hut und läuft davon.
Was läufst du so, du närr'scher Wicht?
Gestohlen hast du sie doch nicht?

Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl sein Käppel auf;
Sie stehn wie Herren rings umher,
Denkt jeder Wunder, was er wär';
Der Nußbaum auch macht's ihnen nach,
Und auch das Schloß- und Kirchendach.

Ja, Schnee und Schnee! Und rings umher
Man sieht nicht Straß noch Fuhrweg mehr.

Manch' Samenkörnchen klein und zart
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Und schneit's, so lang es schneien mag,
Es harrt auf seinen Ostertag.

Manch Schmetterling von schöner Art
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Hat keinen Kummer, keine Klag'
Und harrt auf seinen Ostertag;
Währt es auch lang', er kommt ja doch,
Bis dahin schläft's in Frieden noch.

Doch wenn die Schwalb' im Frühling singt,
Die Sonne warm das Land durchdringt,
Hei, da erwacht's in jedem Grab
Und streift sein Todtenhemdchen ab,
Und wo sich nur ein Löchlein zeigt,
Schlüpft Leben 'raus, so jung und leicht.

Da fliegt ein hungrig Spätzchen her,
Ein Bissel Brot wär sein Begehr;
Es sieht dich an so jämmerlich
Und bittet um ein Bröckchen dich.
Gelt Bürschchen, das ist andre Zeit,
Wenn's Korn in alle Furchen streut!

Da hast! Gieb Andern auch was her,
Bist hungrig, komm hübsch wieder her!
Ja, wahr ist, was das Sprüchlein spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

## 108.

## Die Wasserhose.

Die Wasserhose ist eine der großartigsten und furchtbarsten Naturerscheinungen auf dem Meere. Sie zeigt sich häufig an der Westküste von Afrika, sowie in der Nähe von Neuholland. Man sucht den Entstehungsgrund dieser Erscheinung in dem elektrischen Zustande der Atmosphäre, was besonders durch den Umstand Wahrscheinlichkeit erhält: daß sie nur bei warmer Witterung sich zeigt, in der Regel von starken Blitzen begleitet ist, und daß in der Wassersäule selbst gewöhnlich ein elektrischer Lichtschein wahrgenommen wird.

Die Wasserhose bildet sich nicht immer auf die gleiche Weise, doch ist der Vorbote derselben gewöhnlich eine vollkommene Windstille; dichtes Gewölk steigt am Himmel auf und es bildet sich allmälig auf der Oberfläche des Meeres ein weißlicher Fleck, aus welchem endlich eine Wassermasse, bald als trichterförmige Röhre, bald in Gestalt eines Kegels aufsteigt, zu welcher sich eine andere Wassermasse ebenfalls in Röhren- oder Kugelform herabsenkt. Nachdem die Erscheinung eine Weile stillgestanden, fängt sie an, sich unter heftigem Brausen fortzubewegen, bis endlich die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Getöse ins Meer stürzt.

Ein Reisender, der auf einer Reise nach Australien diese merkwürdige Naturerscheinung beobachtete, erzählt darüber Folgendes:

„Als wir uns bis auf 3 Seemeilen der Bay von Carpentaria genähert hatten, gerieth das Meer auf einmal in eine stürmische Bewegung, so, daß das Wasser zu sieden schien. Unfern des Schiffes häufte sich das Wasser zu einem kleinen Berge an und aus einer tiefherabhängenden Wolke senkte sich eine mächtige Wassersäule demselben entgegen; das Meerwasser hob sich trichterförmig weiter empor, vereinigte sich mit der Wassersäule und vor uns stand eine Wasserhose, von einer Größe, wie sie die ganze Schiffsmannschaft nie gesehen zu haben versicherte.

Da jetzt eine gänzliche Windstille eingetreten war, so waren alle Anstrengungen, das Schiff aus der Nähe der unheildrohenden Erscheinung zu entfernen, vergeblich. Der Schiffskapitän befahl nun, mehrere Kanonen auf das furchtbare Meteor abzufeuern, um dasselbe zum Zerplatzen zu bringen, allein die Schüsse blieben ohne Wirkung und uns blieb Nichts übrig, als uns unter das Verdeck zu verbergen und alle Oeffnungen und Luken sorgfältig zu verschließen, um nicht ins Meer geschleudert zu werden, wenn sich die Wasserhose etwa auf das Schiff werfen sollte.

Das Befürchtete geschah jedoch nicht. Die Wasserhose mochte etwa 20 Minuten ohne merkliche Bewegung gestanden haben, als sie von einem plötzlich entstandenen Sturmwind gegen das Land getrieben wurde, dort Bäume entwurzelte, Hütten niederwarf und endlich beim Zerplatzen das Land weit umher überschwemmte und verheerte, wovon wir uns nach unserer Landung noch hinlänglich überzeugen konnten."

Die Wasserhose bewegt sich oft so langsam, daß ein Fußgänger ihr folgen könnte, oft aber macht sie 35—40 Meilen in einer Stunde. Bis-

weilen senkt und hebt sie sich abwechselnd, zeigt sich inwendig hohl und gleicht in der Mitte einer schraubenförmig gewundenen Röhre, in welcher man deutlich Wasser, Staub, selbst Stroh, Blätter u. s. w. aufsteigen sieht, fast so, wie sich der Rauch in den Schornsteinen erhebt. Auf ihrem Wege hat sie unter andern Verheerungen schon ganze mit Wasser gefüllte Teiche geleert und die Fische umhergestreut. Auch Thiere und Menschen sind dadurch schon in die Höhe gezogen und manchmal sogar wieder unverletzt niedergesetzt worden. Manchem Schiffe im Meere hat sie schon den Untergang bereitet; doch streicht sie auch mitunter unschädlich über Schiffe hinweg, so daß sie bloß eine tüchtige Wassermasse über selbige ergießt. Oft wird sie von starkem Getöse, mitunter von einem sausenden Laut, manchmal unter Blitzen oder sonst einem Leuchten begleitet; auch hinterläßt sie bisweilen einen schweflichen Geruch.

Aehnliche Erscheinungen, wie die Wasserhose, gibt es auch auf dem Lande. So sah man vor einigen Jahren an einem heißen Juninachmittage in der Gegend von Trier eine höchst auffallende Erscheinung, die wir mit vollem Rechte eine Landhose nennen können.

Nach einem starken Regen, während der Himmel noch ganz umzogen war, senkte sich plötzlich aus einer dicken herabhängenden Wolke eine leuchtende Masse auf den Boden herab. Diese glich einem feurigen Rauche und hatte die Gestalt eines spitzigen Kegels. Die Erscheinung wurde mit großer Schnelligkeit fortgetrieben, richtete auf ihrem Wege große Verheerungen an, und stürzte sich endlich mit einem lauten, prasselnden Geräusche in die Mosel, wo sie das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe aufwühlte. Von da zog sie mit außerordentlicher Schnelligkeit noch eine Strecke von mehreren Tausend Fuß weiter, verwüstete Alles, was sie auf ihrem Wege traf und zerplatzte endlich mit bedeutendem Geräusch in der Luft.

## 109.

## Herzog Leopold von Braunschweig.

Am unglücklichen 27. April des Jahres 1785 durchbrach die furchtbar angeschwollene Oder die Dämme bei Frankfurt, überfluthete schon die Dammvorstadt, und bedrohte sie mit schnellem Untergange. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke und schnitten hierdurch jene Vorstadt von aller Hülfe ab. Ein Haus stürzte nach

dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und festen Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man sah wol von der Stadt aus die mit jedem Augenblicke zunehmende Gefahr der Hülfeflehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hülfe senden sollte, da der wüthende, mit Eisschollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menschenfreundliche, unerschrockene Leopold, der schon bei mancher Feuersnoth sein Leben daran gesetzt hatte, sich durch eine Gefahr, wovor alle Uebrigen zurückschauderten, nicht aufhalten lassen. Zuerst wollte er von der Gubener Vorstadt aus mit zwei Kähnen sich durcharbeiten. Rathsherren, die ihn begleiteten, boten Alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Mensch, wie jene? Wir müssen hier Menschen retten!" Nun aber warfen sich zwei seiner Soldaten vor ihm auf die Kniee, umfaßten die seinigen und flehten, er möchte doch sein Allen so theures Leben hier nicht in den augenscheinlichen Tod stürzen, sondern desselben zur Stütze und Freude so vieler Tausende schonen!

Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinigten, bewog endlich den Herzog, wieder aus dem Kahne zu treten und sich in die Stadt zu begeben, um dort Alles zur Mithülfe aufzubieten. Während dessen — Mittags 12 Uhr — hatte sich ein Schiffer entschlossen, vom Fischerthore aus nach dem Damme sich durchzuarbeiten. Da er aber hierzu die Hülfe zweier Knechte nöthig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzog, um sich zu dem Wagstücke die Erlaubniß zu erbitten. Da loderte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungesäumt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, rasch in den Kahn, und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Kaum gewann dieser noch Zeit, nachzuspringen und wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese schreckliche Gefahr stürze, und versuchte — außer sich vor Bestürzung — die Ueberfahrt zu verhindern. „So werde ich," entgegnete Leopold mit fester Stimme, „ohne euch, mit euren beiden Knechten allein hinüberfahren!" — „Aber es wird nicht gut gehen," rief der geängstigte Fischer, „der Kahn hält es nicht aus!" — „Ich muß sehen," antwortete Leopold, „ob es dann nicht irgend möglich sei, jene Unglücklichen zu retten!" Nun sah der Schiffer wol ein, daß er sich fügen müsse.

Die unglückliche Fahrt hob an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber doch glücklich durch die

zertrümmerten Joche, und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stand und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das diesseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet, alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber welch ein ungeheurer Schreck ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wüthende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dammbruche bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaum zerschellte, der Kahn Wasser zu schöpfen anfing, der Steuermann zuerst den Strom hinabstürzte und auch der Herzog taumelte, noch aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vordertheil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, und — Leopold — ach! — in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte, und eine hohe düstere Woge über ihn zusammenschlug und ihn verschlang!

Zwar wurden stracks Ruderstangen und Stricke vom Damme ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wüthende Fluth ließ Nichts bis zu der Stelle der Noth hingelangen. Die Schiffer tauchten indeß wieder auf und retteten sich; aber Leopold war verloren. „Ach, unser gütiger und bester Fürst!“ Dieses Wehgeschrei durchschallte die ganze Stadt. — Erst nach zwei Tagen unabläßigen Nachsuchens entdeckte man des Herzogs Stock, dann auch den Hut. Aber erst sechs Tage nach dem unglücklichen Ereignisse wurde, mittelst der hervorragenden Hand, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, 200 Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte, und wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde.

**Aufgabe:** Setze zu jedem der zehn ersten Hauptwörter ein Zeitwort, oder ein Eigenschaftswort mit der **Copula** sein.

## 110.

## Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt.
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht,
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind;
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

## 111.

## Der Regenbogen.

Zu den Schönheiten der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, rechnen wir auch den vielfarbigen Regenbogen. Man muss staunen, wenn man bedenkt, dass er durch Regentropfen entsteht, in denen sich die Lichtstrahlen brechen, welche ihm diese verschiedenen Farben geben. Immer freut ihr euch, wenn ihr den grossen, glänzenden Bogen über euch in der Luft ausgespannt erblickt, der mit seinen beiden Enden die Erde zu berühren scheint.

Wenn ihr darauf gemerkt habt, so erscheint euch der Regenbogen nur dann, wenn euch die Sonne im Rücken steht und in den Regen vor euch ihre Strahlen fallen lässt. Immer also der Sonne gegenüber zeigt sich der Regenbogen, des Abends im Osten, des Morgens im Westen; im Süden nur im Winter, wenn die Sonne niedrig steht. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinterstehende Wolke ist. Es sind nicht die Dünste der Wolken, sondern wirkliche Tropfen, die ihn bilden. Die Hauptfarben des Regenbogens sind: violett, dunkelblau, hellblau, grün, hellgelb, dunkelgelb und roth, ausserdem aber noch alle Farben, die durch den Uebergang von einer zur andern entstehen.

Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen in gleich weiter Entfernung von ihm ein Nebenregenbogen, dessen Farben von jenem in verkehrter Richtung liegen. Seltener entsteht auch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so aufeinander folgen, wie wir sie in dem Hauptregenbogen sahen. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben, und bei dem dritten sind sie am schwächsten.

Wenn eine Wolke nicht an allen Seiten regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diese nennt man Regengalle.

Bei grossen Wasserfällen, wo viele Dünste die Luft erfüllen, sieht man ebenfalls, wenn man die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, wie z. B. bei dem Niagarafall in Nordamerika, der Alles, was man sich in dieser Art Grosses und Schönes denken kann, weit übertrifft.

Wenn die Sonnenstrahlen von einer ruhigen, stillen Wasserfläche zurück in den niederfallenden Regen geworfen werden, so entsteht auch ein Regenbogen, doch mit dem Unterschiede, dass die Farben in ihm gerade in verkehrter Richtung liegen.

Wenn das Meer stürmt, und die Wellen in Tropfen und Dünsten aufstieben, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft zwanzig, dreissig Regenbogen zugleich, deren Farbe gegen die Sonne gelb, gegen das Meer blassgrün ist.

Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen; sie sind aber sehr blass und nur weiss oder gelb.

Alle Regenbogenfarben spiegeln sich des Morgens in den kleinen Thautröpfchen, welche funkelnden Sternchen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbarste Diamant funkelt dann nicht so schön, als diese Tropfen, von denen die Pflanzen und Halme überstreut zu sein scheinen.

Man sieht mit jedem Augenblicke einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hintereinander im beständigen Fallen sind, und die

Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden; aber wir nennen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden fallenden Tropfens wieder ein anderer tritt.

Steht man auf einer weit über den Horizont erhabenen Höhe, oder der Regenwolke nahe genug, so erscheint der Regenbogen als ein völlig runder Kreis. Je tiefer die Sonne des Morgens oder am Abend steht, desto kleiner erscheint auf der Erde der Regenbogen; je höher sie sich aber am Himmel erhoben hat, desto grösser zeigt sich uns das Stück vom Regenbogen.

## 112.

## Die Luftspiegelung.

Wenn an heitern Tagen die Strahlen der Sonne mit der Fläche der See einen Winkel von 45° bilden, und die Wasserfläche weder vom Winde, noch vom Strome bewegt wird, so bemerkt der Zuschauer, der, sein Gesicht gegen die See gekehrt und die Sonne im Rücken, auf einer Anhöhe steht, auf der Oberfläche des Wassers schöne Paläste mit Balkonen und Fenstern, Thürme und Kirchen, Prozessionen, Armeen von Soldaten zu Roß und zu Fuß; schöne Ebenen mit Hornvieh und Schafen, grasend darauf vertheilt; Trümmer von Gebäuden mit Säulen und Pfeilern und Bogen — und ruft freudig aus: „Fata Morgana! Fata Morgana!“ und das Volk strömt herzu, betrachtet die Wunderdinge, die, langsam vorüberziehend, eines nach dem andern auftauchen und verschwinden, bis die Sonne, höher oder niedriger stehend, dem Schauspiel ein Ende macht. Kein Italiener läßt sich die Ueberzeugung rauben, daß eine Fee Morgana dort im Meere wohne, und daß sie bei heiterem Wetter aus ihrem nassen Element dann und wann auftauche, ihre Paläste und ihre Städte mit sich emporhebend über die spiegelblanke Fläche des Meeres, zusammt den Bewohnern desselben, — und wehe Dem, der es wagen wollte, die Leute in ihrem süßen Wahn zu stören!

James Clarke erzählt, daß an einem Sommerabende des Jahres 1743, als der Bediente des John Wren mit seinem Herrn vor der Thüre des Landhauses saß, beide einen Mann mit einem Hunde bemerkten, der einige Pferde verfolgte. Und doch war die Gegend so ungemein steil, daß ein Pferd schwerlich auf diesem Wege fortkommen konnte. Die Gestalten aber setzten ihren Lauf mit überraschender Schnelligkeit fort, bis sie an dem untern Ende der Berganhöhe dem Gesichte plötzlich entschwanden. Am andern Morgen bestiegen Stricket

und sein Herr die steile Anhöhe des Gebirges, in der festen Ueberzeugung, den Mann todt zu finden; sie sahen jedoch keine Spur, weder von Menschen noch von Pferden, auch vermochten sie nicht auf dem Grase nur einen einzigen Eindruck eines Pferdehufes zu entdecken.

Im folgenden Jahre ging Daniel Stricket gegen sieben Uhr Abends um das Haus spazieren, und erblickte eine Schaar Reiter, die in gut geschlossenen Reihen und mit raschem Schritte dahinritten. Indem er sich erinnerte, daß man ihn das Jahr vorher wegen seiner Erzählung lächerlich gemacht, so betrachtete er einige Zeit lang die Gestalten schweigend; da er sich jedoch überzeugte, daß keine Täuschung obwalte, ging er in das Haus und sagte seinem Herrn, er wolle ihm etwas Merkwürdiges zeigen. Sie gingen beide aus dem Hause; bevor aber noch Stricket seinem Herrn die Luftgestalten gezeigt hatte, bemerkte sie dieser bereits. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Gestalten sich bewegten, war ein mittelmäßig schneller Gang. Man sah mehrere Haufen aufeinander folgen. Gewöhnlich verließ der vorletzte seine Stellung, gallopirte nach der Front zu, und nahm dann die Geschwindigkeit der übrigen an. Die Veränderung der Gestalten wurde von allen Zuschauern auf die gleiche Art wahrgenommen. Sie blieben ungefähr zwei Stunden lang sichtbar, und verschwanden erst mit Eintritt der Dunkelheit.

Noch weit außerordentlichere Erscheinungen wurden in England wahrgenommen. Von Hastings an der Küste von Sussex sind die Klippen der französischen Küste fünfzig englische Meilen entfernt und werden von der Krümmung der Erde verborgen, d. h. eine gerade Linie, von Hastings nach der französischen Küste gezogen, würde durch die See gehen. Den 26. Juli 1798, gegen fünf Uhr Nachmittags, sah Latham in Hastings eine große Menge Menschen nach dem Meeresufer eilen. Auf seine Erkundigung nach der Ursache davon wurde ihm geantwortet, man könne die französische Küste mit bloßem Auge sehen. Er begab sich ebenfalls hinaus. Er sah deutlich die Klippen längs der Küste sich ausdehnen, als wenn sie nur wenige Meilen entfernt wären. Nach und nach schienen sie sich mehr und mehr zu erheben und dem Auge näher zu treten. Die Matrosen, welche mit Latham längs dem Saume des Wassers umhergingen, waren anfänglich unwillig, die Realität dieser Erscheinung einzuräumen, wurden jedoch bald derart davon überzeugt, daß sie ihm die Orte nannten, die von ihnen besucht zu werden pflegten und so nahe schienen, als ob sie aus einer kleinen Entfernung nach dem Hafen segelten. Diese Erscheinungen dauerten unge-

fähr eine Stunde; die Klippen schienen zuweilen glänzender und näher, zu andern Zeiten schwächer erleuchtet und entfernter zu sein. Latham bestieg hierauf die östliche Klippe, welche eine bedeutende Höhe hat, wo sich seinen Augen ein ungemein schöner Anblick darbot. Er sah zu gleicher Zeit Dungeneß, Dovercliffs und die ganze Länge der französischen Küste von Calais, Boulogne u. s. w. bis nach St. Valery, und wie einige Fischer behaupteten, bis Dieppe. Mit Hülfe eines Fernrohrs sah man deutlich die französischen Fischerboote vor Anker liegen, oder hin und her fahren. Diese merkwürdige Erscheinung zeigte sich im höchsten Glanze bis nach acht Uhr, ungeachtet eine dunkle Wolke die Sonne eine Zeitlang verfinsterte.

Aufgabe: In welchem Falle stehen die Haupt- und Fürwörter dieses Stücks?

## 113.

## Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle;
Und brausend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen,

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh' der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe!
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

## 114.

# Das Licht.

*Durch das Licht werden uns die Gegenstände sichtbar. Bei Tage leuchtet uns die Sonne; in der Nacht scheinen der Mond und die Sterne, deren Licht am Tage vor der Sonne erbleicht. Das Licht verbreitet sich von den leuchtenden Körpern aus nach allen Richtungen in Linien, welche man Strahlen nennt. Wenn man durch ein Stück Papier nur ein kleines Loch sticht, so kann man durch dasselbe eine zahllose Menge von Dingen sehen. Ein Sonnenstrahl legt den Weg von der Sonne zur Erde in acht Minuten zurück.*

*Glas und Wasser heissen durchsichtig, weil sie fast alles Licht durch sich gehen lassen. Hinter den undurchsichtigen Körpern aber entstehen Schatten. Du siehst Dich in einem Spiegel, weil er eine glatte, undurchsichtige Fläche ist, auf welche Lichtstrahlen fallen und Dein Bild zurückwerfen. Hältst Du einen Stab schräg ins Wasser, so scheint er Dir an der Oberfläche des Wassers geknickt zu sein, weil die Strahlen des Lichts abgelenkt werden. Hast Du schon Brennglüser gesehen?*

*Wie schön sind die Erscheinungen des Lichtes! Wie prächtig erglüht der Himmel vor der Ankunft der Sonne in Goldglanz! Wie lieblich malt die Morgenröthe ihre Rosenfarbe in die leichten Wolken! Nun blitzen die ersten Strahlen hervor, und die Bergspitzen schimmern, wie in Gold und Rosenroth getaucht! Ist die Sonne höher hinaufgestiegen, so erleuchtet sie auch die Thäler und verbreitet ihren heitern Glanz über das Kleid der Erde, dessen unbeschreibliche Farbenpracht unser Auge erfreut. Tausendfach geben die Wellen das leuchtende Bild der Sonne zurück, und in den unzählbaren Thautropfen bricht und verwandelt sich das Licht in die funkelnden Farben der Edelsteine.*

*Beim Einbruch der Nacht sinken Menschen und Thiere in Schlaf; aber durch das wiederkehrende Tageslicht werden sie zu neuem Leben erweckt. Die Pflanzen erheben am Morgen ihre gesenkten Häupter und öffnen ihre Blumenkronen, indem sie ihr Angesicht der Sonne zuwenden und die Luft mit frischem Dufte erfüllen.*

*Das Licht hat eine geheimnissvolle Kraft. Ohne Licht können die Pflanzen nicht wachsen.*

## 115.

# Geschicklichkeit von Blinden.

Das Gehör und Gefühl der Blinden ist meist außerordentlich scharf und bei Weitem sicherer, als das der Sehenden. Am Fuße des Thüringer Waldes lebte ein Uhrmacher, der seit seinem zweiten Jahre des Gesichts beraubt war, und durch sein Gefühl die geringsten Fehler einer Uhr wahrnahm und jeden falschen Strich der Feile bemerkte, so daß ihm nicht leicht ein Schlosser oder Schmied zu Dank arbeiten konnte.

Die Thurmuhren, die er verfertigte, brachte er selbst an Ort und Stelle, und ging dabei ohne Gefahr in der höchsten Höhe über schmale Bretter und Balken. Es ist kein Zweifel, daß diese Erhöhung des Gefühls mit der Erlöschung des Gesichts zusammenhängt, mit ihr entsteht, und wenn sie gehoben und das Gesicht wiederhergestellt wird, sich allmälig verliert. — Möchtest du nun wol durch Blindheit eine Erhöhung anderer Sinne erkaufen?

In Paris mußten sich in den siebziger Jahren bei einem gewaltigen Nebel die Sehenden von den Blinden führen lassen, um nicht in die Seine zu fallen. Der blinde Dulon blies seine Flöte und die blinde Paradies spielte ihr Forte-Piano mit einer Vollkommenheit, die nur selten ein Sehender erreicht. In den reichen Sammlungen der Akademie zu München ist ein hölzerner Jäger zu sehen, der überaus zierlich und im vollkommensten Ebenmaße geschnitzt ist, und den ein blinder Tyroler mit dem Messer geschnitzt hat. — In England lebte vor nicht gar langer Zeit ein blinder Weber, der nicht nur sein Handwerk trieb, so gut als einer, sondern sich seine Webstühle und überhaupt sein ganzes Hausgeräthe selbst gemacht hatte. Doch ließ er es dabei noch nicht bewenden. Da er ein außerordentlicher Liebhaber der Musik war und vorzüglich große Freude an der Orgel hatte, ergriff ihn einmal eine heftige Begierde, sich mit dem Mechanismus der großen Orgel in der Stadtkirche bekannt zu machen. Weil er aber wenig Hoffnung hatte, daß ihm eine Untersuchung erlaubt werden würde, schlug er sich die Sache aus dem Sinne. Da geschah es nun, daß der Organist starb, und in des Webers Gegenwart viel von der Geschicklichkeit dieses Mannes gesprochen und die vorzügliche Güte dieses Instruments gepriesen wurde. Diese Gespräche entzündeten nun die alte Begierde von Neuem in ihm, so daß er sich einstmals um Mitternacht aufmachte, die Thüren, die nach der Orgel führten, öffnete und hier seine Untersuchung mit einem Geräusch anfing, daß er die ganze Nachbarschaft aufweckte. Aus allen Fenstern fuhren die Köpfe heraus, und Einer fragte den Andern, ob er es auch höre; und die Meisten waren des Glaubens, der verstorbene Organist gehe um. Doch faßten Einige, die gescheiter waren und meinten, es könnten wol gar Diebe sein, ein Herz und gingen mit Laternen und Waffen in die Kirche, fanden aber Niemanden darin, als den blinden Weber, der noch in voller Arbeit war, und vor Freude an den Entdeckungen, die er machte, Nichts von den Kommenden gewahr geworden war. Sie nahmen ihn nun freilich gefangen; da sie aber

sahen, was ihn zu so ungewöhnlicher Zeit in die Kirche getrieben hatte, entließen sie ihn wieder mit einem leichten Verweise. Und da sein Wunsch bei der Behörde zur Sprache kam, fand man, da die Geschicklichkeit und Vorsicht des Mannes bekannt war, kein Bedenken, ihm auch die weitere Untersuchung des Werkes zu gestatten. Von der Zeit an legte er sich nebenbei auf den Orgelbau, und eine große Orgel auf der Insel Man ist von diesem blinden Weber gebaut.

Ein junges Mädchen in England verlor durch die Pocken zugleich Gesicht und Gehör. Indeß wurde doch auch dieses entsetzliche Schicksal in Etwas gemildert; denn ihr Geruch und Gefühl wurden so fein, daß sie die Farben unterscheiden konnte, und sehr bestimmt wußte, wenn ein Fremder ins Zimmer kam. Sie erwarb sich auch eine große Fertigkeit in der Fingersprache; aber wer auf diese Weise mit ihr sprechen wollte, mußte ihre Hand und Finger statt der seinigen dazu nehmen. In ihrer Abgeschiedenheit vertrieb sie sich die Zeit mit Nähen, und ihre Näherei soll bewunderungswürdig fein gewesen sein. Auch schreiben konnte sie, und ihre Schrift war nicht weniger bewunderungswürdig; denn die Zeilen waren schnurgerade, die Buchstaben und Wörter standen in gehöriger Entfernung von einander, die Züge waren zart und nett. Ja, was das Allersonderbarste war, sie konnte bemerken, wenn sie einen Buchstaben ausgelassen hatte, und setzte ihn dann an der rechten Stelle über die Zeile. Dieses waren ihre Beschäftigungen bei Tag und Nacht; denn wenn sie nicht schlafen konnte, brauchte sie kein Licht anzumachen, sondern setzte sich gleich an ihren Stickrahmen oder an ihr Schreibpult; und es mag wol auch sonderbar anzusehen gewesen sein, wenn sie in tiefer Dunkelheit so schön schrieb und nähte, als es Viele nicht am hellen Tage und mit guten Augen können.

In Schweden lebte ein Bauer, der die Bewunderung Aller, die ihn kennen lernten, auf sich zog. Sein Name war Peter Johannsen. In seinem dritten Jahre verlor er das Gesicht, und der Eindruck des Lichts auf ihn war nur so stark, daß er Tag und Nacht, die Dunkelheit und das Helle von einander unterscheiden konnte. Dies dauerte jedoch nur bis zu seinem dreißigsten Jahre, wo von dem Tageslicht auch nicht der geringste Schimmer für ihn übrig blieb. Dennoch ging er ohne Führer nicht nur auf offenem Wege, sondern auch durch Gehölz: ja er fällte im Walde sogar Holz, suchte es zusammen, verfertigte Wagen, Karren und Schlitten, band Fässer, schmiedete Eisen und machte sogar Messer, in deren Griffen Gabeln, kleinere Messer und kleine Sägen ein-

geschlossen waren. Er goß Schnallen und Knöpfe in Formen, die er selbst aus feinem ausgesuchten Sande verfertigte, löthete Metalle und Eisenwerk, machte Schuhe, nähete, fädelte selbst ein, verfertigte Blasebälge, machte Violinen und spielte darauf. Er spielte sogar Karten, jedoch gewöhnlich mit seinen eigenen. Um ein neues Spiel kennen zu lernen, brauchte er eine Stunde, wo ihm Jemand jedes Kartenblatt einzeln nennen und ihm reichen mußte; da er dann die Merkmale eines jeden durch das Gefühl kennen zu lernen suchte, Merkmale, die gewiß kein Anderer beachten noch herausfinden würde, denn sie bestanden in der größeren Steifheit oder Weichheit der Erhöhungen und Vertiefungen auf der Oberfläche, den schärferen oder stumpferen Ecken und Rändern der Blätter.

Aufgabe: Bilde Eigenschaftswörter mit den Endungen **ig** und **lich** von Hauptwörtern dieses Stückes.

## 116.

## Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild.

„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König sieht sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wol fühl ich Kraft im Arm."

„O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer;
Der blinde König sitzt und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut,
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut."
„Der Ränber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn!
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" — ruft vom hohen Stem
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig sein,
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

## 117.

## Electricität.

Wenn ich eine Siegellackstange mit einem Stück Wollenzeug reibe und dann über Papierschnitzchen, Flaumfedern oder Sägespäne halte, die auf einem Tische liegen, so fliegen diese kleinen Körper rasch an die Siegellackstange, werden von ihr abgestoßen, fliegen wieder an, fallen von Neuem ab, und so geht es fort, bis die Kraft des Siegellacks geschwächt worden ist, und man dieses wieder reiben muß, um die Erscheinung abermals zu bewirken. Dasselbe wird erfolgen, wenn ich Glas, Harz oder Bernstein reibe. Mache ich solche Versuche im Dunkeln, so bemerke ich beim Reiben einen Lichtschein um die Siegellackstange herum; und nähere ich derselben, wenn sie lang und dick ist, den Finger, so dringt aus ihr ein kleiner Funken knisternd hervor, wobei ich ein leises Stechen empfinde. Fahre ich mit dem geriebenen Siegellack nahe am Gesicht hin, so entsteht ein Gefühl, als wenn Spinngewebe an die Haut geflogen wäre, zugleich nehme ich einen besondern Geruch wahr. Die Kraft, durch welche die Körper im Stande sind, solche Erscheinungen hervorzubringen, nennt man Electricität, und die Körper, in denen sie durch Reiben entwickelt werden kann, heißen electrische Körper. Den Namen hat man vom Bernstein abgeleitet, der griechisch

Electron heißt, und an dem schon die Alten jene Wirkungen entdeckt hatten.

Die Electricität, welche man als einen feinen Stoff betrachtet, zeigt sich an den Körpern nur, wenn sie gerieben werden; ohne dies scheint dieselbe in ihnen zu ruhen. Die meisten Körper enthalten Electricität, jedoch einige viel, wie Bernstein, Siegellack, Harz, Edelsteine, Glas, Schwefel, Haare, Wolle, Seide, trockene Luft; andere sehr wenig, wie Metalle, Erde, Pflanzen, Thiere und überhaupt feuchte Sachen. Erstere heißen electrische, letztere unelectrische Körper.

Die unelectrischen Körper nehmen leicht Electricität an, verbreiten sie schnell in sich und theilen sie andern, die dafür empfänglich sind, leicht mit. Die electrischen aber nehmen selten oder doch schwer die Electricität auf, und wo es geschieht, da bleibt diese nur an einer Stelle; auch geben sie dieselbe nur schwach wieder ab. Jene werden als Leiter, diese als Nichtleiter der Electricität betrachtet. Wenn man nun eine Glasröhre stark reibt und damit ein Stückchen Eisen berührt, das auf dem Tische liegt, so fährt die Electricität schnell in das Eisen und verschwindet alsbald, weil das Eisen sie in demselben Augenblick dem Tische mittheilt. Legt man jedoch das Eisen überzwei Siegellackstangen und theilt ihm dann, wie vorhin, die Electricität mit, so bleibt sie eine Zeit lang darin, weil sie von der Siegellackstange nicht angenommen wird. In diesem Falle sagt man: das Eisen ist von den Leitern abgesondert. Wenn ich mich auf einen Stuhl, der Glasfüße hat, stelle, mich also absondere, und mit einem Katzenfelle gegen eine Wand schlage, so werde ich electrisch. Würde ich dann von Jemanden berührt, so sprängen Funken aus meinem Körper.

Der größte Nutzen, den uns die Untersuchungen des electrischen Stoffes gebracht haben, besteht in einer genauern Kenntniß des Gewitters. Wie die Electricität in die Luft kommt, weiß man nicht. Manche sagen, sie steige mit den Dünsten in die Höhe; doch wird sie gewiß noch auf eine andere Art dort erzeugt. Die Luft ist bekanntlich ein Nichtleiter, und das um so mehr, je trockener sie ist; am trockensten ist nun meist die obere, dünnere Luft. Wenn sich da Electricität sammelt, so kann sie nicht leicht fortgeleitet werden. Feuchte Luft oder Wolken sind aber Leiter. Leicht bilden sich da, wo viel Electricität ist, auch Wolken; denn durch jene werden die ausdehnbaren Flüssigkeiten leicht in tropfbare verwandelt. Solchen Wolken theilt sich dann die Electricität mit. Treibt nun diese Wolken der Wind in die Nähe anderer,

welche von dem electrischen Stoffe wenig oder nichts besitzen, so wird er aus den erstern hervorbrechen und in die letzteren gehen. Geschähe diese Bewegung nicht so außerordentlich schnell, so würden wir die Electricität in einem großen, feurigen Funken, gleich einem Feuerballe, herausfahren sehen; nun aber fliegt der Funken mit ungemeiner Schnelligkeit in mancherlei Krümmungen durch die Luft und zeigt sich uns als ein vielfach gebrochener Feuerstrahl. Das ist der Blitz. Wie entsteht aber der mit dem Blitze gewöhnlich verbundene Donner? Wir könnten antworten: Der Blitz fährt so schnell durch die Luft, daß kein Mensch seine Schnelligkeit noch hat berechnen können. Das gibt starke Lufterschütterung und muß daher auch stark schallen. Ein electrischer Funken, der durch Reibung des Glases erzeugt wird, knistert ja schon.

## 118.

## Der Soldat und die Sternschnuppe.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße; aber was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft sich entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit über uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte; bald betrachtete er zur Abwechselung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie es wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspectiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt Der da oben mit seinem Blasrohr?“ denn er sah das Perspectiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lange!“ Endlich schoß ein Stern, wie man es nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und in Staunen. „Ei,“ sagte er, „der kann's!“ Nämlich, er meinte, der Sternseher habe nach einem Stern gezielt und ihn vom Himmel

heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. „Der hat sein Theil," sagte er, „der kommt nimmer." Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern Einer hat sogar gemeint, daß sie geschossen werden können.

Aufgabe: Gib die in diesem Stück enthaltenen Objekte an.

## 119.

## Die Nacht.

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Matt geh'n heim, von Freuden des Tages zu ruh'n, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten, vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit, und die Brunnen,
Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Weh'n und reget die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht, kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Ueber Gebirgshöh'n traurig und prächtig herauf.

Anm. f. d. L. — Es dürfte nun an der Zeit sein, die Schüler mit den gebräuchlichsten Versmaßen bekannt zu machen und sie im rythmischen Lesen zu üben; etwa nach Mager's Sprachbuch II.

## 120.

## Das Nordlicht an den Küsten von Neufundland.

In Europa kommen die kalten und trockenen Winde aus Nordosten, in Amerika immer aus Nordwesten. Herrschen diese Winde, so ist der Himmel klar und azurblau, und Nichts gleicht dann der Schönheit der Nächte. Weit und breit leuchtet der Mond, und zwar ist sein Licht viel heller und reiner, als in Europa; in seiner Abwesenheit aber wird sein Schein durch den funkelnden Glanz der Sterne ersetzt. Uebrigens ist in dieser nördlichen Gegend die Erscheinung des Nordlichts sehr häufig, und es macht diese außerordentliche Erscheinung den wunderbar-

sten Eindruck. Gewöhnlich erscheint es in der Gestalt eines blendenden Feuergürtels, der mit den beiden Enden bis an den Horizont hinabgeht und den ganzen Himmel mit seinen Feuerstrahlen erfüllt. Sogar der helle Glanz des Mondes vermag das lebhafte Licht nicht zu überstrahlen. Ein Knistern, wie wenn man seidene Stoffe aneinander reibt, geht dem Erscheinen desselben voraus; mit einem leichten Geräusche verbreitet sich das Licht über den Himmelsraum, und im Zenith vereinigen sich die Strahlen in Gestalt einer Krone. Bisweilen zeigt sich auch das Nordlicht in Gestalt zweier Fahnen, die in der Luft umherflattern, und die verschiedenen Lichtfarben bilden in augenblicklicher Abwechselung gewissermaßen ebenso viele große seidene Bänder von mancherlei Farben. Manchmal steigt es auch in großen Feuersäulen am Himmel auf, deren Glanz nach und nach schwächer wird; oder es verwandelt sich in schnellen Schwingungen bis ins Unendliche und geht vom glänzendsten Hellgelb bis ins dunkelste Braun über, und wenn es dann in seinem lebhaften Glanze den Himmel flüchtig erhellt hat, steigt es majestätisch vom Horizonte bis zum Zenith hinauf und verschwindet plötzlich, indem es nur eine düstere, einförmige Spur zurückläßt. Sogleich erscheint aber der Lichtglanz von Neuem, um eben so schnell wieder zu verlöschen und wieder hervorzukommen. Endlich kündigt es sich auch durch prachtvolle Strahlen an, die an Menge und Glanz immer mehr und mehr zunehmen, bis sie die ganze Atmosphäre anfüllen und das ergreifendste Schauspiel darstellen, das man sich nur denken kann. Der Himmel ist mit lauter Funken bedeckt; es knackert und lärmt und zischt, gerade wie bei einem großen Feuerwerke. — Diese Naturerscheinung, die man für eine Wirkung der Electricität zu halten pflegt, ist gewöhnlich das Vorzeichen großer Stürme.

## 121.

### Schoenheit der Natur im Winter der Polargegenden.

Es war um die Mitte Novembers. Die Sonne hatte uns verlassen; aber obgleich unsichtbar, verbreitete sie doch einen magischen Glanz über den ganzen Himmel. Das Schauspiel eines Himmels ohne Sonne war so ergreifend und eigenthümlich, dass ich auf meinen Jagdstreifereien die Erde unter mir ganz vergass und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufschaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren im Stande, unser Mittagsmahl zu verzehren,

ohne Licht anzuzünden, obgleich dies nothwendig war, wenn man lesen oder schreiben wollte.

Sobald der Abend kam, spielten tausend tanzende Lichter geheimnissvoll durch die Luft, als wären sie dazu bestimmt, durch ihre milden und schönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht quer über den Himmel einen glänzenden Bogen von einer blassen spielenden Flamme, die sich mit unbeschreiblicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verschwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt Alles in ihren schwarzen Schleier; aber gleich darauf wird der unermessliche Raum des Aethers so schnell, wie das Blinken eines Sterns, mit einem Feuer bedeckt, welches eine ganz neue Gestalt annimmt und den Himmel mit einem schwachen Silberlichte übergiesst, das in Wellen, oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahinschwimmt. Bisweilen schiessen schmale Flammenstreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verschwinden unter dem südlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit sieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmasse, die in Form eines schönen Strahlenkranzes gegen die Erde heruntersteigt und dann in einem Nu verschwindet.

Das Nordlicht zeigt sich am häufigsten bei stillem Wetter; jedoch sah ich es nie lebendiger, als bei einem frischen Südostwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der grössten Schnelligkeit von der entgegengesetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desselben nicht im Geringsten störte; denn dieses setzte in einem schmalen stetigen Lichtstrome seinen Weg fort. Ich bemerkte immer, dass es von Nordost herkam und in Südost verschwand. Anfangs zeigten sich gewöhnlich schwache, unregelmässige Lichtstrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe stiegen und grosse Aehnlichkeit mit dem Wiederschein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht am Horizont, sondern stiegen bis zum Zenith und nahmen eine grosse Mannigfaltigkeit der Form und Verschiedenheit der Bewegung an, dass eine blosse Beschreibung keinen entsprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erscheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenlosen Himmel beschränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei theilweis trübem Himmel. Einmal zeigte sich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer schwarzen Wolke unten im Nordwesten langsam emporzukommen und eine oder zwei Minuten still zu stehen schien, als wenn sie von einem grössern Lichte ein Wiederschein wäre. Als ich nach dem Zenith aufschaute, nahm ich einen

kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade so, als ob die Sonne mit einmal aus einer dichten Wolke hervortrete. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des November ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordischen Morgenröthe herkommende Licht bisweilen so stark, dass ich bei demselben im Stande war, etwas Grossgedrucktes zu lesen und eine Nadel zu finden, falls ich sie verloren hätte.

Es ist schwer, einen bestimmten Grund jener Erscheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umstand, dass es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendsten ist, führt allerdings zu der Vermuthung, welche die allgemeinste zu sein scheint, dass es auf electrischen Ursachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländischen Volke verbreitet ist, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Diese Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermesslichen Haufen von Häringen in dem Polarmeer verursacht, welche, sobald sie von grossen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Häringe rufe das (phosphorische) Licht hervor, das blos vom Himmel widerscheine.

Die Lappländer, welche sehr abergläubisch sind, bilden sich ein, es seien die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: Da ist mein Vater, da meine Mutter! u. s. w., je nachdem ihnen die Phantasie eine Aehnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei andern Gelegenheiten glauben sie auch darin den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister zu sehen. Es ist sonderbar, dass die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, zu welcher Zeit es an Farbe, Form und Lage am meisten wechselt, so sagen sie: Unsere abgeschiedenen Freunde sind sehr fröhlich!

Ausser dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung voraus zu bestimmen. Die Erfahrung bestätigt meistentheils die Richtigkeit ihres Urtheils. Ist das Nordlicht gleichmässig über den Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizonte zu zeigen; ist seine Farbe blass, und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist: so wird dieses noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des

Himmels gesehen; nimmt es eine bestimmte Form an; fährt und fliegt es mit grosser Schnelligkeit dahin, oder bildet es einen schmalen Strom, oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel: so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechselnde Farben annimmt. Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen solchen, der über das südliche Festland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genöthigt, um ein Uhr, während der Zeit unseres Mittagessens, Licht anzustecken; und um zeichnen und schreiben zu können, musste ich den ganzen Tag Licht brennen. Unser Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend stark, um vor dem Hause Gedrucktes lesen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Bewegung (auf die sich die Thätigkeit der Eingeborenen und Kaufleute beschränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und fest, so dass man über die tiefsten Abgründe gehen konnte, ohne einzusinken. Nun ward auch unsere Abreise von Hammerfest beschlossen, und weil das Wetter günstig war, sollte auch die Schlittenkarawane die Nacht durch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte sich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen besäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauspiel war im höchsten Grade herrlich und prachtvoll. Der Frost war scharf; es blitzerte und blinkte am Himmel und auf der Erde.

Es ist schwer, das ausserordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beschreiben; denn sie wechselten von der Feuerfarbe, dem Pommeranzengelb bis zu der Farbe des Hochroths, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Aether ins Auge. Das Nordlicht begann um uns und über uns zu spielen. Ein blasser Flammenguss strömte zuerst von dem Scheitelpunkte; dann schossen zitternde Feuer schnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Planet der Nacht hoch am Firmamente seine Bahn verfolgte und mild und schwermüthig auf uns niederschaute. Es glimmerte jeder Zweig und Spross, als wenn er mit zahllosen Edelsteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tausend und aber tausend Kristalle erinnerte an die Mährchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer schöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magischen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unsern abenteuerlichen Pelzgestalten, von Frost und Reif dick überzogen, und stillschweigend dahin jagend, von den

zackigbehörnten Schneerossen gezogen, hatten wir weniger das Ansehen von Menschen, als von einer Bande unterirdischer Wesen, die den öden Raum durchstrichen, um mit den lappländischen Hexen zu tanzen und ein Fest der Mitternacht zu feiern.

Aufgabe: Schreibe die Eigenschaftswörter heraus und ordne sie in Reihen, je nach Farbe, Geschmack, Gestalt ꝛc.

## 122.

## Der Abendstern.

Und kommst du auch schon allgemach?
Was läufst du so der Sonne nach?
Du lieber schöner Abendstern!
Sie soll dich küssen, möcht'st du gern?
Ja, tripple du nur hinterdrein,
Ich wett', du holst sie doch nicht ein!

Von allen Sternen groß und klein
Ist er ihr Liebling ganz allein;
Die Brüderchen, die andern Stern',
Die hat sie doch nicht halb so gern.
Wo sie auch wandelt aus und ein,
Fortwährend muß er bei ihr sein.

Früh, wenn sie aus dem Morgenschein
Da in den Schwarzwald guckt hinein,
Führt sie ihr Bübchen bei der Hand
Und zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Sie sagt: „Hübsch ruhig! Nimm dir Zeit!
Wer immer springt, der kommt nicht weit."

Da schwätzt er denn, fragt hin und her,
Sie gibt ihm Antwort, gute Lehr';
Auf einmal ruft er: „Mutter! schau,
Wie's unten glänzt im Morgenthau
So schön, grad' wie im Himmelssaal!" —
„Ja," sagt sie, „'s ist das Wiesenthal!"

Sie fragt ihn: „Hast genug gesehn?
Ich kann nicht länger stille stehn."
Da läßt er ihre Hand im Stich,
Jagt mit den weißen Wölkchen sich,
Und wenn er meint, er hätt' sie schon,
Ja, die sind alle längst davon.

Drauf wie die Mutter höher steht,
Zum Rhein allmälig weitergeht,
Da ruft sie: „Fall mir ja nicht hin!“
Schnell faßt sie bei den Händen ihn:
„Du könnt'st verlöschen, denk doch dran,
Wie grämt sich deine Mutter dann!“

Doch wenn sie überm Elsaß steht,
Allmälig da bergunter geht,
Wird nach und nach das Bübchen still,
Es weiß nicht, was es machen will.
Es kann nicht gehn vor Müdigkeit,
Fragt hundertmal: „Ist es noch weit?“

Drauf wie sie auf den Bergen steht,
Ins Abendroth heruntergeht,
Und er da endlich matt und müd'
Im rothen Glanz die Heimat sieht,
Hängt er an ihren Rock sich an
Und zottelt nach, so gut er kann.

Nach Hause zieht schon Heerd' und Hirt.
Der Vogel sitzt, der Käfer schwirrt,
Das Heimchen singt mit leisem Ton,
Die Abendglocken klingen schon.
„Nu endlich!“ denkt er, „'s war auch Zeit!
Gottlob, jetzt ist es nicht mehr weit!“

Vor Freuden, daß er ist zur Stell',
Wie wird sein rund Gesichtchen hell!
Da steht die Mutter schon am Haus:
„So komm doch! komm! du kleine Maus!“
Jetzt ist er froh, jetzt ist er da,
Am Mutterherzen ruht er ja.

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Wahr ist es, Jeder hat dich gern,
Schaust in die Welt so lieb und licht,
Und siehst du wen, dem was gebricht,
Ist Einer müd', und hat man Schmerz:
Du füllst mit Frieden still das Herz!

Die andern Stern' im Prachtgewand,
Ei freilich ja, sind auch scharmant.
O sieh, wie flimmert's weit und breit
In Lieb' und Freud' und Einigkeit!
Keins macht den Weg dem andern schwer,
Ach, wenn es hier doch auch so wär'!

Da kommt die kühle Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Ich denk', wir gehen nach und nach
Nun auch in Frieden unter Dach.
Geh, Liese, steck das Lämpchen an,
Laß nicht so großen Docht daran!

## 123.

## Der Brand von Hamburg.

Es war Donnerstag, am 5. Mai 1842, eine Stunde nach Mitternacht, als die Feuerglocken in der alten Hansastadt erhallten. Es brannte im Nikolaikirchspiele, in der Deichstraße. Anfangs beachtete man das Feuer wenig; ein verjährtes Vorurtheil, überkommen aus alten Zeiten, als wären die Löschanstalten von Hamburg die besten in der Welt, mehrte das Verderben. Dasselbe ließ die Bewohner von Hamburg selbst da noch nicht an die furchtbare Größe des nahenden Unglücks glauben, als wenige Stunden nach dem Ausbruch des Feuers ein Südwestwind sich erhob und die Flammen einen Speicher ergriffen, in welchem sich mehrere hundert Kisten Schellack befanden, sowie auch einige andere Gebäude, die mit Steinkohlentheer angefüllt waren. Doch als die Gluthen auch aus den Speichern des Rödingsmarktes emporleuchteten, schwand die thörichte Sicherheit und man suchte mit aller Kraft sich dem verderbenden Elemente entgegenzustellen. — Doch war der Mensch nicht mehr der Gefahr gewachsen. Das Feuer, welches bereits an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Straßen aufleuchtete, theilte das Zusammenwirken der Löschanstalten und hemmte die Gesammtanstrengungen, da bereits brennendes Oel und brennender Spiritus in die Kanäle floß. Eine Stunde vor Mittag brannten bereits die Häuser und hölzernen Fleischerstände des Hopfenmarktes und die Flammenwogen näherten sich der Nikolaikirche. Der Himmel war mit finsteren Rauchwolken bedeckt. Die Bevölkerung von Hamburg drängte sich auf den Straßen; ihnen entgegen die unglücklichen Abgebrannten, belastet mit der wenigen Habe, die sie gerettet hatten. Dazwischen rasselten Kanonen und Geschütze; denn nun erst hatte man sich zur Sprengung und zum Niederschießen der Häuser entschlossen. Jetzt war es gegen 1 Uhr Nachmittags, als an der Spitze des Nikolaithurms der erste Rauch aufstieg, dem bald die helle Flamme folgte. Das furchtbarste Entsetzen erfaßte jede Menschenbrust. Alle Hoffnung war

dahin; grenzenlose Verwirrung herrschte überall; der nahende, nunmehr unvermeidliche Einsturz des Thurmes konnte das Leben von Tausenden vernichten. Um 3 Uhr brannte der ganze Thurm. Sein Glockenspiel, von der Hitze in Bewegung gesetzt, schrillte in entsetzlichen Tönen auf die starrende Menge nieder; das geschmolzene Kupferdach floß an den Mauern herab. Gegen 5 Uhr wankte die Spitze und wenige Augenblicke nachher stürzte der Thurm nach der Seite des Kirchhofs nieder. Unerörtert bleibt es, wie viele Menschen unter seinem Sturze begraben wurden. Das feste Mauerwerk der Kirche war nun der Krater, aus dem sich die Gluthen von geschmolzenem Glockengut, Eisen, Kupfer und Blei ergossen. Nicht Funken wirbelten mehr zur Höhe hinauf; gewaltige Feuerballen flogen durch die Lüfte und zündeten die fernen Straßen. Der Abend nahte; aber es blieb die flammende Tageshelle, und man konnte den Brand nicht mehr nach den Häusern, sondern nur noch nach Straßen berechnen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wogte das Feuer bereits in der Nähe der Petrikirche. Um 9 Uhr leuchtete der herrliche Thurm in allen Farbenlichtern gen Himmel lodernd empor und läutete sich selbst das Sterbelied. Mit der Vernichtung dieser herrlichen Pyramide sank der letzte der Thürme in Ruinen, die das Hamburger Wappen — „drei Thürme" — bilden. Menschenkraft war zu Ohnmacht geworden. Ein mächtiger Regen, der drei Stunden anhielt, endete das Vordringen der Flammen und gab den Verzagenden neuen Muth, das furchtbare Element zu bekämpfen.

Die Verheerung dieses Brandes erstreckte sich ungefähr über den dritten Theil der Stadt. Ohne Obdach waren mehr als 21,000 Menschen. In der Feuersbrunst kamen gegen 60 Menschen um; verwundet wurden 107. Von dem Volke wurden 11 Personen wegen Verdacht der Brandstiftung schwer verletzt.

Aufgabe: Welche Zeitwörter stehen in der Thätigkeitsform, und welche in der Leideform? Gib das Particip aller Zeitwörter an.

## 124.

## Räthsel.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.

Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbarn' Gebieter der Welt.

## 125.

## Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

In einem offenen Gefäße kann Wasser nur bis zur Siedhitze erwärmt werden. Wenn man aber Wasser in einem geschlossenen Gefäße erhitzt, so daß die gebildeten Dämpfe nicht entweichen können: dann nimmt die Hitze des Wassers immer zu, und die eingeschlossenen Dämpfe nehmen eine große Spannkraft an, erreichen endlich eine furchtbare Stärke und werden bei den Dampfmaschinen angewendet. Die Wirkung einer Dampfmaschine ist also Folge der großen Spannkraft des eingeschlossenen, sehr erhitzten Wasserdampfes. Die Erzeugung dieses Dampfes geschieht in einem eisernen Dampfkessel, dessen Form sehr verschieden ist. Damit schnell eine große Menge Wassers in Dampf verwandelt werden kann, so ist der Kessel ganz vom Feuer umgeben. Aus dem Dampfkessel wird der Dampf durch eine Röhre nach der Maschine geleitet. Die Maschine ist entweder eine stehende, wie z. B. bei Dampfmühlen und Dampfschiffen, oder eine bewegliche, was bei den Locomotiven der Eisenbahnen der Fall ist. Das Brennmaterial für Dampfmaschinen ist in der Regel Steinkohle. Die Erfindung dieser Maschinen ist für die Gewerbe von großer Wichtigkeit; sie ersetzen Hunderttausende von Menschenhänden und Tausende von Zug- und Lastthieren; sie machen den Schiffer von Wind und Strömung unabhängig; sie setzen Mühlen in Bewegung, wenn auch der Mühlbach versiegt oder auf den Grund gefroren ist; sie überwinden jede Last mit Leichtigkeit und durch die Eisenbahnen jede Entfernung mit großer Geschwindigkeit.

Ich will euch von den Eisenbahnen, welche als die wichtigste Erfindung der neuesten Zeit angesehen werden müssen, in Kürze Einiges erzählen. Die Eisenbahnen sind möglichst wagrechte Straßen, auf welchen zwei künstliche, von Schmiedeeisen gefertigte Geleise oder Schienen fortlaufen, die in allen Punkten gleich weit von einander abstehen.

Diese Schienen ruhen in dem Einschnitte eiserner Sättel; die Sättel aber sind auf Eichenholzschwellen befestigt, die quer unter der Bahn liegen. Der Raum zwischen den Schienen ist so mit Kies gefüllt, daß dieselben nur wenige Zoll hervorstehen. Bei der Erbauung einer solchen Eisenbahn wird der Kostenaufwand oft sehr vermehrt, weil man den Weg, soviel als möglich, wagrecht herstellen muß. Bei dieser Herstellung müssen Hügel geebnet, Berge durchbrochen werden (dadurch entstehen Tunnel); es müssen Vertiefungen ausgefüllt und tiefe Thäler mit Bogengängen, welche man Viadukte nennt, überbaut werden. Die Wagen, welche zur Fahrt auf solchen Straßen bestimmt sind, haben gußeiserne Räder mit einem vorspringenden Rande, durch welchen sie stets auf jenen Geleisen gehalten werden. Der Dampfwagen, auf welchem die Dampfmaschine sich befindet, fährt voraus. Er ist aus Eisen gebaut und ruht auf den Achsen der sechs Räder. Die zwei mittleren Räder werden durch Dampf in Bewegung gesetzt; die vier andern rollen von selbst mit. Die Maschine hat zwei Dampfwalzen, welche an der Unterseite des Wagenkastens wagrecht liegen. An den Walzen sind außen zwei bewegliche Stangen angebracht, welche die Welle der Mittelräder drehen und dadurch bewirken, daß das Ganze fortrollt. Soll es stille stehen, so verschließt der Locomotivführer die Röhre, durch welche der Dampf in die Dampfwalze geht. Den größten Theil des Dampfwagens nimmt der Kessel ein. Sein Untertheil ist mit Wasser angefüllt; oben füllen ihn die Dämpfe. Wenn die Dämpfe endlich Kraft genug haben, so gelangen sie zur Dampfwalze und treiben die Stange, welche Gelenke hat und mit den mittlern Rädern in Verbindung steht, hin und her und versetzen dadurch die mittleren Räder in drehende Bewegung. Die verbrauchten Dämpfe werden in den Schornstein geleitet, durch den sie mit dem Rauch und der Flammengluth abziehen. An den Dampfwagen ist ein Vorrathswagen angehängt, welcher die zur Heizung nöthigen Steinkohlen und auch heißes Wasser enthält. Nach diesem folgen die Personenwagen, in denen sich oft Hunderte von Menschen befinden. Auch Wägen zur Weiterschaffung der Thiere, Kaufmannsgüter und andern Gepäcks sind angehängt. Und alle diese Wagen, von der einzigen Dampfmaschine getrieben, fliegen so schnell auf der Eisenbahn dahin, daß sie in einer Stunde oft 5—6 deutsche Meilen zurücklegen.

## 126.

# Entfernungen.

*Ihr Alle wisst, dass der Mond keine Scheibe, sondern eine Kugel ist, und dass er grosse Berge hat. In guten Fernröhren stellen sich die Berge und Thäler des Mondes so deutlich dar, dass man vom Monde ebenso gut Karten hat, wie von der Erde. Denn er steht ihr unter allen Himmelskörpern am nächsten, wesshalb er auch, obgleich er* 13 *mal kleiner ist, als die Erde, uns so ansehnlich erscheint. Seine Entfernung von der Erde beträgt bloss* 50000 *deutsche Meilen; und doch ist diese Entfernung für unsre Begriffe schon ungeheuer. Unsre schnellsten Dampfschiffe fahren durchschnittlich etwa zwei deutsche Meilen in einer Stunde. Ein Dampfschiff, das Tag und Nacht fortginge, brauchte also* 25000 *Stunden, um uns in den Mond zu bringen, d. h.* 1083 *Tage und* 8 *Stunden, oder drei Jahre weniger* 12 *Tage.*

*Wie lange müsstest du nun auf einem Dampfwagen fahren, der acht Meilen in einer Stunde auf einer Eisenbahn zurücklegt, wenn eine zum Mond führte?*

*Die geringste Entfernung der Sonne von uns beträgt* 20 *Millionen Meilen. Das Dampfschiff würde daher* 10 *Millionen Stunden, d. h.* 1141 *Jahre und* 201 *Tage, brauchen, um in der Sonne anzukommen, wenn man ohne allen Aufenthalt Tag und Nacht fortfuhre! Wie viel brauchte nun ein Dampfwagen auf jener Eisenbahn?*

*Wer bei seiner Geburt in einen solchen Dampfwagen nach der Sonne gesetzt würde, der wurde, wenn er* 70 *Jahre alt wäre, noch nicht ganz die Hälfte des Weges zurückgelegt haben.*

*Ihr könnt euch nun einen Begriff von der Geschwindigkeit des Lichtes machen, das diese ungeheure Entfernung von der Sonne zur Erde in bloss* 8 *Minuten und* 13 *Sekunden durchläuft!*

Aufgabe: Wie bildet man die Ordnungs-, Vertheilungs-, Multiplications- und Aufzählungszahlen? Zähle die unbestimmten Zahlwörter auf.

## 127.

# Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben, er will durchaus fort in die Welt. Dies Wagestück zu hintertreiben, der Mutter immer schwerer fällt. „Was willst Du" — spricht sie — „draußen machen? Du kennst ja fremde Menschen nicht; Dir nimmt vielleicht all' Deine Sachen der erste beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen, wenn er die Mutter weinen sieht, und wiederholt an jedem Morgen sein längst gesung'nes Reiselied. Er meint: „Die Fremde nur macht Leute, nicht in der Nähe wohnt das

Glück.“ Drum sucht er's auch recht in der Weite; — doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hülfe ruft man alle Basen, und jede gab dazu ihr Wort; doch Peter läßt nicht mit sich spaßen, der Tollkopf will nun einmal fort. Da sprach die Mutter voller Kummer: „So sieh doch nur den Vater an, der reiste nie und ist nicht dummer, als mancher weitgereiste Mann.“

Doch Peter läßt sich nicht bewegen, so daß zuletzt der Vater spricht: „Nun gut! ich wünsch' Dir Glück und Segen! fort sollst Du! doch nun säum' auch nicht.“ — Nun geht es an ein Emballiren vom Fuß hinauf bis an den Kopf; man wickelt, daß auch nichts kann frieren, das dickste Band um seinen Zopf.

Jetzt endlich ist der Tag gekommen, gleich nach dem Essen geht es heut'; voraus ist Abschied schon genommen, und Alles schwimmt in Traurigkeit. — Die Eltern das Geleit' ihm geben bis auf das nächste Dorf hinaus, und weil da ist ein Wirthshaus eben, hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen, und still wird Peter, — mäuschenstill; man trinkt auf glücklich Wiederkommen, und Peter seufzt: „Nun! — wie Gott will!“ Er muß die Augen öfters reiben, nimmt Abschied noch einmal recht schön und sagt, man soll nur sitzen bleiben, denn weiter lass' er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter, obgleich es ihn beinahe reut; nach jeden hundert Schritten steht er und denkt: „Wie ist die Welt so weit.“ Das Wetter will ihn auch nicht freuen, es weht der Wind so rauh und kalt; er meint, es könne heut' noch schneien, und schneit's nicht heut', so schneit's doch bald.

Jetzt schaut er bang' zurück — jetzt geht er und sinnt, wie weit er heut' wol reis't; — jetzt kommt ein Kreuzweg, — ach! da steht er, und Niemand der zurecht ihn weist. — „Ach!“ seufzt' er, „so was zu erleben, gedacht' ich nicht; daß Gott erbarm'! — Hätt' ich der Mutter nachgegeben, so säß ich jetzt noch weich und warm.“

„Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen! Ich war doch wirklich toll und dumm! Wie würde mich die Mutter herzen, kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!“ Und rasch beschließt er, sich zu drehen, wie wenn man was vergessen hat, und rennt — ich hätt' ihn mögen sehen! — zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen im Wirthshaus noch in guter Ruh',

bekämpften ihren Gram durch Essen und tranken tief gerührt dazu. Der Peter ließ sie gern beim Schmause, ihn reizte nur der Heimath Glück; drum lief er spornenstreichs nach Hause auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne sein Fuß sich nicht verirret hat, gelangt er vor dem Abendsterne inkognito noch in die Stadt. Doch kaum ist er nun heimgekommen, so schallt Gelächter durch das Haus; das hätt' er übel fast genommen, allein er macht sich nichts daraus

Man scherzt: „Du mußt mit Meilenschuhen gewandert sein; drum setz' Dich auch nun hintern Ofen, um zu ruhen, und pfleg' am Brodschrank Deinen Bauch!" — Er thut's; jetzt treten seine Eltern betrübt zur Stubenthür herein. Die Mutter seufzt mit Händefalten: „Ach Gott! wo mag mein Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt: „Was klagt Ihr denn? — hier bin ich ja!" Die Mutter jauchzt, — der Vater runzelt die Stirn und spricht: „Schon wieder da? — Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen; die Mutter war nur, wie verwirrt; ich hab's dem Burschen angesehen, wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen vom frommen Dank: „'S ist besser so! Nun hab' ich wieder meinen Jungen gesund zu Haus, deß bin ich froh!" — Doch Peter sagte ganz beklommen: „Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit, und wär' der Kreuzweg nicht gekommen, so wär' ich jetzt, — wer weiß, wie weit."

## 128.

## Theilbarkeit der Körper.

Die meisten Naturkörper lassen sich in unglaublich feine Theile zerlegen, wie dieses nachfolgende Beispiele beweisen:

In England hat man aus einem Pfund Wolle einen Faden gesponnen, welcher 14 deutsche Meilen lang war. Rechnen wir nun die deutsche Meile zu 24,000 Fuß, den Fuß zu 10 Zoll und einen Zoll zu 10 Linien, und nehmen wir an, daß jede Linie dieses Fadens nur in 10 Theilchen zerschnitten würde, so wäre derselbe in 336,000,000 sichtbare Theile getheilt worden. Ein Pfund Baumwolle lieferte einen Faden von 134,000 Ellen, welche eine Strecke Weges von 11¼ Meilen betragen.

Ein einfacher Seidenfaden, wie er von der Seidenraupe kommt, wiegt bei einer Länge von 360 Fuß nicht mehr als 1 Gran, (den 240sten Theil eines Lothes, ungefähr soviel als ein Gerstenkorn;) wie unendlich viele sichtbare Theile müßte man demnach aus einem einzigen Loth Seide machen können!

Noch größer ist die Theilbarkeit der Färbestoffe. So färbt man z. B. mit einer Unze oder 2 Loth Cochenille*) 10 Unzen Seide hinreichend roth. Eine Unze Seide gibt einen Faden von 150,000 Fuß Länge; jeder Seidenfaden ist mindestens aus 40 einfachen Fäden zusammengesetzt, und aus jedem fußlangen, einfachen oder Kokonfaden kann man wenigstens 1000 Theile machen, die unter dem Vergrößerungsglase noch alle roth erscheinen; in wie viele sichtbare Theile ist demnach eine einzige Unze dieser rothen Farbe zertheilt worden!!

Durch ein gutes Vergrößerungsglas oder Mikroscop kann man sich überzeugen, daß der Faden einer Spinne aus 6000 andern Fäden bestehe, daß der Schimmel am Brode ein Wald von lauter Gewächsen und mit Thieren bevölkert sei, und daß ein Tropfen Wasser oder Essig eine merkwürdige Anzahl von Thierchen enthalte, die alle mit Schnelligkeit sich in ihrem Elemente bewegen. Jedes dieser Thierchen nimmt Nahrung zu sich, und es muß gewiß unsere Bewunderung erregen, wenn wir bedenken, wie fein die Nahrungstheile sein müssen, die geeignet sind in die zarten Gefäße dieser Thierchen aufgenommen zu werden!

Der Moschus, ein bekanntes, sehr kostbares Arzneimittel, das wir von einem niedlichen Thiere aus dem südöstlichen Asien erhalten, erfüllt, ohne etwas Merkliches von seinem Gewichte zu verlieren, ein Zimmer Jahre lang mit seinem Dufte. Wir wissen nun, daß die Empfindung des Riechens dadurch entsteht, daß sich Theile von irgend einem riechenden Körper ablösen, in unsere Nase fliegen und durch Reizung der Geruchsnerven die Empfindung des Riechens veranlassen. Wie ungeheuer fein müssen nun die Theilchen sein, die sich vom Moschus ablösen und Jahre lang ein Zimmer erfüllen, während doch so viele derselben durch die Bewegung der Luft, durch Einathmen und andere Ursachen hinweggetragen werden!

*) Die Cochenille (sprich Koschenill) ist ein kleines Insekt, das besonders in Mexico auf mehreren Cactus-Arten lebt, eine feine, rothe Farbe gibt und daher ein wichtiger Handelsartikel ist.

## 129.

## Das Gewicht der Erde.

Die Naturforscher haben über Dinge nachgedacht und Dinge erforscht, die oft dem gewöhnlichen Manne wie eine Fabel vorkommen. Zu diesen Dingen gehört wol auch die Frage: wie viel Pfund wiegt die ganze Erde?

Zwar sollte man meinen, daß man dies sehr leicht beantworten kann. Man könnte die erste beste Zahl hinsagen und sicher sein, daß kein Mensch eine Wagschale herbeischleppen und nachwiegen wird, ob kein Loth daran fehlt. Allein die Frage ist keineswegs ein Scherz und die Antwort ist kein Schwank, sondern es ist beides ein wirkliches wissenschaftliches Ergebniß. Die Frage ist an sich eben so wichtig wie die Antwort, die man jetzt zu geben im Stande ist, richtig ist.

Man weiß, wie groß die Erdkugel ist; nun sollte man glauben, daß es leicht ist, zu wissen, wie schwer sie ist. Man brauchte nämlich nur eine kleine Kugel aus Erde zu machen, die man genau wiegen kann: sodann könnte man berechnen, um wieviel Mal diese Kugel kleiner ist als die Erde und hiernach ließe es sich fast an den Fingern herzählen, daß wenn z. B. die gemachte Kugel einen Centner wiegt, die so und so vielmal größere Erdkugel so und so viel Centner wiegen müsse.

Allein dieses Verfahren würde sehr leicht irre führen und gar kein Resultat geben. Es käme nämlich darauf an, woraus man die kleine Kugel macht. Macht man sie aus loser Erde, so würde sie leicht wiegen, nimmt man Steine hinein, so würde sie schwerer, würde man gar Metalle hineinthun, so würde sie je nach dem Metall noch bei weitem schwerer ins Gewicht fallen.

Will man also aus dem Gewicht der kleinen Kugel das Gewicht der Erdkugel berechnen, so muß man vorerst wissen, woraus denn eigentlich die Erdkugel besteht, ob Steine oder Metalle oder ganz unbekannte Dinge, oder gar leere Höhlen in ihr sind, oder ob sie vielleicht gar nichts als eine hohle Kugel ist, auf deren äußerer Schale wir leben und die inwendig vielleicht eine andere Welt in sich hat, zu welcher man gelangen könnte, wenn man durch die dicke Schale ein Loch bohrt. —

Man wird wol bei einigem Nachdenken einsehen, daß die Frage, wie viel Pfund unsere Erde wiegt, eigentlich darauf hinausgeht, zu erforschen, woraus durchschnittlich diese Erdkugel besteht, und das ist schon eine Frage, die mehr wissenschaftlich klingt.

Diese Frage ist in neuester Zeit gelöst worden, und man hat als Resultat gefunden, daß die Erde 14 Quadrillionen Pfund schwer ist, daß sie durchschnittlich aus einer Masse besteht, die etwas leichter ist als unser Eisen, daß sie an der Oberfläche leichtere Massen an sich hat und nach der Tiefe zu an schweren Massen zunimmt und endlich, daß sie wol viele einzelne Höhlen in sich hat, aber selbst keine Hohlkugel ist.

## 130.

## Thiere als Mittel für den Transport.

Das umfassendste aller Geschöpfe, das allen Klimaten sich anpaßt, das alle Bodenformen mit Sicherheit und Leichtigkeit betritt, ist der Mensch selbst. Er ist theils von Natur, theils durch Uebung und Kunst das gewandteste aller Erdenwesen und hat dabei eine Körperconstitution, die sich unter dem Nordpol, wie unter dem Aequator ohne Schwierigkeit conservirt. Der Mensch schreitet leichter, als irgend ein großes Thier über Sumpfboden dahin; da wo kein Pferd und Maulthier mehr die felsigen Berghöhen überschreiten kann, schleppt er noch große Lasten hinüber; wenn reißende Ströme zu übersetzen sind, wo Thiere und Wagen zurückbleiben, und auch Schiffe nicht anwendbar sind, wirft sich der Mensch in die Fluthen und bringt Briefe und Pakete durch. Jedoch übertreffen ihn, wenn auch nicht an Geschicklichkeit, doch an Ausdauer und Zähigkeit und Kraft mehrere Thiere. Er ist nicht im Stande, bedeutende Transporte auf eignem Rücken zu übernehmen, und endlich ist auch zu bemerken, daß überhaupt die anderen edlen und trefflichen Eigenschaften des Menschen ihn zu anderen Geschäften beim Transport geeignet machen, die wichtiger sind, als die eines bloßen Saum- oder Zugthieres. Es ist daher natürlich, daß der Mensch in der Regel nicht als unmittelbar bewegende Kraft gebraucht wird, sondern nur immer da eintritt, wo durchaus keine andere Kraft mehr mit Vortheil angewandt werden kann, und diese Fälle sind nur äußerst selten. Dergleichen sind der bereits erwähnte Transport in den Gebirgen, dann das Ziehen der Schiffe an einigen Flußufern, wo noch keine ordentlichen Ziehwege eingerichtet sind u. s. w.

Dem Menschen an Geschicklichkeit zunächst steht wol ohne Zweifel das Pferd, ihn an Kraft und Ausdauer bei weitem übertreffend. Dieses edle, starke Thier findet sich äußerst weit verbreitet, erträgt die ver-

schiedensten Klima's, lernt leicht sowohl in der Ebene gehen als Gebirge ersteigen, und ist auch in hohem Grade im Stande, sich immer diejenigen Geschicklichkeiten anzueignen, die für diesen oder jenen Oberflächenzustand gerade nöthig sind. Es gibt Gebirgspferde, Ebnenpferde, Sumpfpferde, wahrscheinlich auch Sandpferde und andere. Auch können die Pferde durch die Eigenthümlichkeiten ihres Hufes leicht geschickt gemacht werden, auf den glattesten Oberflächen, z. B. dem Eise, zu gehen.

Die Kraft des Pferdes ist groß, doch ist sein Körper klein. Um daher große Lasten fortzuschaffen, hat man eigne Vehikel erfunden, die man vom Pferde fortschleppen läßt, indem man das zu Transportirende darauf verpackt.

Die meisten Eigenschaften mit dem Pferde gemein, nur nicht ganz die Stärke desselben und das Feuer, dafür aber desto mehr Vorsicht, Kaltblütigkeit und Sicherheit haben Esel und Maulthier. Sie sind ganz vortrefflich für gebirgige Gegenden geeignet, und man findet daher auch große Gebirgsländer, in denen kaum eine andere bewegende Kraft zum Transport gebraucht wird. —

Auch der Ochse ist eins von den Thieren, das der Mensch gewählt hat, um sich seiner als bewegender Kraft beim Transporte zu bedienen. Der Ochse ist langsam, schwerfällig, von geringem Feuer, hilft sich nur auf ebenem Boden gut fort, und ist nicht so augenblicklich und schnell gehorsam, wie das kluge, lebendige Pferd. Dagegen ist er von großer Kraft, hält immer einen gleichmäßigen Schritt, ist genügsam, leicht zu unterhalten, nicht schreckhaft und immer gleichen Temperamentes. Dies sind Eigenschaften, die ihn in manchen ebenen Ländern als Zugthier sehr empfehlenswerth machen. Es gibt große Oberflächenstücke des Festlandes, die entschieden vortheilhafter mit Ochsen, als mit Pferden befahren werden, z. B. die Steppen Südrußlands. —

Eines der merkwürdigsten, von der Natur für gewisse Oberflächenzustände und klimatische Verhältnisse eigens ausgerüsteten Thiere ist das Kameel. In einer Hitze und Dürre der Luft, wo Pferd und Ochse verschmachten würden, und bei einer Trockenheit und ungünstigen Conglomeration des Bodens, in der man mit jedem andern Vehikel langsam oder gar nicht fortrücken könnte, wandelt das mit zähem Schuh versehene, mit der größten Ausdauer und Duldsamkeit ausgestattete Kameel mit Leichtigkeit, trägt unglaubliche Lasten, und erträgt unsägliche Strapatzen. Durch die trefflichen Eigenschaften dieses Thieres

allein ist es dem Menschen möglich, in gewissen äußerst ungünstigen Sandoberflächenformen zu verkehren, die sonst ungangbar für ihn wären. Das Kameel scheint insbesondere die bewegende Kraft und das Vehikel der Sandoberflächen zu sein; denn überall, wo es deren gibt, finden wir es als das vorzüglichste Vehikel, im Gebrauch, so im Orient, in Nordafrika, in der großen Tartarei, in der Mongolei. In allen diesen Ländern dient das Kameel als das umfassendste aller Vehikel nicht nur zum Transporte der kleinen und feinen Waaren, sondern auch zu dem der gröbern und umfangsreichen, z. B. des Kupfers, der rohen Baumwolle, des Getreides, des Holzes selbst, und nicht nur zu weiten, sondern auch zu nahen Transporten, und nicht nur zu langsamen Ritten, sondern auch als Eilpost, nicht nur für Sachen blos, sondern auch für die Personen, wie die auf Kameelen berittene Cavallerie jener Länder zeigt. —

Das Rennthier läßt sich mit den obengenannten Thieren in Bezug auf die Großartigkeit seiner Ausbreitung und Benutzung in keiner Hinsicht vergleichen. Es scheint nur für den äußersten Norden geschaffen zu sein, und ist außerordentlich geschickt für die Ueberwindung aller der Schwierigkeiten, welche Schnee und Eisoberfläche bieten, und für die Benutzung aller der Vortheile, welche sie gewähren können. Es ist ein schwaches Thier, jedoch für die Lappen, Samojeden, Ostjäken, Korjäken, Tschuktschen, Tungusen, Jakuten, die sich seiner als eines Hausthieres bemächtigt haben, von so vielfachem Nutzen, daß zum Theil die Existenz und der ganze Verkehr jener Völkerschaften ganz und gar auf dieses Thier basirt ist; sie benutzen es zum Reiten, Fahren, Ziehen u. s. w. Das Thier weiß sich, wie kein anderes, auf einem Boden zu nähren, der acht Monate des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist. Das leichte Rennthier ist für manche Schneeflächen besser, als das Pferd, und kommt da leichten Fußes fort, wo es keinem Pferde mehr möglich ist. —

Der Hund, der noch bei weitem leichter, als das Rennthier ist, schwingt sich über lockere, unbefahrene Schneewege hinweg, wo keines der genannten Thiere durchkommen könnte. Jedoch nicht bloß der hohe Schnee, über welchen die Hunde ohne einzubrechen fortlaufen, auch die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen und schlecht gelichteten Wälder, die vielen Ströme, Quellen und Sümpfe, die nicht fest genug zufrieren, die Stürme endlich, welche den Schnee beständig verwehen, und keine gebahnten Wege möglich machen, alle diese Um-

stände machen zusammen das Reisen und Transportiren mit jedem andern Thiere in Ländern, wie einige Theile des nördlichen Sibiriens und namentlich Tschukotiens und Kamtschatka's es sind, unmöglich, und der Hund wird daher immer für solche Oberflächen, wie diese Länder sie bieten, das vorzüglichste Zugthier bleiben. —

Der Elephant, als ein großes, gelehriges und starkes Thier, ist wol eines der wichtigsten lebendigen Vehikel, dessen sich der Mensch bemeistert hat; doch ist er seines schweren und schwerfälligen Körpers wegen wol für viele Oberflächen nicht geeignet. Weder im tiefen Sande, noch in sumpfigen Gegenden, weder in Gebirgsländern, noch auf dem Eise und Schnee ist der Elephant gut zu gebrauchen; er muß einen festen, ebenen Boden haben. Dabei ist er nur auf eine im Vergleich mit der Pferderegion sehr enge klimatische Sphäre angewiesen. Seine Benutzung als Zugthier ist von nicht sehr großer Ausbreitung, und sein ihm eigenthümlicher Bewegungskreis durch Gebirge, Sümpfe, Schnee und Sand in sehr bestimmte Gränzen zurückgewiesen.

Man kann dem allen zufolge die verschiedenen Befahrungsweisen des Festlandes in gewisse übersichtliche Rubriken oder Klassen bringen, nämlich in Schlittenfahrten auf der Eis- und Schneefläche und den Sümpfen, — großen Frachtwagen-Transport mit Pferden oder Dampfkraft in der Ebene, — Karrenfahrt mit kleinen Wagen in den Gebirgen, — Saumthier-Transport auf dem Rücken von Thieren oder Menschen in hohen Gebirgsgegenden, — und Transport mit Kameelen in den Sandwüsten. — Jede dieser umfassenden Klassen hat wieder vielfache Unterabtheilungen und unzählige Schattirungen, deren wir oben hier und da einige andeuteten.

**Aufgabe: Gib diejenigen Ausdrücke an, welche Raumverhältnisse bezeichnen.**

## 131.

## Räthsel.

Ich armer Sklave
Erleide harte Strafe
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh' ich ringsum Jahr ein, Jahr aus.
Und fang ich auch zu schlummern an,
Kommt ein metallner Mann heran,

Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verschließt,
Liegt selber an der Kette.

## 132.

## Das Wasser.

Im Spiegel der Natur stellt sich das Wasser als Bild einer guten Hausmutter dar. Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Thiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses umherwandelt, bald hinab in den Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit Dem, was ihnen Noth thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben ringsumher vertheilt, von Neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmanne nach in seine Gruben, wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Felshöhen; denn ebenso, wie die Luft ins Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, wohin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden; dort kommt es nur wenig hin, die Luft ist da wasserleerer, als anderwärts.

Mehr als drei Viertheile der Erdoberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme, wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen wie die Luft, die sie athmen, sondern es muß von

ihnen oft in weiter Ferne und mühsam gesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommnere Landthier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hilfe derselben Das aufsuchen kann, was ihm fehlt; und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenrippen des peträischen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser erhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstriche zum andern dem Regengewölke nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen, wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders, als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen: der Raubvogel im frischen Fleische und Blute der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht blos eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern es genügt vielen Gewächsen auch das dampfförmige Wasser, das neben der andern luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Mutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin; wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Kulturbetriebes oder aus Barbarei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiechen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

## 133.

## Der Heldenmuth des Seemanns.

Es war am 18. Februar 1827, als der „Kent", ein schönes, neues Schiff von 1350 Tonnen, unter der Leitung des Kapitäns Henry Cobb von der englischen Küste absegelte. Es war zur Fahrt nach Bengalen und China bestimmt; an seinem Bord befanden sich 344 Soldaten mit 20 Officieren, 43 Frauen und 66 Kindern, sämmtlich zum 31. Regiment gehörig, 20 Passagiere und eine Schiffsmannschaft, welche mit Einschluß ihrer Officiere 148 Seelen betrug. Zehn Tage lang war die Fahrt ohne einen besonderen Unfall vorwärts gegangen; das Schiff befand sich unter 47° 30′ der Breite und unter dem 10. Grad der Länge; da erhob sich am Montag in der Nacht vom 28. Februar ein starker Wind von Westen, der sich nach wenigen Stunden zum heftigen Sturmwind steigerte. Die schwankende Bewegung des Schiffes war so gewaltig, daß selbst die gut befestigten Geräthschaften in den Kajüten durcheinander stürzten, und daß bei jedem Windstoß die großen Ankerketten ins Wasser tauchten. Einer der Officiere war ungefähr um Mitternacht in Begleitung zweier Matrosen in der wohlgemeinten Absicht, nachzusehen, ob Alles fest sei, hinabgestiegen in den Kielraum. Er war mit einer Patentlaterne versehen, und seine Vorsicht ging so weit, daß er, als er bemerkte, daß seine Lampe des Putzens bedürfe, die Laterne mit eigner Hand hinaufreichte auf das Mitteldeck, damit man dort das Geschäft besorgen möge. Als er in den untern Raum hinabkam, sah er, daß ein Faß mit Weingeist los geworden war; er sendete, während er das Faß festhielt, die Matrosen hinauf aufs Verdeck, damit sie eine Scheite Holz herabholen sollten. Während er so allein bei dem Fasse stand, erhielt das Schiff einen so gewaltigen Stoß, daß ihm seine Laterne auf den Boden sank; während er nach dieser griff, ließ er das Faß los; aber die Laterne war zerbrochen, der Spiritus, der aus dem herumgestürzten Faß auf den Boden verschüttet war, entzündete sich an der Lampe, und in einem Augenblick stand die ganze Kammer in Feuer.

Noch schien die Gefahr keine unabwendbare zu sein. Jener Theil des untern Raumes, in welchem das Feuer ausbrach, war von allen Seiten mit Wasserfässern umgeben. Bald aber sah man außer den blauen Flammen des brennenden Weingeistdampfes, welche das nächtliche Dunkel in furchtbarer Weise beleuchteten, auch dicke, schwarze

Rauchwolken heraufsteigen, die einen erstickenden Pechgeruch verbreiteten; das Feuer hatte die Kammer ergriffen, darinnen die Theerfässer und Ankertaue verwahrt lagen.

Die Schreckniſſe des furchtbaren Sturmes, vereint mit denen des Feuers, das Angstgeschrei, namentlich der Frauen und Kinder, schienen geeignet, auch den stärksten Muth zu erschüttern; der Kapitän Cobb jedoch blieb bei ruhiger Fassung; er gab den Befehl, daß die Zugänge zum Kielraum geschlossen, die untern Luken aber geöffnet würden, damit die Wogen frei in den Zwischenraum hereinstürzen könnten. Sein Befehl wurde durch die Matrosen und Soldaten aufs Schleunigste vollzogen; dennoch waren schon zwei kranke Soldaten, ein Weib und etliche Kinder, die nicht schnell genug das Verdeck erreichen konnten, in den Rauchwolken erstickt, und nur mit äußerster Anstrengung aller geistigen und leiblichen Kräfte konnten die Leute, welche den Befehl des Kapitäns vollzogen, in dem furchtbaren Pechdampf einige Minuten lang aushalten. Doch schon in dieser kurzen Zeit war die lebensgefährliche Aufgabe durch die vielen zugleich ans Werk gehenden Hände gelöst: die Luken waren geöffnet; die Meereswogen brausten mit solchem Ungestüm herein in den Kiel, daß sie Alles, auch die schwersten Kisten zugleich mit den Querwänden hinwegrissen.

Zu der Todesgefahr durch das Feuer war jetzt die andere durch das Wasser gekommen; abwechselnd mußte man mit vereinten Kräften bald gegen die eine, bald gegen die andere dieser Gefahren ankämpfen. Während man aber das Wasser, welches das Schiff zu versenken drohte, auspumpte und ihm den Zutritt verwehrte, nahm das Feuer wieder überhand; wollte man dieses durch eine neue Flut der eindringenden Wogen dämpfen, da sah man den Tod des Ertrinkens vor sich. Vergebens war das Bemühen des einsichtsvollen Kapitäns, dem Feuer eine andere Richtung zu geben, in welcher ihm durch die Wasserfässer des untern Raumes und durch die nassen Segel, mit denen man es zu ersticken hoffte, Einhalt gethan werden sollte; Menschenrath und Menschenhilfe waren hier an ihrem Ende; nur Eines noch schien sicher: der nahe Tod.

Wer vermöchte das Bild der allgemeinen Verwirrung und der Todesschreckniſſe zu beschreiben, das sich jetzt auf dem Schiffe zeigte, welches, vom furchtbarsten Sturme hin und her geworfen, zugleich in Flammen stand. Ueber 600 Menschen waren auf dem Verdeck zusammengedrängt, manche davon, so wie sie dem Lager, darauf die Seekrank-

heit sie hingeworfen, entsprungen waren, in einem Zustand von fast gänzlicher Nacktheit; Männer nach ihren Frauen, Mütter nach ihren Kindern und Männern rufend, Viele von Furcht und Schrecken wie erstarrt und stumm, Andere in wilder Verzweiflung schreiend und heulend, Einige betend auf ihren Knieen. Schon hatte sich eine Schaar der muthigsten Seeleute gerade über die Gegend des Pulvermagazins hingesetzt, um hier durch die nahe Explosion einen schnellen Tod zu finden.

Der Tag war angebrochen; sein Licht ließ jedoch die Gefahr von dem in allen Theilen des Schiffes glimmenden Feuer nur desto deutlicher sehen. Da gab mitten in der allgemeinen Bestürzung der Unterschiffmann, Herr Thompson, einem der Matrosen den Befehl, auf den Vordermast zu steigen und sich umzuschauen, ob er etwa ein Schiff in der Nähe entdecken könne. Der Seemann schaute sich nach allen Seiten um; die Blicke Aller waren in stummer Erwartung auf ihn gerichtet;— da auf einmal schwenkte er seinen Hut und rief laut: „Ein Segel auf der Windseite!“ Ein dreimaliger Freudenruf ertönte auf dem Verdeck; die Nothflagge wurde aufgesteckt, die kleinen Lärmkanonen gelöst; die beiden Schiffe näherten sich einander. Während dies geschah, gingen der Kapitän Cobb, Oberst Fearon und Major Macgregor vom 31. Regiment darüber zu Rathe, in welcher Weise die Rettung der Schiffsgenossen durch das Aussetzen der Boote bewerkstelligt werden sollte. Einer der Officiere fragte den Major Macgregor, in welcher Ordnung das Einsteigen in die Boote geschehen sollte. „In der Ordnung der Leichenbegängnisse,“ sagte der Major, „die Jüngsten zuerst, die Aeltesten und Vornehmsten zuletzt.“ — „Vor Allen aber,“ so rief der Oberst Fearon, „gilt es die Rettung der Frauen und Kinder. Diese fährt man zuerst über, und Jeder wird augenblicklich niedergehauen, der sich in ein Boot drängen will, ehe die Hilfsbedürftigsten in Sicherheit sind.“

Kapitän Cobb hatte die Anordnung getroffen, daß die Frauen und Kinder, so viele ihrer darin Raum fanden, in das erste große Boot steigen sollten, noch ehe man dieses ins Meer hinabließ. In tiefem Schweigen setzte sich der Zug der Gattinnen, der Mütter, der Kinder, aus den Cabinen des Hinterdeckes nach der Stückpforte bei der Kajüte des Steuerbords, an deren Außenseite das Boot hing, in Bewegung. Selbst die Kinder folgten in stummer Ergebung ihren Müttern; wie zum Abschied auf ewig sahen die Frauen ihre Männer an, denen der nächste Augenblick den Tod durch die Explosion des Pulvers bringen

konnte; von den meisten hörte man kein Wort, keinen Laut der Klage; nur einige Wenige wurden von dem Schmerz der Trennung so heftig ergriffen, daß sie flehentlich baten, man solle sie bei ihren Männern lassen. Doch bald war der Entschluß zur Trennung in Hoffnung des Wiedersehens gefaßt, das Boot war besetzt, es wurde hinabgelassen, und obgleich man zweimal von denen, die an den Ketten standen, den Ausruf hörte, das überfüllte Fahrzeug werde Wasser schöpfen und sinken, ward dasselbe dennoch über den Wogen erhalten.

Nur nach ungemeiner Anstrengung gelang es, das kleinere Boot ins Wasser zu lassen. Bei dem Versuche, sich in dieses hinabzuretten, kamen mehrere Menschen um. Der Spankerbaum, der an einem so großen Schiff, wie der „Kent", 16 bis 18 Fuß über dem Stern (das Hinterdeck) hinausragt, steht im Mittel etwa 19 bis 20 Fuß über der Wasserfläche; jetzt aber wurde er durch die mächtigen Wogen öfters bald zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über dem Meer hinaufgeschleudert, bald wieder tief hinabgerissen. Zugleich ward das Boot trotz allen Anstrengungen der Ruderer bald an das Schiff mit Gefahr des Zerschellens hingestoßen, bald wieder so weit davon hinweggeführt, daß man es kaum noch hinter den aufgethürmten Wogen bemerken konnte. Dazu kam noch, daß man vorerst auf dem Spankerbaum in einer Schwindel erregenden Weise hinausklettern oder hinausrutschen mußte, um zu dem Seil zu gelangen, das an dem Ende desselben befestigt war, und schon zum Hinablassen an diesem Seile in das hin und herschwankende Boot gehörte ungewöhnliche Kraft und Geschicklichkeit.

Noch ein Theil der Soldatenfrauen und Kinder mußten zuerst diesen todesgefährlichen Gang der Rettung wagen. Höchstens nur mit einem Kind auf dem Arme konnte ihnen die schwere Aufgabe gelingen; die andern Kinder nahmen die Männer in ihre Arme, sprangen ins Wasser und reichten sie den Frauen ins Boot. Bei dieser That der Elternliebe kamen einige Väter und mehrere Kinder im Wasser um; ein edelmüthiger, lediger Soldat, der sich der Rettung fremder Kinder unterzogen hatte, wurde mit Mühe gerettet. In einem Falle blieb dem Manne nur die Wahl zwischen der Rettung seines Weibes oder seiner Kinder; er ergriff jene; die Kinder versanken im Meer. Einem wurde durch das Zusammenschlagen des Bootes und des Schiffes der Kopf zerschmettert, und noch auf andere Weise kamen mehrere um. Eine edle Jungfrau, die sich durchaus nicht von ihrem alten Vater hatte losreißen lassen und deßhalb aus dem ersten Boote zurückgeblieben war, hätte fast

auch den Tod in den Wellen gefunden: sie hatte beim Hinabspringen das Boot verfehlt, war schon fünf- bis sechsmal unter den Wogen versunken, ehe man sie herauszuziehen vermochte.

Als der größte Theil der gemeinen Soldaten übergeführt war in das andere Schiff, da kam endlich auch die Reihe der Rettung an die Officiere. In männlicher Haltung und ruhiger Ordnung, die jüngsten zuerst, die ältesten und vornehmsten zuletzt, bestiegen sie die Boote, die noch Zurückbleibenden ebenso muthig gefaßt auf den vielleicht augenblicklich nahen Tod durch das Pulver, als die Vorangehenden auf den Tod im Wasser. Es gaben sich in diesen Stunden der Gefahr einige Züge von wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit der gemeinen Soldaten gegen ihre Officiere kund. Unter andern hatten einige von jenen, vom heftigsten Durst gepeinigt, eine Kiste voller Orangen entdeckt; sie brachten sie zu den Officieren, die sie mit ihnen theilten.

Es war jetzt fast Abend geworden, und noch hielten einige der Männer, die durch Alter und höhern Stand die angesehensten waren, im Schiffe, in dessen Innern die Flammen auf allen Seiten wütheten, muthig aus. Unter ihre kleine Zahl gehörte auch der ungenannte, edle Augenzeuge, der uns die Geschichte dieser Stunden der Angst und der Gefahren erzählt. Als die Reihe an ihn kam, den Weg über den Spankerbaum auf allen Vieren hinaus bis zum Seile, das am Ende hing, anzutreten, da faßte er ein Anderes, das ewig fest steht, ins Auge, und dieser Blick auf ein unwandelbar Sicheres und Feststehendes bewahrte ihn vor dem Schwindel, den die empörten Wogen unten zu seinen Füßen und das Schwanken des Schiffes ihm erregen konnten. Er hing jetzt am Seil, ließ sich aber nicht, wie viele aus Unvorsichtigkeit gethan hatten, in dem Augenblick ins Boot hinab, wo dieses auf einige Augenblicke unter seinen Füßen stand, sondern erst dann fing er an hinabzusteigen, als das Fahrzeug auf etliche Augenblicke von der einen Meereswoge hinweggeführt wurde, um gleich nachher an ihr wieder herabgleitend dem Schiff sich zu nähern. Er allein unter allen Officieren gelangte undurchnäßt zum Boote, während sein Freund, der Oberst Fearon, ins Wasser stürzte und hier, obgleich ein guter Schwimmer, mehrmals gegen das Boot geschleudert wurde, ja selbst unter dies gerieth, bis einer der darin Sitzenden ihn am Haar herauszog.

Kapitän Cobb wollte der letzte von Allen sein, die in das Rettungsboot stiegen. Aber noch saßen einige der Schiffsgenossen, von Todesangst oder Schwindel gelähmt, auf dem Spankerbaum, ohne sich zu

dem einzigen Weg ihrer Rettung entschließen zu können. Er versuchte alle Mittel der Beredtsamkeit, um sie zu ermannen; sie blieben taub und starr. Schon waren die Kanonen vom Kanonendeck, dessen Boden verbrannt war, hinabgesunken in die Flammen; ihre Ladung entzündete sich und kündete den nahen Augenblick an, in welchem das Pulvermagazin losbrennen mußte; da sah der edle Kapitän seine Aufgabe als gelöst an; er ließ sich an dem Schwungtau, welches die Spiere des Treibsegels mit der Bramstange des Besanmastes verbindet, über den Köpfen der muthlos auf dem Spankerbaum Sitzenden hinab zum Nothseil und gelangte an diesem glücklich hinunter ins Boot und in die Arme seiner treuen Mannschaft, welche in einer Reihe von langen Stunden nach diesem Augenblick der Wiedervereinigung mit ihrem Haupt und Herrn sehnlich verlangt hatten. Gleich nachher entzündete sich das Pulvermagazin, und das schöne große Schiff, auf einmal hell emporflammend, versank zertrümmert im Meer.

Das Schiff, in welches der bei weitem größte Theil der Mannschaft des „Kent" sich rettete, war eine kleine englische Brigg, die „Cambria", von nur 200 Tonnen, unter Kapitän Cook, nach Vera Cruz bestimmt. Die Beschwerden der Rückreise in so engem Raume waren groß; doch auch sie wurden überstanden, und alle Ueberlebende waren noch lange nachher und sind zum Theil noch jetzt ihren Zeitgenossen ein lautsprechender Beweis von der Wahrheit, daß so oft da, wo die Noth am größten, Hilfe am nächsten sei.

Aufgabe: Bilde von Hauptwörtern dieses Stückes Eigenschaftswörter mit den Endungen: isch bar, sam, en, ern, haft, icht.

## 134.

## Am Bache.

Bächlein fließet
Und ergießet
Immer weiter hin sich fort.
Sieh' die schnellen
Silberwellen,
Wie sie flieh'n zum fernen Ort!

Keine bleibet,
Jede treibet
Ohne Rast und Aufenthalt!
Immer munter
Geht's hinunter
Und verronnen sind sie bald.

Und die Wellen
Sind die schnellen
Stunden deines Lebens, Kind!
Bald verschwunden
Sind die Stunden
Die dir jetzt so lästig sind.

Darum lerne
Froh und gerne,
Liebe Jugend, was dir frommt!
Stunden eilen,
Ohn' Verweilen,
Und nicht eine wiederkommt!

## 135.

# Das Meer.

Meer wird die ungeheure Wassermasse genannt, welche die grössten Vertiefungen unsers Erdkörpers einnimmt, und aus welcher das trockene Land als grössere und kleinere Inseln hervorragt.

Aus dem Meere steigt, vermöge der Einwirkung der Sonnenwärme, beständig ein Theil des Wassers in Dampfform in die Atmosphäre, breitet über der Erde sich aus und fällt in Gestalt von Regen, Schnee und andern Niederschlägen wieder nieder, wodurch das fliessende Wasser auf dem Lande gebildet wird, welches dann wieder dem Meere zuströmt. Gleichwie also das Blut im menschlichen Körper vom Herzen ausgeht in alle Theile des Leibes, sie ernährt, und aus denselben wiederum zurückkehrt zum Herzen, also geht das Wasser vom Meere aus, befruchtet das Land und kehrt wieder in das Meer zurück. Hätte also das Wasser die Eigenschaft nicht, durch zunehmende Wärme in leichten Dampf sich zu verwandeln und bei abnehmender Wärme wieder tropfbarflüssig zu werden, so würde es weder Thau, Regen, noch Schnee geben, und alles Land würde eine unfruchtbare, dürre, öde Wüste sein.

Das Meerwasser unterscheidet sich von dem Wasser auf dem Lande oder dem sogenannten Süsswasser vorzüglich dadurch, dass es viele salzige Theile in sich aufgelöst enthält. Es hat einen ekelhaften, bittern, Brechen erregenden Geschmack und ist darum nicht trinkbar, weshalb die Seefahrer genöthigt sind, Wasser vom Lande mit sich zu führen. Bei der Verdünstung bleiben die salzigen und andere Theile, welche das Meerwasser enthält, zurück.

Der Boden des Meeres oder der Meeresgrund bietet im Allgemeinen dieselben Verschiedenheiten dar, welche wir auf dem trockenen Lande wahrnehmen. Es gibt da Berge, Hügel, Thäler und Ebenen, wie auf dem Festlande; daher die ungleiche Tiefe des Meeres, die Klippen, Riffe und Sandbänke, welche den Schiffern oft so gefährlich werden. Ja es ist der Meeresboden eigentlich nichts anderes, als eine Fortsetzung des Festlandes unter dem Wasser hindurch. Auch zieren den Meeresgrund ganze Waldungen von herrlichen Gewächsen aller Art, in denen tausenderlei Thiere leben, und die an minder tiefen Stellen das Auge des darüber Hinsegelnden mit den schönsten Farben ergötzen.

Die Farbe des Meeres ist im Allgemeinen blau oder grünlich blau; indessen wechselt dieselbe an verschiedenen Stellen nicht minder, wie die Farbe des Himmels. Ebenso ist auch die Durchsichtigkeit des Meerwassers nicht überall gleich. Besonders klar soll das

Meer in der Nähe der westindischen Inseln sein, so dass die Schiffe dort wie in der Luft zu hangen scheinen, und dass man bei mehr als sechszig Fuss Tiefe auf dem reinen sandigen Boden tausenderlei Gewürme und vielartige Fische von den schönsten Farben sich bewegen sieht.

Nicht minder, als Farbe und Durchsichtigkeit, ist auch die Temperatur oder der Wärmezustand des Meerwassers nach der Lage der einzelnen Meere und nach der verschiedenen Tiefe derselben bedeutend verschieden. Die Meere, welche um die beiden Pole der Erde liegen, sind den grössten Theil des Jahres über ganz zugefroren, und auch im höchsten Sommer schwimmen auf ihnen Eisstücke umher, die sich hin und wieder zu mächtigen Eisbergen aufthürmen.

Ein englischer Seefahrer erzählt, er habe einmal von seinem Schiffe aus gegen fünfhundert solch' schwimmender Eisberge gesehen, von denen einige wol zweihundert Fuss hoch über die Meeresfläche emporstarrten. Nicht selten zeigen diese beweglichen Eisfelsen die wunderbarsten Formen, so dass eine nur etwas lebhafte Phantasie riesenhafte Gestalten von Menschen und allerlei Thieren darin erblicken kann. So schön der Anblick solcher Eisungeheuer sein mag, so gefährlich ist es indessen in ihrer Nähe, indem sie häufig von den Winden gegeneinander getrieben und die Schiffe zwischen ihnen zermalmt werden. Oft auch stürzt einer dieser glänzenden Kolosse plötzlich mit furchtbarem Gekrache zusammen und bringt weithin Alles in wilde schreckliche Bewegung.

Eine unbeschreiblich schöne Erscheinung bietet das Leuchten des Meeres bei Nacht dar. Soweit das Auge reicht, scheint oft das Meer in hellen Flammen zu stehen. Oft ziehen den segelnden Schiffen, besonders in stürmischen Nächten, lange Lichtstreifen nach, die von Millionen Feuerfunken gebildet zu sein scheinen und wahrscheinlich vom Schleim abgestorbener und aufgelöster Thiere, sowie auch von lebenden kleinen Schleimthierchen, womit das Meer angefüllt ist, herrühren. Oft auch sind es grosse leuchtende Körper, die bald tiefer, bald mehr an der Oberfläche des Wassers schwimmen, und in denen man die Gestalt grosser Fische erkennt. Ueberhaupt aber findet diese prächtige Erscheinung mehr auf den südlichen Meeren statt.

Zudem ist das Meer in beständiger Bewegung. Einmal bewirkt der Umschwung der Erde um ihre Achse, dass unter dem Aequator oder Gleicher immerdar ein mächtiger Strom von Osten gegen Westen zieht, den man Oststrom heisst, und den die Schiffe, welche die Erde umsegeln wollen, benutzen. Dann strömt, weil das Meer in der heissen Zone immer stärker verdunstet, das kältere Wasser allezeit

von den Polen herein, wodurch die Polarströmungen unterhalten werden.

Eine andere Art von Meeresbewegung sind Ebbe und Fluth, welche Bewegung darin besteht, dass das Meer an den Küsten steigt und fällt. Das Steigen wird Fluth, das Fallen Ebbe genannt. Während sechs Stunden wächst das Wasser immer höher und höher, bleibt dann ungefähr eine Viertelstunde lang stehen und sinkt darauf während sechs Stunden wieder zurück. Diese Bewegung wird von der Anziehungskraft des Mondes auf unsere Erde hergeleitet und ist an einigen Küsten so stark, dass bei der Ebbe eine grosse Strecke des Meerbodens wasserfrei wird, auf welchem dann allerlei wunderlich gestaltete Thiere sich regen und seltsame Meergewächse zum Vorschein kommen, die hier nicht beschrieben werden können.

Eine fernere Art von Bewegung der Wassermasse des Meeres sind die Wellen und Wogen, welche durch Einwirkung der Winde entstehen und den Schiffern oft ein schauerliches Grab bereiten. Am gefahrvollsten sind die Wogen, gleich nachdem der Wind sich gelegt hat, wo dann die Wassermasse noch einige Zeit lang hin und her schwankt, dergestalt, dass das Schiff bald hoch auf Wellenspitzen schwebt, bald plötzlich wieder hinabgerissen wird in grauenvolle Tiefen.

Eine der grossartigsten und furchtbarsten Naturerscheinungen, welche auf dem Meere, vorzüglich häufig an der Westküste von Afrika stattfindet, und die aus einem gewissen elektrischen Zustande des Luftkreises erklärt wird, ist die sogenannte Wasserhose. Die Vorboten derselben sind gewöhnlich vollkommene Windstille. Dichtes Gewölk steigt am Himmel auf und es bildet sich allmälig auf der Oberfläche des Meeres ein weisslicher Fleck, aus welchem endlich eine Wassermasse, bald als trichterförmige Röhre, bald in Gestalt eines Kegels aufsteigt, zu welcher sich eine andere Wassermasse von derselben Form aus denW olken herabsenkt.

Nachdem die Erscheinung eine Weile so still gestanden, fängt sie an, sich unter heftigem Brausen des Meeres fortzubewegen, bis endlich die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Getöse ins Meer stürzt. Wehe den Schiffen, die in der Nähe sich befinden! Wegen der völligen Windstille, die während der Dauer der Erscheinung herrscht, wird es ihnen schwer, auszuweichen, und man versucht dann, durch Abfeuern von Kanonen die Luft in Erschütterung und die Wassermasse dadurch zum Zerplatzen zu bringen. Allein nicht immer gelingt dieses, und oft werden die grössten Schiffe in wenigen Augenblicken ein Raub dieser furchtbaren Naturerscheinung.

Wie auf dem Lande, so wohnen auch im Meere zahllose Geschöpfe.

Nicht nur ein Heer von Fischen aller Art haust in den Meerestiefen, sondern es lebt und regt sich darin eine Menge Gewürm von allerlei wundersamen Gestalten. Jene Waldungen in der Tiefe sind voll dieser Thiere, die ihre farbigen Fangarme nach allen Richtungen ausstrecken, und durch Absonderung einer kalkartigen Masse aus ihrem Leibe die Stöcke, an denen sie leben, allmälig heraufbauen zu grossen Inseln.

Wer das Meer nicht gesehen hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von dem grossartigen Anblik, den es gewährt. Eine unabsehbare Wasserfläche, auf der in verschwindender Ferne das Himmelsgewölbe mit seinen Wolken und Sternen zu ruhen scheint, bald vom linden Lufthauche nur sanft gekräuselt, bald von brausenden Winden zu donnernden Wogen aufgeworfen, liegt es da, als das Element, auf dem die Völker entfernter Erdtheile unter sich verkehren. Voll Erstaunen schaut, wer zum erstenmal an seine Ufer tritt, hinaus in die Unermesslichkeit, das unruhige Treiben der Wellen stumm betrachtend.

## 136.

## Das Eismeer.

Wenn ich mir die außerordentliche Pracht, den wunderbaren Schmuck jener Eisfelder am Nordpole denke, wenn ich mich an die licht-, glanz- und farbenreiche Herrlichkeit erinnere, wie man sie im Eismeere findet: so muß ich staunen über das Schöne und Erhabene, womit jene von Kälte starrenden Einöden prangen.

Kinder, euer Herz würde in Entzückung gerathen, ehrfurchtsvolle Bewunderung müßte eure Seelen ergreifen, wenn ihr die aus Eis geschaffenen, meilengroßen, thurmhohen, schwimmenden Inseln erblicktet und ihr Strahlen, Funkeln und Blitzen im Wiederscheine der Sonne sähet. Aber mein Inneres wurde auch von Schrecken und Furcht überwältigt, als ich mich einst von diesen Eisbergen umringt sah, und nach keiner Seite hin sich mir ein Ausweg öffnete. Da überfällt den Beherztesten ein Zittern; der Muthigste fühlt seine Ohnmacht, und der Kühnste bebt.

Wenn man das Eis am Nordpol durch Feuer in Wasser verwandelt, so ist es trinkbar; alle Salztheile und Bitterkeiten des Meerwassers sind von ihm geschieden.

Naht man sich dieser Eiswelt mit ihren Höhen, Thälern und Ab-

gründen, so wird ihre Nähe schon auf einige Meilen durch einen weißlichen Glanz, der sich am Horizonte verbreitet, angekündigt, den man Eisblick nennt. Bald flattern auch Schaaren schneeweißer Sturm- oder Eisvögel umher, Vorboten des Eises. Bald ist man nach allen Seiten hin von ungeheuren Eisschollen umgeben, vor denen das Grundeis schwimmt. Weiterhin erblickt man wandernde Eisfelder, hin- und herwogende meilengroße Inseln, von Eis gebildete Felsenmassen, von denen die kleinsten immer noch die größten Schiffe überragen.

Der acht Monate lang dauernde Winter dieser Gegenden baut Eisgebirge, die der kurze, kraftlose Sommer nicht schmelzen und in Wasser verwandeln kann. Stoßen die schwimmenden Eismassen aneinander, so entsteht ein Getöse, daß man die Worte der Nahestehenden nicht hören kann. Oft bricht zwischen den Eisbergen ein Feuer aus, welches durch die Heftigkeit des Drucks des zerriebenen und dabei entzündeten Holzes verursacht wird. Eisfelsen stürzen mit Krachen in großen Trümmern ein. Die Spitzen losgelöster Eisberge rollen und fallen ins Meer, und es geräth dadurch in eine so heftige Bewegung, daß seine aufgethürmten Wogen in einer beträchtlichen Entfernung noch Kähne verschlingen. Selbst den Schiffen, die in der Nähe sind, droht der Umsturz. Hier, wo man Stille und Tod ahnt, hört es nicht auf zu knallen, zu donnern, zu toben und zu krachen.

Aber so ist die Natur; da, wo sie ohne reges und thätiges Leben zu sein scheint, zeigt sie sich am wirksamsten und thätigsten, schafft unaufhörlich neue Scenen, Gestalten, Gemälde und läßt den Zuschauer glauben, bei ihren Schöpfungen selbst gegenwärtig zu sein; da steigen plötzlich Berge empor, dort sondern sich Thäler, hier breiten sich Meerbusen aus, da entstehen Grotten, Thürme werden aufgeführt u. s. w.

Diese Eisgefilde werden von Seehunden und Seerobben bewohnt, die im strengsten Winter auf dem Eise liegen und schlafen. Da streicht der fürchterliche Eisbär umher, der auf den Eisschollen von einem Berge zum andern wandert. Eis- und Sturmvögel durchschwärmen in Schaaren die Luft, die sich an den Teichen von süßem Wasser, die aus dem geschmolzenen Schnee und Eis entstanden sind, zum Theil ernähren. Weiter nach dem Pol hin scheint Alles still zu stehen, und eine öde, todte Unveränderlichkeit zu herrschen.

## 137.

## Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Knabe lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn!
Gegrüßt ihr, schöne Damen,
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohl gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
'ne goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern:
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergehts euch wohl, so denkt an mich.
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

# Inhaltsverzeichniß.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort | III |
| 1. Der Frühling | 1 |
| 2. Heinrich ladet einen Freund aus der Stadt zum Besuche ein | 2 |
| 3. Gewöhne dich, früh aufzustehen. | 2 |
| 4. Die vier Brüder | 3 |
| 5. Die vier Jahreszeiten | 3 |
| 6. Ein Kranz von Frühlingsliedern: | |
| Frühlings Ankunft | 5 |
| Frühling auf dem Kirchhofe | 5 |
| Frühlingseinzug | 6 |
| Herr Frühling | 6 |
| Im Frühlinge | 7 |
| Der Frühling | 7 |
| Waldkonzert | 7 |
| Frühlingslied | 9 |
| Frühlingslied | 10 |
| 7. Der Sommer | 10 |
| 8. Das Hagelwetter | 11 |
| 9. Mailied | 12 |
| 10. Das Gewitter | 12 |
| 11. Verträglichkeit | 13 |
| 12. Spaziergang an einem schönen Sommermorgen | 15 |
| 13. Das Gewitter | 18 |
| 14. Verhaltungsregeln während eines Gewitters | 20 |
| 15. Einladung zu einem Schülerfest. | 21 |
| 16. Sonnenuntergang | 22 |
| 17. Der Herbst | 22 |
| 18. Die Rübe | 23 |
| 19. Die freigelassene Schwalbe | 24 |
| 20. Die Wachtel und ihre Kinder | 25 |
| 21. Der Winter | 27 |
| 22. Der Markt in einer deutschen Landstadt | 28 |
| 23. Das Weihnachtsfest | 29 |
| 24. Wintermärchen | 31 |
| 25. Der Schnee | 31 |
| 26. Münchhausen's Abentener | 34 |
| 27. Das Christgeschenk | 36 |
| 28. Winterfreuden | 37 |
| 29. Von der Witterung im Sommer und im Winter | 38 |
| 30. Die Schneeschuhe der Skandinavier | 39 |
| 31. Winterlieder: | |
| Der Winter | 40 |
| Winters Flucht | 40 |
| 32. Wochentage und Monate | 41 |
| 33. Die Rechnungsbeispiele | 43 |
| 34. Morgenlied | 44 |
| 35. Die Tageszeiten | 45 |
| 36. Der Quäker und der Räuber | 46 |
| 37. Beim Untergang der Sonne | 47 |
| 38. Lange und kurze Tage | 47 |
| 39. Nützlichkeit der Pflanzen | 48 |
| 40. Der Wechsel der Jahreszeiten | 49 |
| 41. Der Abendstern | 49 |
| 42. Das Kochsalz | 50 |
| 43. Das gute Heilmittel | 51 |
| 44. Der Heringsfang an der Küste von Norwegen | 53 |
| 45. Die Schatzgräber | 55 |
| 46. Das Glas | 56 |
| 47. Handwerk hat einen goldenen Boden | 58 |
| 48. Räthsel | 60 |
| 49. Das Porcellan | 60 |
| 50. Der Ansiedler | 63 |
| 51. Die Tabackspfeife | 68 |
| 52. Back- und Bausteine | 69 |
| 53. Die Peakshöhle | 70 |
| 54. Die Kapelle | 76 |

Seite

55. Die Metalle ... 76
56. Die Eisengrube ... 78
57. Hans im Glück ... 79
58. Der Bergmannsgruß ... 84
59. Magneteisen ... 86
60. Der Geizhals ... 87
61. Der Affe und der Geizhals ... 88
62. Die Salzwerke von Wieliczka ... 89
63. Schwert und Pflug ... 91
64. Der Vater und die drei Söhne 92
65. Kohle, Salpeter und Schwefel 93
66. Das Mißverständniß ... 97
67. Münchhausen's Abenteuer ... 98
68. Der reichste Fürst ... 100
69. Die Berge ... 101
70. Der Hirtenknabe ... 105
71. Der Alpenjäger ... 106
72. Bildung der Erdoberfläche ... 107
73. Die Alpen ... 110
74. Lied eines Landmannes in der Fremde ... 115
75. Wandelungen und Wanderungen des Gesteins:
A. Wie ein Sandkörnchen wandert und wandelt ... 115
B. Die Wirkung der wandernden Sandkörnchen ... 117
C. Die Felsen wandern auch auf dem festen Lande ... 119
D. Merkwürdige Sommerreisen eines Felsens ... 120
76. Einfluß der Thierwelt auf den menschlichen Verkehr ... 122
77. Die Messe von Nischnei-Nowgorod ... 124
78. Wanderlied ... 126
79. Die Luft ... 127
80. Münchhausen's Abenteuer ... 128
81. Der Sturmwind ... 130
82. Die Hauptarten der Luft ... 131
83 Die Gasbeleuchtung ... 132
84. Der fliegende Drache und die Irrlichter ... 134
85. Wind und Sonne ... 135
86. Vom Winde ... 135

Seite

87. Ein Sturm auf den Antillen ... 139
88. Räthsel ... 140
89. Der Seesturm ... 141
90. Der Matrose ... 143
91. Unten und Oben ... 145
92. Die Luftströmungen und das Wetter ... 146
93. Die Luftschifffahrt ... 148
94. König Friedrich II. und sein Nachbar ... 150
95. Der Bauernstand ... 151
96. Regen, Schnee und Hagel ... 152
97. Gewitter in Brasilien ... 157
98. Das Lied vom braven Mann ... 160
99. Nebel, Wolken, Regen und Schnee ... 162
100. Der Gemsenjäger ... 164
101. Der Reiter und der Bodensee ... 167
102. Die Schneefelder der Polargegend ... 169
103. Eine Lappenhütte ... 171
104. Der Trompeter ... 173
105. Das Eis ... 173
106. Ein Abenteuer in Polen ... 174
107. Der Winter ... 182
108. Die Wasserhose ... 183
109. Herzog Leopold von Braunschweig ... 185
110. Das Gewitter ... 187
111. Der Regenbogen ... 188
112. Die Luftspiegelung ... 190
113. Seemorgen ... 192
114. *Das Licht* ... 193
115. Geschicklichkeit von Blinden ... 193
116. Der blinde König ... 196
117. Electricität ... 197
118. Der Soldat und die Sternschnuppe ... 199
119. Die Nacht ... 200
120. Das Nordlicht an den Küsten von Neufundland ... 200
121. Schönheit der Natur im Winter der Polargegenden ... 201
122. Der Abendstern ... 205
123. Der Brand von Hamburg ... 207

Seite

124. Räthsel.....208
125. Dampfmaschinen und Eisenbahnen.....209
126. *Entfernungen*.....211
127. Peter in der Fremde.....211
128. Theilbarkeit der Körper.....213
129. Das Gewicht der Erde.....215
130. Thiere als Mittel für den Transport.....216

Seite

131. Räthsel.....219
132. Das Wasser.....220
133. Der Heldenmuth des Seemanns.....222
134. Am Bach.....227
135. Das Meer.....228
136. Das Eismeer.....231
137. Der Sänger.....233

# Anhang.

## Die neue Orthographie der deutschen Sprache.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte war die Orthographie der deutschen Sprache bis auf unwesentliche Abweichungen und Verschiedenheiten festgestellt worden. Um aber auch diese zu beseitigen und eine absolute Gleichmäßigkeit herbeizuführen, haben sich die Regierungen der größten Staaten Deutschlands zur Aufstellung von orthographischen Regeln vereinigt, welche seit dem Jahre 1880 beim Unterrichte in Schulen, im Verkehre mit Behörden u. s. w. maßgebend sein sollen.

Diese Regeln, welche in der Mehrzahl der seit dem Jahre 1880 gedruckten deutschen Bücher und Zeitungen befolgt werden, während wir in den vor dem Jahre 1880 erschienenen fort und fort die frühere Schreibweise antreffen, geben wir auf den nachfolgenden Seiten mit dem Bemerken, daß die Orthographie in dem gegenwärtigen Buche in vielen Punkten schon mit der von den Regierungen verfügten übereinstimmt. Andererseits wollen wir aber nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß die neuen orthographischen Regeln nicht allgemeine Billigung, sondern vielmehr vielseitigen Widerspruch finden, und zu erwarten steht, daß eine Revision derselben in nicht allzulanger Zeit vorgenommen wird. Unter diesen Umständen ziehen viele Autoren und andere Personen vor, die neuen Regeln vorläufig nicht zu beachten, sondern bis auf Weiteres die gewohnte Schreibweise beizubehalten.

## A. Vokale.

1. Schreibe stets **Ä, Ö, Ü**: Ähre, Äpfel, Äbte, Äcker, Öfen, Öse, Übel, Überbein, Überrest, Übermaß.

2. Schreibe mit **e**: Hering, Grenze, echt, emsig, abspenstig, stets, welsch, widerspenstig, behende, ausmerzen.

3. Schreibe mit **eu**: verleumden, leugnen, schneuzen, deuchte, Greuel, greulich (furchtbar, z. B. die That war greulich; aber gräulich, wenn es von grau abstammt, z. B. der Stoff ist gräulich von Farbe), bleuen (er wurde durchgebleut), aber bläuen (die Wäsche wird gebläut), Leumund.

4. Schreibe mit **äu**: dräuen, Knäuel, Räude, räudig, Säule, sträuben, täuschen.

5. Schreibe mit **ei**: die Heide, der Heide, Weizen, Getreide, Weidwerk, Weidmann, Leichnam, abgeseimt, Eichamt, eichen, Eichmaß.

6. **Verwechsle nicht**: die Färse (junge Kuh) und die Ferse (Teil des Fußes); Ähre und Ehre; Lärche (Nadelbaum) und Lerche (Vogel); Laib (Brot) und Leib (Körper); das Wehr, die Abwehr, sich wehren; währen (dauern), während, Währung; gewähren (gestatten), die Gewähr; bewähren (es bewährt sich); Saite (Violinsaite), Seite (rechte und linke Seite); die Waise (elternlos), Weise (Melodie); Rain (Ackergrenze), rein (reinlich).

## B. Konsonanten.

7. Schreibe mit **d**: das Hauptwort **Tod** und **die davon abgeleiteten Wörter**: z. B. der Tod hat ihn ereilt; er ist todkrank; ich bin todmüde; er schwebt in Todesgefahr; er hat Todesangst ausgestanden; begehe keine Todsünde; der Schuß war tödlich; die Waffe ist todbringend.

8. Schreibe mit **t**: das Eigenschaftswort **tot** und **die davon abgeleiteten Wörter**, z. B. er ist tot; er wurde totenbleich; es war totenstill; du sollst nicht töten; — der **Tote** wird begraben; der Totengräber, der Totschlag, totschlagen.

9. Schreibe mit **d**: der Versand (senden), Beredsamkeit; der Versand der Ware ist gestern erfolgt; seine Beredsamkeit war bewundernswert.

10. Schreibe mit **dt**: versandt (versendet), abgesandt, verwandt, der Verwandte, gesandt, der Gesandte, gewandt, Gewandtheit, beredt, Bewandtnis.

11. Schreibe mit **t**: gescheit, Schwert, Ernte, Brot.

12. **Verwechsle nicht**: die Stadt, an seiner Statt, die Werkstatt; seit gestern, seid fleißig.

13. Schreibe mit **ph**: Epheu, Joseph, Phosphor, Prophet, prophezeien, Apostroph, Emphase, Katastrophe, Philosoph, Telegraphie, Autographie, Biographie, Telephon.

14. Schreibe jetzt aber mit **f**: Adolf, Rudolf, Sofa, Westfalen, Elfenbein, Elefant, Skrofel, Fasan.

15. Schreibe im Auslaute **s** in: Iltis (aber Iltisse), Globus (Globusse), Atlas (Atlasse), Dienstag, Donnerstag, Pflaumenmus, Ries, Gleisner, gleisnerisch, Fliese (Steinplatte), Fliesboden, Nieswurz, unterdes, indes, deshalb, deswegen, weshalb, weswegen, dasselbe, dies, diesseits; ferner in allen Wörtern mit der Endsilbe **nis**: Gleichnis (Gleichnisse), Kenntnis (Kenntnisse), Ereignis, Bekümmernis, Begräbnis.

16. Schreibe mit **ß**: bloß, Kloß (Klöße), Grieß, Geiß (die Geißen), gleißen, Geißel (Peitsche), aber Geisel (Leibbürge), Fließ (Bach), Vließ (Fell), Fließpapier, Fließgrund (Sandgrund), Nießbrauch; ferner alle Wörter mit der Vorsilbe **miß**: Mißbrauch, Mißwachs, Mißernte, Mißtrauen.

17. Schreibe am Ende eines Wortes **nur t**, wenn s, ß, sch schon im Stamme steht: du liest, er rast, du reist, du wächst, du wäscht, du lauscht, du heißt, du zerreißt, du weißt, du grüßt, du faßt.

18. Schreibe mit **einfachem Konsonanten**: samt, Gesamtheit, insgesamt, sämtlich, Gewinst, Gespinst, Zimt, Grumt, Zwilch, Taft, Wams, Witwe, Singrün, Damwild, Walnuß, Walfisch, Walroß, Walrat, Walküre, Walhalle, Walstatt, Königin, Fürstin.

19. Schreibe mit **zwei gleichen Konsonanten**: Zimmet, Grummet, Sammet, Taffet, gewinnen, er gewinnt, der Gewinn, spinnen, Königinnen, Fürstinnen, dennoch, Mittag, Schiffahrt, Brennessel.

20. Schreibe **drei gleiche Konsonanten** in weniger gebräuchlichen Wörtern: Zolllinie, Schallloch, Schnelläufer, Schwimmmeister, Betttuch, Stalllaterne, Mufffutter, Fetttiegel.

## C. Dehnung.

21. Schreibe die Verbalendung **ieren** stets mit **ie**: buchstabieren, addieren, subtrahieren, probieren, tapezieren, hantieren, spazieren, studieren, revidieren, informieren, ruinieren, organisiert, fungiert, protestiert, einmariniert, Hantierung, Tapezier, Probierstein, Germanisierung.

22. **Verwechsle nicht**: Miene (Gesichtsausdruck), Mine (unterirdischer Gang); Fieber (Krankheit), Fiber (Faser); Lied (Gesang), Lid (Augenlid); Stiel (Handgriff), Stil (Schreibart); wieder (nochmals), wider (gegen); widerstehen, widersprechen, Widerspruch, Widerstand,

Widerhall (entgegentönender Schall), oder auch Wiederhall (nochmaliger Schall).

23. Schreibe am Ende und in der Mitte eines Wortes **nicht mehr th**, sondern **nur** einfaches **t**: Rat, Regierungsrat, Landrat, Geheimrat (auch: der Geheime Rat), Bundesrat, Rathaus, Wirt, Wirtin, Wirtschaft, Wirtshaus, wirtschaften, Miete, vermieten, Mietskontrakt, Glut, Wut, der Wüterich, wütend, der Mut, Lot, Not, nötigen, Notstand, Wert, verwerten, wertvoll, rot, rötlich, Abendröte, Blüte, Rute, Pate, Myrte, Kategorie, Atem, Kot, Met, Gerät, geraten, Verräter, mißraten, Margaret, Gretchen, Elisabet, — Armut, Demut, Hochmut, demütig, wehmütig, hochmütig, — Heimat, Heirat, Zierat, — Eigentum, Irrtum, irrtümlich, eigentümlich, Reichtum, Heidentum, Christentum, Kaisertum, Ungetüm.

24. Schreibe in Wörtern und Silben die schon als lang kenntlich sind, **nicht mehr th**, sondern einfaches **t**: Tier, Haustier, tierisch, Teer, geteert, der Teil, geteilt, Teilname, Urteil, verurteilt, Vorteil, Abteilung, verteidigen, teuer, Teuerung, Abenteuer, das Tau, der Tau, es taut, das Tauende, — Turm.

25. Schreibe **th**, wenn es zur Dehnung dient: Thür, Hausthür, Thon (Töpferthon), Thor, thöricht, Thran, Thräne, thranig, Thron, thun, die That, Thätigkeit, Missethat, die Thatsache, Unterthan, Genugthuung.

26. Schreibe **th** in folgenden Eigennamen und in Fremdwörtern: Günther, Bertha, Mathilde, Martha, — Kathedrale, Katheder, Ethik, Äther, Methode, Allopath, Thee.

27. Schreibe **nicht mehr** mit **h**: Feme, geboren, frönen, Frondienst, Fronfeste, Fronleichnam, Kran.

28. Schreibe **noch mit h**: Fehde, schmählich, allmählich, Föhn, Drohne, Mahd, Naht, Draht, Gastmahl, Gemahl, Fahrt, (aber: Hoffart, hoffärtig), Nahrung, Ohr, Ruhr, Wehrung, ahnden, wohl, das Wohl, nehmen, nahm.

29. Schreibe nur **ein h** in: Roheit, Rauheit, Hoheit.

30. Schreibe mit **aa, ee, oo**: Aal, Aas, Aar, Haar (Härchen), Paar (Pärchen, ein Paar Handschuhe), paar (ich schreibe ein paar Zeilen), Saal (Säle), Saat, Staat, — Beere, Beet, Geest, Heer, verheeren, Krakeel, Krakeeler, Klee, Lee, leer, Meer, scheel, Schnee, See, Seele, Speer, Teer, Thee, — Boot, Moor (Sumpf), Moos.

31. Schreibe jetzt nur mit **einem a, e, o**: Star, Schar, Pflugschar, Wage, Ware, Barschaft, Barzahlung, bar Geld, Maß, — Herd, Herde, quer, selig, Kamel, — Los, losen, Losung, Lotterielos, Sole (Salzwasser), Lotse.

32. **Verwechsle nicht**: Heer (Kriegsvolk), hehr (heilig), her (Adverb), komme her zu mir; hohl, ausgehöhlt, holen, (herbeirufen); mahlen,

der Müller mahlt; malen, der Maler malt; das Mahl (Gastmahl, Abendmahl, Mahlzeit), Mal (Zeichen), Denkmal, einmal; Mähre (altes Pferd), Märe (Märchen), mehr, Meer; leeren, lehren; das Wehr, Mühlenwehr, Landwehr, Wergeld (von vir, Mann), Werwolf; Mehl, Meltau; Rum (Getränk), Ruhm (Ehre); Sohle (Fußsohle), Sole (Salzwasser); der Mohr, das Moor; die Uhr, der Ur (Auerochs); der Aal, die Ahle (Pfriemen); der Aar (Vogel), Ar (Flächenmaß); Thon (Töpferthon), Ton (Laut).

33. Schreibe **drei e** in: die Seeen, die Armeeen, die Feeen.

34. Schreibe **zwei e** in: die Kniee, Kolonieen, Theorieen.

## D. Die Anfangsbuchstaben.

### I. Großschreibung.

35. Schreibe das Substantiv (Hauptwort) und auch andere Wörter, zu welchen der Artikel (Geschlechtswort) der, die, das tritt, mit einem **großen Anfangsbuchstaben**: der Reiche, der Arme, die Höhe, die Tiefe, das Wenn, das Aber, jedem das Seine, das Einmaleins, das Deutsche, das Nichts, das Lesen und Schreiben, das Abc.

36. Schreibe das Adjectiv (Eigenschaftswort), vor welchem die Wörter nichts, viel, etwas, wenig, manches, stehen, immer mit **großem Anfangsbuchstaben**: nichts Gutes, nichts Schlechtes, nichts Böses, viel Schlimmes, etwas Neues, etwas Schönes, wenig Erfreuliches, Ergötzliches, Erquickliches, manches Annehmbare. Ich kann ihm nichts Schlechtes nachsagen. Der Vorschlag hat manches Annehmbare.

37. Schreibe die von Ortsnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter auf **er** mit **großem Anfangsbuchstaben**: der Kölner Dom, das Nürnberger Bier, das Breslauer Rathaus, die Frankfurter Messe, das Werler Salz, der Schweidnitzer Keller.

38. Schreibe die von Personennamen abgeleiteten Adjektiva stets mit **großem Anfangsbuchstaben**: die Grimmschen Märchen, die Gellertschen Fabeln, die Schillerschen Gedichte, die Schubertschen Lieder, die Beethovenschen Sonaten, die Morgensternsche Buchhandlung, das Thielsche Lesebuch.

39. Schreibe Eigenschafts- und Ordnungszahlwörter, die mit dem Artikel hinter einem Eigennamen stehen, mit **großem Anfangsbuchstaben**: Friedrich der Große, Friedrich der Zweite, Wilhelm der Siegreiche, Karl der Vierte.

40. Schreibe die Eigenschaftswörter und Fürwörter in Titeln, sowie auch jene Fürwörter in Briefen, welche sich auf die angeredete Person beziehen, mit **großem Anfangsbuchstaben**: Se. Majestät, das Königliche Zollamt, das Kaiserliche Postamt, der Wirkliche Geheime Rat.

## II. Kleinschreibung.

41. Schreibe die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Adjektiva auf **isch** mit **kleinem Anfangsbuchstaben**: arnsbergischer Stadtwald, braunschweigische Wurst, holsteinische Austern, römische Kirche, preußischer König, amerikanischer Urwald, europäische Staaten.

42. Schreibe die Substantiva, wenn sie die Bedeutung anderer Wortarten annehmen und als solche verwendet sind, mit **kleinem Anfangsbuchstaben**:

a. Präpositionen: **angesichts** des Feindes, **kraft** seines Amtes, **laut** des Vertrages, **statt** eines Hammers, **mittels** des Schlüssels, **trotz** des Befehls, **seitens** der Behörde, **behufs** seiner Gesundheit, **infolge** der Krankheit.

b. Unbestimmte Zahlwörter: ein **paar** Zeilen, ein **bißchen** warten.

c. Umstandswörter: er war **anfangs** fleißig, flugs, rings, teils, einesteils, anderenteils, morgens, abends, vormittags (aber des Morgens, des Abends u. s. w., Sonntags, Montags u. s. w.), heutzutage, beizeiten, bergauf, kopfüber.

d. In manchen Verbindungen: es thut mir **leid**; aber: er thut sich ein **Leid** an; sei mir nicht **gram**; es thut ihm **not**; es ist **schade**; er ist mir **feind**; er that ihm **weh**; mir ist **angst** und **bange**; ich bin **willens**; es findet **statt**; er nimmt **teil**; aber: er hat keinen **Teil** an mir; die Not nimmt **überhand**; er hält **haus**; aber: er führt ein **großes Haus**; er giebt **acht**; preisgeben, es kommt mir zu **statten** (es findet eine gute **Statt**); in **stand** setzen, zu **stande** kommen, im **stande** sein, das Feld liegt **brach**.

43. Schreibe alle Für- und Zahlwörter mit **kleinem Anfangsbuchstaben**: man, jemand, niemand, jeder, keiner, einer, der eine, der andere, einzelne, manche, viele, alle, etwas, nichts, beide, die andern (alle), das andere, die übrigen (alle), das meiste, der (das) nämliche, der erste, der nächste, der beste, ein jeglicher. Z. B.: Gieb mir nur das eine, das übrige behalte dir. Der Vater ist mir der nächste. (Du sollst deinen Nächsten lieben.) Traue nicht dem ersten besten!

44. Schreibe Eigenschafts- und Umstandswörter mit **kleinem Anfangsbuchstaben** in folgenden Verbindungen: groß und klein, arm und reich, alt und jung, durch dick und dünn, am besten, fürs erste, zum letzten, des weiteren, des kürzeren, aufs deutlichste, im allgemeinen, im ganzen, im folgenden, im wesentlichen, von neuem, vor kurzem, bei weitem, im voraus, von vorne, im entferntesten, ohne weiteres, um ein beträchtliches, — den kürzeren ziehen, zu gute halten, zum besten haben.

45. Merke die Schreibung folgender **Fremdwörter**: Kapitän, Domäne, Militär, Sekretär, Ästhetik, Dämon, Äquator, Prälat, —

Schafott, Möbel, Pöbel, Manöver, religiös, — Bluse, Diskurs, Dublette, Truppe, Gruppe, Lektüre, Kostüm, Broschüre, Tribüne, — Analyse, Asyl, Gymnasium, lyrisch, Myrte, — Gips, Silbe, Kristall, — Rhabarber, Rhapsode, Katarrh, Diarrhöe, — Rasse, Grimasse, Fassade, — Bresche, Brosche, Maschine, Manschette, Schaluppe, Schatulle, Schärpe, — Apostroph, Emphase, Katastrophe, Prophet, Philosoph, Autograph, Biographie, — Fasan, Elefant, Elfenbein, — frivol, (sprich frivol), Karneval, Kavallerie, Kurve, Livre, Malve, nervös, Novelle, Olive, Oval, Proviant, Pulver, trivial, — Karawane, Lawine, — Thema, These, Theorie, Äther, Bibliothek, Hypothese, Katheder, Kathete, Methode, Thee, Theobald, Theodorich, Günther, Mathilde, Bertha, — Akademie, Autokrat, Diakon, Dialekt, elektrisch, Nektar, praktisch, Protokoll, Syndikus, Arithmetik, Physik, Plastik, Advokat, vakant, Kolonie, Vulkan, Sekte, abstrakt, Edikt, korrekt, Korrektur, konkret, Konjunktur, Konjunktion, Konjunktiv, — Benefiz, Justiz, Hospiz, Miliz, Differenz, Sentenz, Vakanz, Finanzen, Allianz, Distanz, Konzert, Dezember, Konzil, Kruzifix, Medizin, Offizier, Offizin, offiziös, offiziell, Porzellan, Prozent, Prozeß, Prozession, Rezept, Spezerei, fabrizieren, inspizieren, musizieren, publizieren, — Ceder, Censur, censieren, Centrum, central, Ceremonie, Cigarre, Cirkular, Citrone, Citadelle, Civil, Cölibat, Concept, concipieren, Docent, Deficit, Disciplin, Emancipation, Hyacinthe, Narcisse, Pharmaceut, Particip, präcis, Präcision, Rekonvalescent, Recensent, social, specifisch, — Grazie, Ingredienzien.

## E. Silbenbrechung.

46. **Teile** mehrsilbige Wörter im allgemeinen **nach Sprechsilben:** Ge=bäu=de, Ge=bäude, — Men=schen, Be=zie=hung, Ver=zei=hung, Jä=ge=rei, Be=we=gung, stür=misch, thö=richt, Öff=nung, gü=tig.

47. **Teile zusammengesetzte** Wörter nach ihrer **Zusammensetzung:** Fürsten=schloß, Gast=stube, Atmo=sphäre, Mikro=skop, Di=stink=tion, Dis=pens, war=um, dar=um, wor=aus, wor=über, wor=an, wor=auf, wor=unter, wieder=um, voll=enden, beob=achten, über=all, Schnell=läufer, Kamm=macher, Mit=tag, den=noch, Inter=esse, Magi=strat.

48. Die **Vorsilben** werden **abgetrennt:** ge=brauchen, be=treten, ent=erben, er=erbt, ver=arbeiten, ur=anfänglich, un=umgänglich, Miß=ernte, er=innern; aber: em=por, em=pfinden, em=pfangen, em=pfehlen.

49. Die **Nachsilben** werden **abgetrennt**, wenn sie mit einem Konsonanten beginnen: Gesund=heit, Gefällig=keit, Frei=heit, Freund=schaft, Bäum=chen, Kind=lein, Lab=sal, Scheu=sal, Eigen=tum, Ereig=nis, Jüng=ling.

50. Beginnt die Nachsilbe mit einem Vokale, so **tritt der vorhergehende Konsonant hinzu**: Nei=gung, Bewe=gung, Fleische=rei, stürmisch, thö=richt, Öff=nung, gü=tig, gläu=big, Köni=gin, Freun=din, Nähte=rin.

51. **Teile st**, wenn es **zwischen zwei Vokalen** steht: **Wüs=te**, gestern, Fes=tung, mauss=te, Las=ten, Wes=te, Gäs=te, Chris=tus, has=tig.

52. **Teile st nicht**

a. **nach** einem **Konsonanten**: **Für=sten**, **Bür=ste**, dur=stig, Dün=ste, Dienste, gün=stig, absper=stig;

b. **nach** einer **Vorsilbe**: ge=stiegen, Ver=stand, ent=stehen, ge=standen, be=steigen, ver=stecken, zer=stampfen, un=sterblich;

c. **vor** einer **Nachsilbe**, die mit einem Konsonanten beginnt: fest=lich, herbst=lich, christ=lich, Günst=ling, Erst=ling, Würst=chen.

53. **Teile tz**, wenn es **zwischen zwei Vokalen** steht: **rit=zen**, blitzen, Spit=ze, spit=zig, Sprit=ze, put=zen, Dut=zend.

54. **Teile tz nicht**, wenn ein **Konsonant darauf** folgt: Kätz=**chen**, Plätz=chen, plötz=lich, entsetz=lich, schwätz=te, kratz=te.

55. **Teile pf**, wenn es **zwischen zwei Vokalen** steht: **stop=fen**, Köp=fe, rup=fen, klop=fen.

56. **Teile pf nicht**

a. **nach** einem **Konsonanten**: **em=**pfinden, Strüm=pfe, Kar=pfen, empfangen, zer=pflücken;

b. **vor** einem **Konsonanten**: Strümpf=**chen**, kämpf=te, schimpf=te.

57. Bei **Silbenteilung** wird **ck** in **k-k** aufgelöst. **Teile ck**, wenn es **zwischen zwei Vokalen** steht: **stricken**, **strik=ken**; pflük=ken, schik=ken, Zuk=ker, Kuk=kuck, Bäk=ker, Krük=ke, lek=ken, lak=kieren.

58. **Teile ck nicht**, wenn **ein Konsonant darauf** folgt: Glöck=**chen**, Böck=lein, hack=te, pick=te, steck=te.

59. **Stelle x**

a. zur **nachfolgenden** Silbe, wenn ein Vokal darauf folgt: Ni=**xe**, He=xe, Alexander, Le=xikon;

b. zur **vorhergehenden** Silbe, wenn ein Konsonant darauf folgt: Fix=**stern**, Ex=trakt, Mix=tur.

60. **Einlautige** Silben werden **nicht** abgetrennt: **A=xe**, Eva, edel, Adel, ver=edeln, Amei=se.

---

Wir empfehlen:

**K. Duden**, Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. $0.40.

# *STEIGER'S German Series.*

***AHN'S German Primer.*** Edited by W. GRAUERT. Boards $0.45.

***AHN'S German Reading Charts.*** 25 Plates with Hand-book for Teachers. By Dr. P. HENN. $1.00.

*The same.* The 25 Plates mounted on 13 boards. $4.50 net. Varnished $6.00 net.

***AHN'S German Script Charts.*** 4 Plates mounted on 4 boards, varnished $1.25 net.

***AHN'S First German Book.*** By Dr. P HENN. (Exercises in Reading, Writing, Translation, and Conversation. Printed in bold type and containing a very large amount of German Script. Designed for the lowest two grades.) Boards $0.25.

***AHN'S Second German Book.*** By Dr. P. HENN. (Exercises in Reading, Writing, Translation, and Conversation. Containing much German Script. With Dialogues, Paradigms, Vocabularies [with the pronunciation of all German words], Conversational Exercises, Uncommon Styles of German Type, and Specimens of German Business Handwriting.) Boards $0.45, Half Roan $0.60.

These two books together form:

***AHN'S Rudiments of the German Language.*** By. Dr. P. HENN. First Course. Boards $0.65, Half Roan $0.80.

**Key* to same. Boards $0.25 net.

***AHN'S Third German Book.*** By Dr. P. HENN. Boards $0.45, Half Roan $0.60.

**Key* to same. Boards $0.25 net.

***AHN'S Fourth German Book.*** By Dr. P. HENN. Boards $0.60, Half Roan $0.80.

**Key* to same. Boards $0.25 net.

***AHN'S Rudiments of the German Language.*** By Dr. P. HENN. Second Course. (This contains AHN-HENN'S *Third* and *Fourth German Books* together.) Boards $1.00, Half Roan $1.25.

***AHN'S Complete Method of the German Language.*** By Dr. P. HENN. (AHN-HENN'S *First, Second, Third,* and *Fourth German Books* together.) Strongly bound in Half Roan $1.75.

***AHN'S Synopsis of German Grammar.*** By Dr. P. HENN. Boards $0.60. Half Roan $0.80.

***AHN'S First German Reader.*** With Notes and Vocabulary. By Dr. P. HENN. Boards $0.60, Half Roan $0.80.

*The same.* With Foot-notes and Vocabulary. Boards $0.60, Half Roan $0.80.

**Key* to same. Boards $0.30 net.

***AHN'S Second German Reader.*** With Notes and Vocabulary. By Dr. P. HENN. Boards $1.00, Half Roan $1.20.

*The same.* With Foot-notes and Vocabulary. Boards $1.00, Ralf Roan $1.20.

**Key* to same. Boards $0.50 net.

***AHN'S German Dialogues.*** Dramatic Selections. Number One. Boards $0.25, Cloth $0.35.

***AHN'S Rudiments of the German Language,*** (Old Edition of 1870.) Boards $0.35.

***AHN'S Method of Learning the German Language.*** Revised by GUSTAVUS FISCHER. First Course, Boards $0.50.—Second Course, Boards $0.50. —Both Courses bound together, Half Roan $1.00.

*Key* to same. Boards $0.30 net.

***AHN'S New Practical and Easy Method of Learning the German Language.*** With Pronunciation by J. C. OEHLSCHLÆGER. Edition of 1873. First Course. (Practical Part.) Boards $0.60.—Second Course. (Theoretical Part.) Boards $0.40.

***AHN'S First German Reader.*** With Notes by W. GRAUERT. Boards $0.50. — *Second German Reader.* With Notes and Vocabulary by W. GRAUERT. Boards $0.70.—The two *Readers* bound together, Half Roan $1.20.

*Key* to ***AHN-GRAUERT'S First German Reader.*** Boards $0.30 net. — to *Second German Reader,* Boards $0.35 net.

***AHN'S German Handwriting.*** With Notes by W. GRAUERT. Boards $0.40.

***AHN'S Manual of German Conversation.*** Revised by W. GRAUERT. Cloth $1.00.

***AHN-ŒHLSCHLÆGER'S Pronouncing Method of the German Language.*** Designed for Instruction in Schools, and for Private Study. (Edition of 1880.) First Course: *Exercises, Reader, Pronouncing Vocabularies, Conversations, Collections of Words, etc.* Boards $0.80, Half Roan $1.00. — Second Course: *Synopsis of German Grammar.* Boards $0.40, Half Roan $0.60. —Both Courses bound together, Boards $1.15, Half Roan $1.40.

*Key* to same. Boards $0.40 net.

***GRAUERT'S Manual of the German Language.*** First Part, Boards $0.40. — Second Part, Boards $0.40. — Both together, Boards $0.70, Half Roan $0.90.

***REFFELT'S First Book for School and House.*** With Vocabulary. Boards $0.30.

***REFFELT'S Second Book for School and House,*** With Vocabulary. Bds. $0.50.

## Collegiate Course.

***SCHLEGEL'S German Grammar*** for Beginners. Half Roan $1.25.

***SCHLEGEL'S First Classical German Reader.*** With Notes and Vocabulary. Half Roan $1.00. — *Second Classical German Reader.* With Notes and Vocabulary. Half Roan $1.50.

[* These *Keys* will be supplied to teachers only upon their direct application to the publishers.]

**E. Steiger & Co.,** 25 Park Place, **New York.**

# *STEIGER'S Latin Series.*

*AHN'S Latin Grammar.* By Dr. P. HENN. With References to the Exercises in the *First, Second,* and *Third Latin Books.* Boards, $0.80; Cloth, $0.90

*AHN'S First Latin Book.** (Rules and Exercises mainly on *Nominal* Inflection.) By Dr. P. HENN. Boards, $0.60; Cloth, $0.70

*AHN'S Second Latin Book.** (Rules and Exercises mainly on *Verbal* Inflection.) By Dr. P. HENN. Boards, $0.80; Cloth, $0.90

*AHN'S Third Latin Book.** (Rules and Exercises on *Syntax* and Latin Composition.) By Dr. P. HENN. Boards, $0.80; Cloth, $0.90

*AHN'S Practical and Easy Latin Method.* Being the *First, Second,* and *Third Latin Books* combined. With Latin-English and English-Latin Vocabularies. By Dr. P. HENN. Half Roan, $1.80

---

*AHN'S New Latin Manual.* Grammar, Exercises, and Vocabularies. By Dr. P. HENN. Half Roan, $2.00

Also separately: First Course. — Second Course. — Third Course. Boards.

(This is *AHN-HENN'S Latin Grammar,* with part of the Exercises from the *First, Second,* and *Third Latin Books.*)

---

*AHN'S Short Latin Course.* Boards. (In preparation, to be issued shortly.)

*AHN-HENN'S First Latin Reader.* (*De septem regibus Romanorum,* from LIVY.) With Notes, Vocabulary, and References. (To be used, the second year, with the *Second Latin Book.*) Boards, $0.70; Cloth, $0.80

*AHN-HENN'S Second Latin Reader.* (Selections from JUSTINUS, CÆSAR, CICERO, and PHÆDRUS.) With Notes, Vocabulary, and References. (To be used, the third year, with the *Third Latin Book.*) Boards $0.80; Cloth, $0.90

These two *Latin Readers,* bound together in one volume. Half Roan, $1.50

---

*AHN'S Latin Delectus.* Graded Selections from Latin Authors. With Notes and Vocabulary. Boards.

---

*AHN'S Latin Vocabulary for Beginners. Methodical and Etymological. With a Collection of Latin Proverbs and Quotations.* By Dr. P. HENN. (To be used with the *First* and *Second Latin Books,* or independently.) Boards, $0.60; Cloth, $0.70

*AHN'S Latin Wall Charts.* By Dr. P. HENN. 22 Plates, in Sheets, $1.50; mounted on 22 Boards, $6.00. (To be used in connection with any Latin Series.)

---

* The *Keys* to the *First, Second,* and *Third Latin Books* (price $0.40 net, each), intended as aids in dictation exercises, etc., will be supplied to teachers only upon their direct application to the publishers.

## ☞ Latin Texts, without Notes, at very low prices. ☜

*Cæsar. De Bello Gallico.* Edited by B. DINTER. Paper, $0.30; Boards, $0.40

—— *De Bello Civili.* Edited by B. DINTER Paper, $0.25; Boards, $0.35

*Catullus.* Edited by L. MUELLER. Paper $0.20; Boards, $0.30

*Cicero.* Edited by R. KLOTZ — in 11 vols., Paper, @ $0.85; Boards, $1.00 — or in 37 numbers, Paper, @ from $0.20 to $0.40 Boards, @ from $0.30 to $0.50

*Cornelius Nepos.* Edited by C. HALM Paper, $0.12; Boards, $0.20

*Curtius Rufus.* Edited by H. E. FOSS. Paper, $0.50; Boards, $0.60

*Horatius.* Edited by L. MUELLER. Paper, $0.40; Boards, $0.50

*Juvenalis.* Edited by C. F. HERMANN. Paper, $0.20; Boards, $0.30

*Livius.* Edited by W. WEISSENBORN. 6 vols., Paper, $2.75 — Books I to XXIII. in 4 parts, Paper, @ $0.25; Boards, $0.35

*Lucretius.* Edited by J. BERNAYS. Paper, $0.60; Boards, $0.70

*Ovidius.* Edited by R. MERKEL. 3 vols. Paper, $1.15; Boards, $1.45

*Persius.* Edited by C. F. HERMANN. Paper, $0.15; Boards, $0.25

*Phædrus.* Edited by L. MUELLER. Paper, $0.15; Boards, $0.25

*Plautus.* Edited by A. FLECKEISEN. 2 vols. Paper, $1.10; Boards, $1.30

*Plinius. Epistulæ.* Edited by H. KEIL. Paper, $0.50; Boards, $0.60

*Quintilianus.* Edited by ED. BONNELL. 2 vols. Paper, $1.00; Boards, $1.20

—— Book X. Edited by C. HALM. Paper, $0.15; Boards, $0.25

*Sallustius.* Edited by R. DIETSCH. Paper, $0.20; Boards, $0.30

*Tacitus.* Edited by C. HALM. Complete. 2 vols. Paper, $1.00; Boards, $1.20

—— *Germania.* Paper, $0.20; Boards, $0.30

*Terentius.* Edited by A. FLECKEISEN. Paper, $0.50; Boards, $0.60

*Vergilius.* Edited by O. RIBBECK. Complete. Paper, $0.55; Boards, $0.65

—— *Bucolica.* Paper, $0.20; Boards, $0.30

—— *Æneis.* Paper, $0.35; Boards, $0.45

---

*A New Dictionary of the Latin and English Languages.* (Latin-English and English-Latin.) With an Appendix of Latin Geographical, Historical and Mythological Proper Names. 16mo. Cloth, $0.85

**Large Stock.** **Low Prices.**

# E. Steiger & Co.,

**Importers and Booksellers, Publishers and Printers,**

25 Park Place, NEW YORK.

## GERMAN BOOKS

IN ALL DEPARTMENTS.

## German Periodicals.

## Kindergarten Literature.

## Kindergarten Gifts and Material.

**Large Stock of German Books at Reduced Prices.**

**Second-hand Books in all Languages and Departments procured promptly.**

## TERRESTRIAL AND CELESTIAL GLOBES.

**Relief Globes, Relief Maps, Plain Globes and Maps, Tellurians, Lunaria, Planetaria, &c.**

## Books and Periodicals

either supplied at once, or imported within the **shortest possible** time from Germany, Austria, Switzerland, England, France, Spain, Portugal, Italy, Belgium, Holland, Denmark, Sweden, Russia, and other countries.

**Direct Connections.**

**Particular attention is invited to the large number of Steiger's Catalogues and Lists of Books and Periodicals in all departments.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
438.6 G77D C001
Drittes deutsches Lesebuch ...
3 0112 088348625

## *German, French, &*

*AHN-HENN'S German Reading Charts.* $1.
— *First German Book.* Bds. $0.25. — *Second German Book.* Bds. $0.45. — *Third German Book.* Bds. $0.45. — **Key.* Boards $0.25
*Fourth German Book.* Bds. $0 60. — **K*
Bds. $0.25.— *Rudiments of the German Language.* First Course. Boards $0.65.— **I*
$0.25. — Second Course. Bds. $1.00.— *C*
*plete Method of the German Language.* Ha
Roan $1.75.—*Synopsis of German Grammar.* Bds. $0.60. — *First German Reader.* With Notes. Bds. $0.60. With Foot-notes. Bds. $0.60. — **Key.* Bds. $0.30. — *Second German Reader.* With Notes. Bds. $1.00. With Foot-notes. Bds. $1.00.— **Key.* Bds. $0.50.

*AHN'S German Dialogues.* No. 1. Bds. $0.25.

*AHN-FISCHER'S Method of Learning the German Language.* First Course Bds. $0.50. — Second Course. Bds. $0.50. — Both Courses bound together. Half Roan $1.00. — **Key.* Bds. $0.30.

*AHN-GRAUERT'S German Primer.* Bds. $0.45.— *First German Reader.* Bds. $0.50. — **Key.* Bds. $0.30. — *Second German Reader.* Bds. $0.70.— **Key.* Bds. $0.35. — The two *Readers* bound together. Half Roan $1.20.— *German Handwriting.* Bds. $0 40. — *Manual of German Conversation.* Cloth $1.00.

*AHN-ŒHLSCHLÆGER'S Pronouncing Method of the German Language.* (Edition of 1880.) First Course. Bds. $0.80. — Second Course. Bds. $0.40. — Both Courses bound together. Bds. $1.15 — **Key.* Bds. $0.40

*GRAUERT'S Manual of the German Language.* First Part. Bds. $0.40. — Second Part. Bds. $0.40. — Both together. Bds. $0.70.

*OEFFELT'S First Book for School and House.* Bds. $0.30. — *Second Book for School and House.* Bds. $0.50.

**Key.* Bds. $0.25. — Second Courses bound together. Half Roan $1.00. — *Elements of French Grammar.* Bds. $0.35 — *First French Reader.*, With Notes. Bds. $0.60. With Foot-notes. Bds. $0.60. — **Key.* Bds. $0.30. — *Second French Reader.* With Notes. Bds. $0.80. With Foot-notes Bds. $0.80. — **Key.* Bds. $0.40.

*AHN'S French Dialogues.* No. 1. Bds. $0.30.— No. 2. Bds. $0.25. — No. 3. Bds. $0.30

*AHN'S Manual of French Conversation.* In press. — *French Letter-writer.* In press.

*SCHLEGEL'S French Grammar.* Half Roan $1.50. — *Classical French Reader.* Half Roan $1.20.

---

*AHN-HENN'S Latin Wall Charts.* $1.50. — *First Latin Book.* Bds. $0.60. — **Key.* Bds. $0.40. — *Second Latin Book.* Bds. $0.80 — **Key.* Bds. $0.40. — *Latin Vocabulary for Beginners.* Bds. $0.60. — *Third Latin Book.* Bds. $0.80. — **Key.* Bds. $0.40. — *Fourth Latin Book* (*Synopsis of Latin Grammar.*) Bds. $0.80.—*First Latin Reader.* (LIVY'S *De septem regibus Romanorum.*) With Notes and Vocabulary. Bds. $0.70. — *Second Latin Reader.* With Notes. In press.

(* The several *Keys* above enumerated will be supplied only to teachers, upon their direct application to the publishers.)

Particular attention is invited to the AHN-HENN ***German, French,*** and ***Latin Text-books,*** the use of which results 1) in a ***saving*** of ***expense*** for books: the prices are very moderate; — 2) in a ***saving*** of ***time*** and needless ***trouble*** to both teacher and pupil: the ***real progress*** of the latter is rapid, while the teacher's task is rendered very light; 3) in a ***desire to study,*** because pupils find this ***simple*** and ***natural method*** at once so ***easy*** and ***inviting;*** — 4) in a marked ***gain*** in sound, ***practical*** knowledge of the languages sufficient for the usual requirements of the learner. Another point of excellence is the judicious selection of the exercises, and the clear ***moral tone*** of the same.

These books are printed in ***large, clear type,*** and issued in ***superior style.*** They have stood the actual test of the class-room and the most searching criticism; have been adopted for ***exclusive use*** in numberless colleges, academies, private and public schools throughout the country, and are universally acknowledged to be the ***most suitable books*** for the ***instruction of children*** in the languages.

***Favorable terms*** for introduction and exchange. ***Specimen copies*** for examination sent to teachers upon receipt of half the advertised price.

---

**E. Steiger & Co.,** 25 Park Place, **New York.**